Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Achter Band.

Inhalt: Aspasia. 1. Teil.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Aspasia.

Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas.

Einleitung des Herausgebers.

Robert Hamerling, als Prophet eines ästhetischen Idealismus, mußte sich (nur konsequent) schon seit frühester Jugend — da in ihm die Schönheitsidee als Zentrum seiner Spekulation sich entwickelte — hingezogen fühlen zum Volke der Griechen, zum Zeitalter des Perikles und seiner wunderschönen Huldin Aspasia. Er selbst gesteht es in seiner Selbstbiographie: „... Zu den Gestalten, die in mir heimisch waren und mir ein sozusagen persönliches Interesse einflößten, gehörte seit längerer Zeit auch das leuchtende Bild der griechischen Aspasia mit ihrer Kohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern der goldenen Zeit des Hellenentums. Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskult die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen! ..."

Gleich nach Niederschrift des „Teut" und der „Sieben Todsünden" begann Hamerling die Vorarbeiten. Unterm 20. Februar 1872 schreibt er an Richter: „... ‚Die sieben Todsünden' sollen in der Veröffentlichung dem ‚Tent' folgen, dann der Roman ... Ich bin jetzt sehr fleißig ..." Die Vorarbeiten dauern Monate. Am 5. Juni 1875 geht er (im Stiftinghaus) an die Ausführung. Über seinem Bette hängt der lange Stahlstich von Rahls athenischem Fries. Angesichts dieses Stahlstichs schreibt er sein Werk. 1873 — mitten während der Arbeit — verständigt er Richter: „... Mein Roman ‚Aspasia' wird nicht unmittelbar zu Neujahr, jedenfalls aber noch im Frühjahr 1874 in der ‚Neuen Freien Presse' zum beginnenden Abdruck kommen." Am 28. Februar 1874 vollendet er das Werk.

Aber der Roman wurde nicht in der „Neuen Freien Presse“ publiziert. Hierüber berichtet uns Karl von Thaler eingehend: „Schon im Spätjahr 1872 waren die Verhandlungen der Redaktion mit Hamerling angeknüpft worden. Er hatte versprochen, das vollendete Manuskript bis zum 1. April 1873 einzusenden, weil am 1. Mai die Veröffentlichung beginnen sollte, hielt jedoch den Termin nicht ein und ein anderer Roman mußte als Ersatz erscheinen. Das war unangenehm, denn die Redaktion wollte gerade während der Wiener Weltausstellung das Werk eines hervorragenden deutschösterreichischen Dichters bringen. Michael Etienne (Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘), der in seiner Art ein Prachtmensch, aber ungemein heftig war, ärgerte sich nicht wenig und machte seiner üblen Laune in gewohnter urkräftiger Weise Luft, als die ‚Aspasia‘ endlich mit starker Verspätung eintraf. Er las den Roman infolgedessen nicht ohne Voreingenommenheit, fand ihn „klassisch langweilig“ und verweigerte die Annahme... Das Manuskript der ‚Aspasia‘ wanderte nach Graz zurück...“ Und nun nahm der Dichter das Manuskript neuerlich vor, arbeitete es gründlich um, feilte, wo es ihm nötig schien, und erst Dezember 1875 erschien das Werk, und zwar sofort im Buchhandel (im Verlage Richter): „Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas“ (in drei Bänden).

Die Sendung seiner Arbeit an den Verleger hatte Hamerling mit folgendem charakteristischem Brief begleitet: „...Sie werden sich rasch überzeugen, daß Sie keinen eigentlichen Leihbibliotheksroman vor sich haben und vielleicht bedauern Sie dies als Verleger. Aber ich gründe eben hierauf die Hoffnung eines mehr als ephemeren Erfolges. Der guten Leihbibliotheksromane gibt es genug, aber ein Roman, der das altgriechische Leben mit Treue und Lebendigkeit schildert, ist bisher nicht versucht worden, wenigstens nicht von einem Dichter. Ein Werk, das nach seinem Inhalt als ein Unikum dasteht und eine wirkliche Lücke in der Literatur ausfüllt, wird ohne Zweifel einer dauernden Nachfrage sich erfreuen. Im ersten Bande, wo sozusagen der Hintergrund gezeichnet werden mußte, ist viel kulturhistorisches Detail, wiewohl nur so viel, als durch die Idee des Ganzen bedingt war, weiterhin aber enthält namentlich der dritte Band Partien, worin die Erfindung weitaus vorwiegt und die so spannend, so packend sind, als es selbst der Leihbibliothekleser nur verlangen kann. Die Form der Darstellung mußte dem Stoff angepaßt, Diktion und Dialog von

griechischem Geiste durchweht sein, auf die Gefahr hin, daß der mangelhaft Gebildete sich nicht sogleich darin zurechtfindet ..."

Bei Gelegenheit der Verlagsverhandlungen hatte Hamerling u. a. seinem Verleger geschrieben: „... Ich setze voraus, daß Sie mit dem Honorar nicht knausern werden ..." Es mag hier vielleicht interessieren, daß „Aspasia" das erste Werk Hamerlings ist, für welches dieser ein höheres Honorar empfing.

„Aspasia" erlebte zu Lebzeiten Hamerlings drei starke Auflagen, die dritte in Kl. 4° mit prächtigen Vignetten und Leisten von J. Dietrichs.

Der Roman fand zahlreiche Kritiken — mitunter solche begeistertster Art — ist es ja auch das Werk, welches der Weltanschauung unseres Dichters wie kaum ein zweites so logisch entsprang. Die bis jetzt tiefsten Worte über das Werk aber schrieb der Wiener Universitätsphilosophieprofessor Dr. Laurenz Müllner (kurze Zeit nach Erscheinen) in der Wiener (katholischen) Tageszeitung „Das Vaterland". Die Arbeit bildet gegenwärtig den Clou von Prof. Müllners (gesammelten) „Literatur- und kunstkritischen Studien", Wien bei Braumüller 1895 (S. 3ff.).

Inhalt.

		Seite
Einleitung des Herausgebers		3
Vorwort des Verfassers		7
1. Kapitel:	Der Schatz von Delos	9
2. „	Frau Telesippe	45
3. „	Der Bandkrämer von Halimos	69
4. „	Die Pansgrotte	94
5. „	Die Pfaue des Pyrilampes	123
6. „	Am Kephissosufer	149
7. „	Der Diskoswurf	180
8. „	Das Opfer der Charitinnen	203
9. „	Antigone	226
10. „	Die Trinkkönigin	254
11. „	Samos	282
12. „	Jonischer Honigmond	312

Vorwort des Verfassers.

Wenn dieser Roman, einem vielzitierten kritischen Mahnworte unserer Zeit entsprechend, ein Volk — das althellenische — „bei seiner Arbeit aufsucht", die weltgeschichtliche Arbeit des Hellenenvolks aber eine Künstler-, eine Dichter- und Denkerarbeit war, wird dieser Art von Arbeit und ihrer Schilderung nicht etwas Gedankenhaftes, Lehrhaftes anzukleben scheinen? Wird sie an frischem Reize des Eindrucks nicht zurückstehen hinter den Bildern, welche aus dem Borne eines naiven, urwüchsigen, in der Tatkraft aufgehenden, poetisch vielleicht noch gar nicht ausgenützten Lebens geschöpft sind? Und mußte ein solcher Versuch, so gut wie auf den Reiz des Naiven, Naturwüchsigen, nicht andererseits auch wieder verzichten auf den Reiz des in modernem Sinne Geistreichen, des realistisch Pikanten, auf die bunten, grellen Lichter der heutigen Dichtung? Durfte hellenisches Leben anders dargestellt werden als mit hellenischer Einfachheit? und durfte der Darsteller nach anderem trachten, als nach einem Hauche hellenischen Geistes, hellenischer Anmut?

Ist es nicht überhaupt bedenklich, untergegangenes Leben zu schildern? Detailmalerei des modernen Lebens wird als anziehender Realismus der Darstellung gepriesen; die des antiken wird auf viele den anfröstelnden Eindruck der Gelehrsamkeit machen. In der Tat, wer dieses Werk nur flüchtig durchblättert, merkend, daß die einzelnen Abschnitte Ausblicke auf verschiedene Seiten hellenischen Lebens eröffnen, der wird rasch zur Hand sein mit dem Urteil, er wird ein loses Skizzenbuch vor sich zu haben glauben, im besten Falle einen „kulturhistorischen" Roman, was nach der Anschauung der meisten beiläufig soviel besagt als kein Roman.

Und doch — wenn der Roman als künstlerisches Werk von der Biographie, der Geschichte, der bloßen Erzählung durch innere und äußere Gliederung sich unterscheidet, wenn er nicht bloß der Ausdruck eines sinnvoll in sich abgeschlossenen Lebens und Schicksals ist, sondern auch eines Konfliktes in folgerechter Entwicklung und Lösung, so ist das, was ich hier erzähle, ein Roman. Denn nicht bloß lebt in bestimmter Gestaltung darin die schöne, geistverklärte Sinnlichkeit sich aus, in ihrer Entfaltung, ihrer Blüte, ihrem Niedergang; der Widerstreit zwischen dem ästhetischen

Lebensideal und dem sittlichen entspinnt und entscheidet sich in einem Einzelgeschick und in einem Völkergeschick zugleich. Immer hat dieser Parallelismus von Einzel- und Völkergeschick, von individuellem und allgemeinem Leben mir als das Kunstgeheimnis der epischen Dichtung, als ihr oberstes Prinzip, als ihr eigenstes Schema vorgeschwebt. Nicht so jedoch, daß das Detail des erzählten Einzellebens und das des allgemeinen eben nur nebeneinander herlaufen, eines gleichsam die Episode des andern, sondern daß beide soviel als möglich an einem und demselben Detail sich abspinnen, daß sie, soviel als möglich, einem organischen Gebilde gleich, lebendig ineinander verwoben und verschlungen sind.

Nur mäßig durfte, um den reinen, gefälligen Eindruck des Bildes nicht zu stören, der Konflikt angedeutet sein: nur sachten Schrittes durfte er fortschreiten, und so scheint vielleicht an dünnem Faden die Handlung sich hinzuziehen. Aber was an Gesprächen und Schilderungen als Abschweifung erscheint, das alles ohne Ausnahme rückt zuletzt in sein rechtes, volles Licht, zeigt sich in seiner Notwendigkeit, in seinem Bezuge zum Ganzen, zur Idee.

Aber nicht zu einer Idee in abstraktem Sinne des Wortes. Laß dich nicht zu dem Gedanken verleiten, geneigter Leser, irgendeiner „Tendenz" zuliebe sei der Verlauf dieser Geschichte gedreht, gewendet, gemodelt worden. Was ich erzähle, ist die ungefälschte, parteilose Wahrheit. Ich schildere die Menschennatur und den Weltlauf. Ich gebe das Tun und Treiben, das Ringen und Streben der Menschen wieder und die Worte, mit welchen sie es verteidigen. Ich habe keine Tendenz im Auge, als die des Lebens, keine Moral, als die der Notwendigkeit, keine Logik, als die der Tatsachen, welche aus Stoß und Gegenstoß besteht, so beständig und so gleichmäßig wie das Hin- und Wiederwogen eines Fichtenwipfels im Winde. Die Weisen behaupten wohl mit Recht, daß die Idee niemals rein aufgehe in der Wirklichkeit. Der Tendenzpoet verfolgt sie bis zu einem Höhepunkt ihrer Entwicklung, hält sie da auf einem Punkte, den sie doch eigentlich nur im Fluge berührt, gewaltsam fest, läßt sie farbig schimmern und schillern zur Freude der Sterblichen und macht die Seifenblase zum Fixstern. Die reine, absichtslose Poesie aber begleitet die Idee auf dem Wege der Verwirklichung am liebsten bis zu jenem Punkte, wo sie, um in ihrer Reinheit sich wiederherzustellen, phönixgleich dem Flammentode sich selbst überliefert.

Graz, am 1. November 1875. **R. H.**

1. Der Schatz von Delos.

Es war ein sonniger Tag der schwülen Zeit, als in der Stadt der Athenäer eine schlanke jugendliche Frauengestalt, begleitet von einer Sklavin, eiligen Schrittes ihren Weg über die Agora nahm. Die Erscheinung dieses Weibes hatte die sonderbare Wirkung, daß auf seinem ganzen Wege nicht ein einziger Mensch ihm begegnete, der nicht, nachdem er an ihm vorbeigekommen und in sein Antlitz geblickt, hinter ihm stillgestanden wäre und eine geraume Weile wie festgebannt es mit seinen Blicken verfolgt hätte. Die Ursache davon lag nicht sowohl in dem Umstande, daß es schier eine Seltenheit, ein freigeborenes Athenerweib der vornehmeren Art öffentlich in den Straßen wandeln zu sehen, sondern vielmehr darin, daß diese Frauengestalt von einer wunderbaren und verblüffenden Schönheit war.

In den Gesichtern derjenigen, welche bei der Begegnung sie anstarrten oder hinter ihr in den Boden wurzelnd sie mit dem Auge verfolgten, malte das Erstaunen sich in allen möglichen Arten des Ausdrucks.

Einige lächelten mit Wohlbehagen, die Augen graubärtiger Greise funkelten, es gab welche, die den Blick eines Fauns nach dem schönen Weibe warfen, andere wieder, in deren Miene sich eine Art von Ehrfurcht spiegelte, als ob sie eine Göttin erblickten. Einige trugen eine ernste befriedigte Kennermiene zur Schau und andere blickten fast töricht, mit vor Verwunderung halbgeöffneten Lippen. Etliche wenige gab es freilich auch, die ein spöttisches Grinsen sehen ließen und einen bösen, stechenden Blick auf die Schöne rich-

teten, als ob Schönheit ein Verbrechen wäre. — Männer, welche zu zweien gingen oder in Gruppen standen, unterbrachen ihr Gespräch. Gesichter, auf welchen Langeweile gelagert war, erschienen auf einmal belebt; gerunzelte Stirnen glätteten sich. Es kam Bewegung in die Gemüter.

Die Erscheinung des Weibes war wie ein Sonnenstrahl, der in eine Rosenlaube fällt, und in welchem die Mücken in bacchantischem Wirbel zu tanzen beginnen.

Unter denjenigen, deren Aufmerksamkeit die verblüffende Frauengestalt auf sich zog, waren auch zwei Männer, welche schweigend nebeneinander hergingen. Ruhig, ernst, würdevoll und edel waren sie beide von Ansehen; jünger der eine, dunkel gelockt, stattlich, doch nicht ohne eine Spur von Weichheit in den Zügen; höher noch, fast ehrfurchtgebietend, ragte neben ihm des älteren Mannes Bildung; aber kahl wölbte sich sein mächtiges Vorhaupt über der tiefsinnigen Stirn. Es war, als sähe man neben dem feurigen Achill den völkergebietenden Agamemnon einherschreiten.

Der Jüngere heftete einen Blick der Überraschung auf das bezaubernde Weib; ruhig blieb dagegen der Ältere: es schien, als hätte er die Schöne nicht zum erstenmal gesehen, und so teilnahmlos, so tief versenkt in andere Gedanken schien er, daß sein Begleiter eine Frage unterdrückte, die schon auf seinen Lippen schwebte.

Ein Sklave ging hinter den beiden Männern her. Sie schritten den langen, staubbedeckten Weg gegen den Piräus hinaus.

Spähend blickte im Vorwärtsschreiten zuweilen der Jüngere nach der blitzenden Fläche des saronischen Golfs hinüber. Sein Auge war scharf wie das Aug' eines Adlers. Er sah ein Schiff, das noch für keines anderen Menschen Blick erreichbar war. Er sah es auftauchen am Rande des Meerhorizonts. Des Fahrzeugs Weiterrücken war unmerklich in der weiten Entfernung. Der Adleräugige hatte das Ansehen eines Mannes, der sich zu fassen weiß; aber wenn er so nach dem fernen Fahrzeug hinübersah, da schien es

doch bisweilen für einen Augenblick, als wolle er mit dem Odem seiner eigenen Brust das zögernde Segel beflügeln.

Schweifte der Blick von dem Wege, welchen die beiden Männer gingen, zur Rechten ab, so stieß er in einiger Entfernung auf eine in der Sonne blinkende Mauer, die schier unabsehbar hinablief von der Stadt bis zum klippigen Meerstrand. Zur Linken sich wendend, sah man eine Mauer derselben Art, die soeben vor den Blicken des Beschauers emporzuwachsen schien. Die Bauleute türmten rechtwinklig behauene Werkstücke übereinander, und wo die Masse fertig stand, da scholl weithin der Hämmer Gedröhn, welche die verbindenden Erzklammern in die Quadern schlugen.

Auch diese Mauer erstreckte sich hinunter bis ans Meer, in weiter Krümmung dort sich auszubreiten und, wie oben die Stadt, so unten, mit der anderen vereinigt, den Hafen samt seinen Gebäuden mit schützendem Arm zu umfangen.

Auf diesem Mauerbau ruhte das Auge des jüngeren der beiden Männer prüfend und mit einer Art von Befriedigung, wenn es auf Augenblicke abglitt vom segelbeschwingten Ziel in der Ferne. Und mit Lächeln sprach er zuletzt, indes seine Blicke die endlose Linie festgefügter Quadern entlang glitten, zu seinem Gefährten gewendet:

„Wär' jedes drängende Wort, das ich um dieses Werkes willen zu den Athenäern sprach, zum Werkstein für dasselbe geworden, wahrlich, längst stünd' es uns fertig vor Augen. Aber auch so sehen wir es nun endlich der Vollendung nahe."

„Und war sie in der Tat unentbehrlich, diese mittlere Mauer?" fragte, mit einem gleichgültigen Blicke das Werk streifend, der Ältere.

„Sie war es!" versetzte jener. „Viel zu weit schweift die ältere linke Mauer ab gegen Phaleron. Eine große Strecke des Hafenstrands blieb offen. Jetzt erst ist die Aufgabe völlig gelöst. Aus der Brandasche des Perserkriegs verjüngt hervorgegangen, hat die Stadt der Pallas Athene, glänzend und mächtig, genährt vom Tribut der hellenischen

Küsten und Inseln, diesen Quadergürtel um ihre Glieder geschlungen, stark genug fortan, den Neidern griechisch redender Zunge nicht minder als dem Anprall aller Barbaren des Morgenlandes zu trotzen."

Der Mann, der so zu seinem Gefährten sprach, war des Xanthippos Sohn, der Alkmäonide Perikles, den sie den Olympier nannten.

Sein Gefährte aber war ein gepriesener Erz- und Marmorbildner, Pheidias geheißen. Seiner Hände Werk war das riesige Standbild der „Vorkämpferin Athene", das von der Höhe des Burgberges weit hinausleuchtete ins attische Land und in die Meeresferne sogar, wo annahende Schiffer die goldglänzende Lanzenspitze der Göttin freudig begrüßten als erstes Wahrzeichen aus dem Banne des „veilchenbekränzten Athen".

Einförmig fast erschienen die weithinlaufenden Quaderzüge, aber sie hatten, in das Licht des griechischen Himmels getaucht, nichts Düsteres. Ein bewegtes Getümmel wogte zwischen ihnen hin und her. Laut erschollen die spornenden Rufe der Maultiertreiber, und in langen Zügen gingen vom Hafen zur Stadt, von der Stadt zum Hafen, die reich befrachteten Tiere den Weg entlang.

Hie und da trat ein Olivengehölz bis hart an die Straße heran, in dessen grünen Wipfeln von Zeit zu Zeit ein erfrischender Hauch, vom Golf herüberwehend, verzitterte.

Wenn solches geschah, zog der Erzbildner den breitrandigen Petasos vom Haupte und ließ seine hohe kahle Stirn von der Brise bestreichen. Der „Olympier" aber schritt nur immer mutiger aus, hielt nur immer fester sein Aug' auf die Triere gerichtet, die aus der Weite der Seebucht nun doch allmählich näher gegen den Hafen herankam.

Jetzt sind die beiden unfern dem Meere angelangt. Der Hafen ist erreicht. Auch hier schweift das Auge des Mannes, welchen sie den Olympier nennen, mit Befriedigung umher. Sein Werk ist zum großen Teile, was da dem Auge sich bietet, ein Neues dem Volke der Griechen in jener Zeit:

breite, stattliche, gerade laufende Straßen. Hier prangt der große, von Säulenhallen umgebene Marktplatz, welcher den Namen nach seinem Erbauer Hippodamos, dem Milesier, ererhielt. Staffelförmig erheben sich zur Linken, über den Säulenwald des Theaters hin, an den Abhängen des befestigten Hügels Munychia, die Häuserreihen, und auf der Höhe des Hügels ragt leuchtend das Marmorheiligtum der Artemis. Drunten aber in der Ebene dehnen sich bis ans Meer hin endlos die Hallen: Hier die prächtige Stoa des Perikles, hier die ungeheuren Warenhäuser, wo ausgeschiffte Frachten bis zum Verkauf oder bis zur Weiterbeförderung lagern können, hier der riesige Basar des Hafens, die Warenbörse, das „Deigma", wo Schiffahrer und Händler ihre Waren zur Schau stellen, wo sie ihre Verträge beraten.

In diesen Hallen, auf diesen Quaderterrassen steht der kluge Grieche wie auf dem Boden seiner Kraft, sich freuend, daß mit dem Gedeihen des Gemeinwohls auch sein persönliches wachse. Hier nimmt er aus den Händen des befreundeten Meergotts das Füllhorn aller Gaben der Fremde und sieht die letzten Wellenringe des Pontos, des Nils, des Indermeeres an seinem Gestade verschäumen.

Hier tummelt sich's, das Griechenvolk des Perikles: schöne dunkelbraune Gestalten, malerisch sich abhebend vom Hintergrund der weißen Marmorhallen. Unbedeckt die Häupter der meisten, Sandalen zur Not an den Füßen, die karge, tuch- oder mantelartige helle Gewandung lässig über die Schulter geworfen — dennoch in plastischer Schönheit, wie braune Erzbilder, stehen sie zwischen den Säulen. Nur daß sie lebensvoll sich gebärden, im bunten Stimmengewirre die Laute des klangreichen Hellenenidioms vernehmen lassend, energievoll in Reden und Gebärden und würdevoll zugleich wie Histrionen.

Seit der Athenäer nach glücklich geführten Kriegen die See beherrscht, hat er gelernt, hinauszugehen in die Hafenstadt des Piräus und sich zu bereichern. Er geht in den Piräus und sucht Reeder für überseeische Fahrten und Unter-

nehmungen auf. Er geht zu den Geldmaklern, den Wechslern, legt Gelder bei ihnen nieder, oder erhebt welche, und wenn er keine zu erheben, keine zu hinterlegen hat, so entlehnt er welche. Denn Handel und Wandel blüht, und der Athenäer kennt die Gelegenheiten. Er weiß, wann es Zeit ist, Getreide vom Pontus zu holen, oder Holz aus Thrazien, oder Papyrus aus Ägypten, oder Teppiche aus Milet, oder feines Schuhwerk aus Sikyon, oder Trauben aus Rhodus. Er weiß auch, wo sein Olivenöl, sein Honig, seine Feigen, seine Metallarbeiten, seine Tongefäße gesucht und am besten bezahlt werden. Und der Makler, der Wechsler gibt das Geld ohne vieles Bedenken. Der Zinsfuß ist hoch, und für reiche Prozente kann man etwas wagen. So mancher Freigelassene, mancher Pasio, mancher Simo, mancher Phormio sitzt jetzt wohlgemut hinter seinem Wechslertisch in Piräus und gebärdet sich wie eine obrigkeitliche Person, denn man legt Kontrakte bei ihm nieder. Er gibt zwei Talente, ohne eine Miene zu verziehen, hin und empfängt ebenso gleichgültig zwei Talente, wenn man sie bei ihm hinterlegt. Er schreibt die Summe und den Namen dessen, der sie hinterlegt hat, in sein Buch, und die Sache ist abgetan. Man vertraut der Ehrlichkeit Pasios und Pasio ist ehrlich, wenigstens so lang, als nicht der Vorteil einer Unehrlichkeit die Nachteile des gefährdeten Rufes seiner Ehrlichkeit aufwiegt.

Jene beiden erblicken jetzt das Meer, sanft gekräuselt und smaragdgrün anwogend an die Steinterrassen. Offen liegt vor den Blicken das tiefeingebuchtete Rund des piräischen Hafens. Als Wächter der Meerespforte hüten zwei mächtige Türme zur Rechten und zur Linken den Eingang. In Zeiten der Gefahr kann von einem Turme zum andern die eherne Riesenhemmkette geschlungen werden. Zahllos liegen in der Bucht die runden, bauchigen Handelsschiffe vor Anker; das Gestade zur Linken aber ist ganz bedeckt von den hochgebordeten Trieren der athenischen Flotte, nach Griechengebrauch aufs Festland hinaufgezogen, jedes in seinem besonderen Gehege, wie Ungeheuer in ihren Höhlen ruhend,

gewaltige Meeresdrachen, mit phantastischen Schnäbeln und befloßten, übermütig emporschnellenden Schwänzen; und drüben, auf der andern Seite der piräischen Halbinsel, in den Kriegshäfen von Zea und Munychia, lagern noch weit mehr dieser prächtigen Meeresungeheuer, und hinter ihnen dehnen sich die Seezeughäuser, wo das „hängende Zeug" der abgerüsteten Schiffe verwahrt wird, und weiterhin erstrecken sich Werften, wo unablässig neue Schiffshölzer abgeladen, rastlos neue Kiele gezimmert werden.

Nun läuft das Fahrzeug, welches der „Olympier" auf dem Wege zum Piräus so scharf ins Auge gefaßt hat, in den Hafen ein. Es ist das athenische Staatsschiff „Amphitrite".

Die Massen des Volkes wogen gegen den Landungsplatz; in allen Hallen, auf allen Steinterrassen erschallt ein Gebrause von Stimmen.

„Die ‚Amphitrite' ist da — die ‚Amphitrite' mit dem Schatze von Delos! — die ‚Amphitrite' mit der Bundeskasse!" — So hat er es durchgesetzt, der Schlaukopf Perikles? — Was werden die Bundesgenossen dazu sagen? — Was sie mögen! Wir stehen an ihrer Spitze, wir schützen sie, wir senden unsere Trieren an ihre Küsten, wir führen ihre Kriege, dafür entrichten sie die Bundesgelder — was wir erübrigen, ist unser Eigentum."

Der Schall von Flöten erklingt vom Fahrzeug, wie es näher kommt.

Auf der „Amphitrite" wird, wie auf allen Staatsschiffen der Athener, der Ruderschlag durch Flötenschall gelenkt. Auch Gesang schallt von den Ruderbänken, und dazwischen tönt das Geplätscher der von unzähligen Rudern geschlagenen Meereswelle. Goldig leuchtet von der Spitze des Schiffsschnabels herab das Bild der Meeresgöttin, von welcher das Schiff den Namen trägt. Schön bemalt erglänzt der Rand des hohen Bordes im Sonnenschein. Gesang und Flötenschall und Meergeplätscher wird übertönt vom hellen Freudenruf des Volkes, den vom Schiffe her die wettergebräunten Seeleute kräftig erwidern.

Der Flötenschall verstummt, die Ruder regen sich nicht mehr, das Schiff steht, es beginnt ein Knarren von Tauen, ein Rasseln von Ketten, ein Hin- und Herlaufen an Bord, der Anker wird ausgeworfen, die Segel werden eingezogen, eine Treppe wird vom Ufer aus ans Schiff gelegt. Einige athenäische Würdenträger stehen ganz vorne am Rande des Uferdammes. Zu ihnen tritt Perikles, der Olympier, und spricht einige Worte. Der Laut seiner Stimme hat etwas Eigenartiges, Wundersames. Die ihn noch nicht erkannt haben, erkennen ihn jetzt. Nicht alle Athener sahen genau die Züge seines Antlitzes in den Volksversammlungen auf der Pnyx. Aber alle hörten, alle kennen seine Stimme. Einige von den obrigkeitlichen Personen begeben sich über die Treppe an Bord des Schiffes.

Nach einiger Zeit werden aus der Tiefe des Schiffsbauchs ein paar ehern-beschlagene, wohlverwahrte Tonnen gehoben und ans Land gebracht, wo ein Maultiergespann die wuchtige Fracht erwartet. Der Trierarch kommt ans Land und spricht mit Perikles.

Es ist ein goldner Hort, was die „Amphitrite" unter den Augen des teilnahmvoll gespannten Athenervolks herantrug auf den blauen Meereswellen. Es ist der Schatz des athenäischen Bundes. Er kommt von Delos, dem „Stern des Meeres", nach dem mächtigen Athen, auf des Perikles Betrieb, nicht mehr zu verwalten als Schatz des Bundes, in Empfang genommen als Tribut der Städte und Inseln.

Um goldne Horte webt ein Unheimliches, ein Dämmerschein, ein Hauch des Ungewissen, der bewußte Hoffnungen entflammt, unbewußte Beängstigung einflößt. Die Barre Goldes wird gemünzt, aber auch die Münze wird in der Hand des Eigners wieder umgeprägt. Sie verwandelt sich unter jedem Finger, der sie berührt. Dem einen wird sie Segen, dem andern Fluch. Und so dieser Schatz von Delos, auf welchen die Augen des Schwarmes der Athenäer erwartungsvoll gerichtet sind — wer weiß, ob mehr des Segens oder des Fluches daraus hervorgeht, ob mehr des Ge-

nusses oder der Reue damit erkauft wird, ob mehr des Dauernden oder des Vergänglichen damit geschaffen wird? Wer kennt die Winde, die aus diesem Äolsschlauche wehen werden?

„Mit diesem Golde könnte man Athen zur unbezwinglichen Burg von Hellas machen!" dachten einige von den Amtspersonen, welche den Perikles umgaben.

„Mit diesem Golde könnte man die Seemacht Athens verstärken, Sizilien und Ägypten erobern, die Perser bekriegen, Sparta unterdrücken!" dachte der Trierarch.

„Von diesem Golde könnte man uns Fest- und Schauspielgelder zahlen!" dachte das Volk, das die Steinterrassen des Hafens füllte.

„Von diesem Golde könnte man die herrlichsten Tempel bauen, die glänzendsten Standbilder aufrichten!" dachte der sinnende Marmor- und Erzbildner an der Seite des Perikles.

Und Perikles, der Olympier, selbst? — In seinem Haupte, und in dem seinigen allein, waren alle diese Gedanken vereinigt ...

Der Maultierzug, welcher bestimmt war, die goldene Last vom Hafen in die Stadt zu schaffen, setzte sich in Bewegung. Mit ihm der Schwarm der Athener, und nachdem das Gedränge sich verlaufen hatte, traten auch Perikles und Pheidias den Heimweg an. Da des Volkes größerer Teil dem Schatze nachwogte, so war hinter ihm die Straße des Piräus ziemlich menschenleer und einzelne Erscheinungen konnten leicht für das Auge hervortreten.

Auf der Marmorplatte eines der Grabdenkmäler, welche zur Seite des Weges sich befanden, saßen zwei Männer in einem lebhaften Zwiegespräch begriffen. Das Antlitz des einen zeigte die heitere Würde des Weisen, düster waren die Züge des andern, und aus seinen glutenden Augen sprach ein fanatischer Eigenwille. Den vorübergehenden Perikles grüßte jener mit vertraulichem Lächeln, dieser Düstere aber warf ihm einen scharfen Blick aus feindlichen Augen zu.

Wieder waren die beiden Männer eine Strecke weiter-

gekommen, da sahen sie mitten auf dem Wege einen jüngeren Mann nachdenklich in sich versunken stehen. Er schien die Welt um sich her vergessen oder unter den Füßen verloren zu haben und darüber nachzusinnen, wo er eine neue finden könnte. Er hatte eigentümliche, nicht eben anmutende Züge, und starrte mit unverwandten Augen gegen die Erde hinab.

„Einer von meinen Steinmetzen", sagte der ernste Pheidias zu seinem Gefährten, indem er im Vorüberschreiten den Nachdenklichen auf die Schulter klopfte, wie um ihn aufzurütteln. „Ein braver, aber wunderlicher Bursch. Er arbeitet einen Tag lang mit Eifer in meiner Werkstätte und den nächsten ist er verschwunden. So nachdenklich dazustehen ist seine Art."

Unferne von dem Nachdenklichen kauerte ein lahmer, krüppelhafter Mann am Wege, ein Bettler mit wunderlich grinsendem Antlitz. Der gutherzige Perikles warf ihm ein Geldstück zu. Der krüppelhafte Bettler aber verzerrte sein grinsendes Angesicht noch mehr und schien etwas wie ein Schmähwort zwischen den Lippen zu murmeln.

Als die beiden etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten und aus einem Olivengehölz, welches den Weg eine Strecke lang säumte, hervortraten, tauchte die Akropole der Stadt vor ihnen auf, und man sah das riesige Erzbild der „Vorkämpferin", der „Athene Promachos", im Scheine der Abendsonne leuchten. Man sah ihr behelmtes Haupt, man sah die gehobene Lanze und den großen Schild, auf den ihre Linke sich stützte. Auch funkelte vom Abhange des Berges augenblendend ein goldenes Gorgonenhaupt herüber, das ein begüterter Athener dorthin als Weihegeschenk gestiftet.

Von diesem Augenblicke an ging eine seltsame Veränderung in dem Wesen des Bildners vor. Er schien mit seinem Begleiter nun völlig die Rolle getauscht zu haben. So wie nämlich auf dem Wege von der Stadt zum Hafen dieser mit erregtem Gemüt und entflammtem Auge nach einem Ziel in der Ferne blickte, der Gefährte aber ernst,

schweigsam, fast teilnahmlos neben ihm herging, so war jetzt umgekehrt auf dem Heimwege der Bildner mit beschleunigtem Schritte und befeuertem Blicke unverwandt der Akropolis zugekehrt, während sein Gefährte gelassen und schier ermüdet ihm zur Seite einherschritt. Es war, als ob den Bildner der Anblick seiner Göttin nach dem, was er im Piräus geschaut, eigentümlich erregte. Dort war ihm der Pomp des Nützlichen vor Augen getreten: des Hafens Getümmel, zankender Makler Geschrei, die gewaltigen, aber in ihrer Größe einförmigen Hallen, welche götterlosen Tempeln glichen, zuletzt der vom Dämmerhauch des „Ungewissen" umwebte Goldschatz: das alles hatte seine Bildnerseele beinahe verdüstert. Er mußte es gelten lassen, aber es störte ihm den Reigen unverwirklichter, idealer Glanzgebilde, von welchen sein Inneres erfüllt war. Jetzt, wo die Akropolis vor ihm auftauchte, schien er verwandelt und ließ so sinnend, so erwägungsvoll und gleichsam messend seinen unverwandten Blick über die leuchtende Höhe des Burgberges schweifen, daß Perikles ihn schon nach dem Grunde dieser nachdenklichen Aufmerksamkeit fragen wollte.

„Vater!" sagte in diesem Augenblicke ein Knäblein zu einem älteren Manne, in dessen Geleit es unmittelbar vor Perikles und Pheidias auf der Straße einherging, mit den dunklen Augen unablässig nach der Akropolis blickend. „Haben die Athenäer ganz allein die stadtschirmende Göttin Pallas auf ihrer Burg oder wohnt dieselbe auch bei anderen Menschen?"

„Auch die Rhodier", antwortete der Mann dem Knäblein, „wollten sie bei sich auf ihrer Burg haben; ihnen aber gelang es nicht."

„Hat ihnen Pallas Athene gezürnt?" fragte das Knäblein weiter.

„Die Athenäer auf dem Festland," erwiderte der Mann, „und im Meere die Rhodier bewarben sich um die Göttin. Jene wie diese veranstalteten ein Opferfest auf ihrer Burg, um der Pallas Gunst zu gewinnen. Aber die Rhodier waren

vergeßlich; sie gingen auf ihre Burg hinauf, und als sie das Opfer bringen wollten, da hatten sie kein Feuer. So brachten sie kein gehöriges, sondern ein kaltes Opfer, während bei den sinnigen Athenäern Feuer und Fettdampf lustig aufsprühte über den Felsen der Akropolis. Aus diesem Grunde gab Pallas Athene den Athenäern den Vorzug. Aber die Rhodier dauerten den Zeus, und um sie zu entschädigen, goß er vom Himmel einen goldenen Regen herunter, der ihre Gassen und Häuser anfüllte. Des freuten sich die Rhodier und trösteten sich damit, und stellten auf ihrer Burg den Gott des Reichtums, Plutos, auf."

Diese Erzählung, welche der Mann dem Knäblein machte, traf das Ohr der beiden Männer, welche hinter ihnen schritten. Pheidias lächelte ein wenig, wendete sich nach einigen Augenblicken des Schweigens zu seinem Gefährten und sagte:

„Perikles, mich dünkt, die Zeiten haben sich geändert, und wir werden bald tun wie die Rhodier. Gedenkst du nicht auch den Plutos aufzustellen auf der Burg?"

„Fürchte nichts!" erwiderte Perikles lächelnd. „Solange das Meer den attischen Strand bespült, wird deiner Göttin Erzbild herrschend ragen auf der Hochstadt der Athenäer!"

„Aber unter Tempeltrümmern!" versetzte Pheidias. „Halbwüst liegt noch immer der Burgfels, wie ihn der sengende Perser gelassen. Laßt doch die Säulen und Trümmer herunterschaffen und baut eure Hafendämme und eure langen Mauern damit weiter; denn was der Perser oben zerstörte, das baut ihr doch nur im Piräus wieder auf!"

In diesem Augenblicke wendete sich der Mann, welcher das Knäblein führte, da er den Laut der Redenden hinter sich vernahm, und er erkannte den Perikles; dieser erwiderte freundlich seinen Gruß, denn er kannte ihn seit langer Zeit und war sein Gastfreund gewesen, als jener noch in Syrakus lebte.

„Dein und deines Söhnleins Lysias Gespräch, mein lieber Kephalos,“ sagte er zu dem Manne, „hat unserm Pheidias hier soeben Anlaß gegeben, mir heiß zuzusetzen.“

„Wie das?“ fragte Kephalos.

„Wir kommen aus dem Piräus,“ fuhr der Olympier fort, „und schon dort war unser Freund, Pallas Athenes Liebling, fast verstimmt. Er möchte nur immer unter Göttergestalten wandeln. Er haßt die langen Mauern, die weiten Hallen, die Warenballen, die Säcke, die Tonnen, die geißledernen Schläuche; das Geschrei der Makler im Piräus hat sein Ohr zerrissen. Er wird, wenn er durchs Tor in die krummen, unansehnlichen Gassen der athenäischen Altstadt wieder eingetreten, mit erleichtertem Herzen den Staub des Weges zum Hafen von seinen Füßen schütteln.“

„Aber sage doch,“ fuhr Perikles zu dem Bildner gewendet fort, „was starrst du so gedankenvoll und unverwandt nach der Höhe der Akropolis? Ist es der Anblick deiner Göttin, der dich erregt — deiner behelmten, lanzenschwingenden Vorkämpferin?“

„Wisse,“ versetzte Pheidias, „die behelmte, lanzenschwingende Vorkämpferin ist seit geraumer Zeit in meiner Seele verdrängt durch eine Pallas Athene des F r i e d e n s; durch eine Pallas, welche nicht mehr kämpft mit rasselndem Erz, sondern geruhig und doch sieghaft mit leuchtendem Gorgoschild die Geburten der Nacht versteinert. Wenn ich nun meinen Blick auf die Höhe der Akropolis richte, so wisse, daß ich dort dies in meinem Geiste gereifte Bild aufstelle, und daß ich ein herrlich prangendes Festhaus darüber wölbe: daß ich des Festhauses Giebel und Friese mit hundertfachem Bildwerk schmücke, und daß ich sogar auch weithin leuchtende Prachtvorhallen erbaue, von der Seite, auf welcher der Festzug der Panathenäen hinanwallt. Aber fürchte nicht, Perikles, daß ich mir Gold und Elfenbein für jene Pallas Athene des Friedens und Marmor für jenes Festhaus von dir erbitte; nein, ich baue und bilde nur so in Gedanken — fürchte nichts!“

„So sind sie alle, diese Bildner und Poeten!“ sagte Perikles, fast verletzt durch die spöttische Rede des Freundes. „Sie wissen nicht, daß das Schöne nur die Blüte des Nützlichen ist. Sie vergessen, daß vor allem das Gemeinwesen gesichert, das Volkswohl auf feste Grundlagen gestellt werden muß, und daß die volle Blüte der Kunst sich nur in reichen, mächtigen Staaten entfaltet. Unser Pheidias grollt mir, weil ich ein paar Jahre lang an Getreidehallen im Piräus und an der mittleren langen Mauer gebaut habe, statt die Tempel der Akropolis wieder aufzurichten, und weil ich es nicht ganz allein der ragenden Lanze seiner erzbewährten Göttin auf der Burg überlasse, uns wider jeden Feind, der zu Lande oder zur See androhen mag, zu beschützen . . .“

Pheidias erhob das Haupt wie verletzt und warf einen Blick voll dunkler Glut auf Perikles. Dieser aber begegnete dem Blicke des Gekränkten mit versöhnendem Lächeln und fuhr fort, die Hand des Freundes ergreifend: „Kennst du mich so wenig, daß du mich ernstlich einen Feind und Bespötteler der göttlichen Bildkunst schelten dürftest? Bin ich nicht alles Schönen begeisterter Freund und Pfleger?“

„Ich weiß es“, sagte Pheidias, nun seinerseits sarkastisch lächelnd. „Ich weiß, du bist des Schönen Freund. Ein Blick in die Augen der schönen Chrysilla . . .“

„Nicht das allein!“ sagte Perikles rasch und fuhr in ernstem Tone fort:

„Glaubt mir, Freunde, wenn die öffentlichen Sorgen mich belästigen und neben den öffentlichen die eigenen, wenn manche Gegnerschaft mich drückt, mancher Widerspruch mich erbittert, wenn ich verstimmt heimkehre aus der Versammlung der Athenäer und nachdenklich, fast verstört durch die Gassen wandle, so ist oft ein kleines Säulenwerk, das mit schönen Verhältnissen meinem Auge begegnet, oder ein Bildwerk zur Seite des Weges, mit feinem Geist entworfen, imstande, mich anzuziehen und umzustimmen, und ich erinnere mich nicht, daß ich einmal ein Leid gehabt, welches mir

nicht durch die Vorlesung eines Gesanges aus dem Homeros wenigstens erleichtert worden wäre."

Die Freunde waren jetzt durchs Tor in die Stadt geschritten. Hier erscheinen die Gassen enger, die Wohnhäuser weniger stattlich als im Piräus. Aber es war das echte Athen. Es war heiliger Boden.

Als Pheidias schon in die Nähe seines Hauses gekommen, sagte er zu Perikles und Kephalos: „Wenn ihr Lust und Muße hättet, bei mir noch ein wenig einzutreten, so werdet ihr einen nicht geringen Wettstreit in meiner Werkstätte durch euer Urteil entscheiden helfen."

„Du stachelst unsere Neugier!" erwiderte Perikles.

„Ihr erinnert euch doch", fuhr Pheidias fort, „des Marmorblocks, den das Perserheer übers Meer zu Schiff mit sich herüberschleppte, um nach unserer Unterwerfung ein persisches Siegesdenkmal mit persischem Gestein in Hellas aufzurichten, und der, als die Barbaren geschlagen entflohen, auf dem Schlachtfelde von Marathon in unseren Händen zurückblieb. Nach manchen Wanderungen wurde das schöne Gestein in meine Werkstätte geliefert, und wie dir bekannt ist, Perikles, wünschten die Athener ein Bild der kyprischen Göttin daraus gemeißelt, um den Bezirk der Gärten damit zu schmücken. Keinen meiner Schüler hielt ich für fähiger, als den Agorakritos von Paros, durch Vollendung solchen Bildwerks sich Ruhm zu erwerben; und so überließ ich ihm auf sein Verlangen den Marmorblock, aus welchem er nun ein treffliches Werk gefertigt hat. Aber ein anderer meiner besten Schüler, der ehrgeizige Alkamenes, neidete dem Agorakritos den Block und den Ruhm seiner Arbeit und vermaß sich, im Wettstreit mit dem Parier, meinem Liebling, wie er ihn nennt, ein Marmorbild derselben Göttin zu formen. Nun ist beider Jünglinge Gebild vollendet, und eine gute Anzahl von kunstliebenden Männern versammelt sich heute in meinem Hause. Wolltet ihr euch zu diesen gesellen, welcher Sporn wäre es für jene beiden! Kommt und seht, wie ver-

schieden das schönste der Götterwesen in zweier Jünglinge Seelen sich gespiegelt hat!"

Nicht lange besannen sich Perikles und Kephalos. Sie nickten zustimmend und traten mit gespannter Erwartung in das Haus des Pheidias.

Sie fanden hier schon viele der kunstverständigen Männer versammelt. Es war da unter andern der Milesier Hippodamos, Antiphon, der Redner Ephialtes, der volksfreundliche Parteigenosse des Perikles, ferner Kallikrates, der Erbauer der mittleren langen Mauer, und Iktinos, ein Baumeister von vieler Gelehrsamkeit und großem Kunstverstande, dem Pheidias insbesondere befreundet.

Als diese Männer und die neuen Ankömmlinge sich begrüßt hatten, führte der Meister sie in einen der geräumigen Höfe seines Hauses.

Dort erhoben sich auf einem Sockel nebeneinander zwei hochragende verhüllte Marmormassen. Ein farbiges Linnen war zum Schutze des reinen, weiß leuchtenden Marmors gegen Staub und Besudelung darüber geworfen. Das Linnen zog jetzt ein Sklave auf den Wink des Pheidias hinweg. Da enthüllten sich die beiden glänzenden Werke in ihren gewaltigen edel geformten Umrissen den Blicken der Beschauer, welche vor ihnen versammelt standen.

Die Männer blickten lange, und ohne ein Wort zu sagen, nach den beiden Bildern hin. In ihren Mienen war ein eigentümlicher Ausdruck von Betroffenheit zu lesen. Es war offenbar die merkwürdige Verschiedenheit der beiden Bildwerke, was sie in Verlegenheit setzte.

Das eine derselben zeigte eine weibliche Gestalt von erhabener Schönheit und übermenschlichem Adel. Sie war bekleidet und ihr Gewand wallte in großen, edel geordneten Brüchen bis auf die Knöchel hinab. Nur eine der beiden Brüste war unverhüllt gelassen. Das Gebilde erschien durchaus fest und streng: nichts Weichliches war in den Zügen, nichts Üppiges in den Gliedern, nichts Zärtliches in der Haltung. Und dennoch war es schön. Es war eine herbe,

eine reife und doch jungfräuliche Schönheit. Es war Aphrodite ohne den Duft der Krokos- und Hyakinthosblüten, mit welchen die später geborenen Charitinnen und die Waldnymphen des Ida die Göttin bekränzten. Sie duftete noch nicht von Wohlgerüchen und sie lächelte noch nicht.

Solange die Betrachter auf dieses Bild allein hinblickten, vermißten sie nichts. Eine von allen Grazien und Liebesgöttern umflatterte Kypris war bis dahin im Hellenengeiste nicht gereift.

Wie sie dastand, die Schaumgeborne, von der Hand des Agorakritos gebildet, so war ihr Ideal von den Vätern ererbt.

Sobald indes der Beschauer von diesem Bilde weg auf das des Alkamenes eine Zeitlang sein Auge gerichtet hatte, so wurde er von einer Art von Unruhe ergriffen; und wenn er dann wieder zu jenem ersten Bilde zurückkehren wollte, so schien es ihm, als ob es ihm weniger als früher verständlich wäre, und als ob er inzwischen den Maßstab für die rechte Würdigung desselben verloren hätte. Es war ein Neues, was da den Blicken der Männer sich darbot. Noch konnten sie nicht sagen, ob ihnen das Neue gefalle. Noch wußten sie nicht, ob es ein Recht habe, ihnen zu gefallen. Gewiß war nur, daß ihnen das Alte daneben jetzt weniger gefiel.

Je öfter aber der Blick von dem Bilde des Alkamenes zu dem des Agorakritos, von diesem zu jenem schweifte, desto länger blieb es auf jenem haften. — Was an demselben mit solchem heimlichen Zauber wirkte, war die Spur eines Reizes, einer Beseelung, einer Frische und Unmittelbarkeit der lebendigen Form, wie sie der Meißel des Griechen bisher nicht erreicht, nicht angestrebt hatte.

Von allen hing keiner so lange, keiner mit so glühenden Augen an den Formen, welche Alkamenes hier zur Schau gestellt, als Perikles.

„Dies Werk“, sagte er zuletzt, „will mich fast an das Standbild des Pygmalion erinnern; es scheint sich zu be-

seelen und eben auf dem Übergange von der Starrheit des Marmors zu warmdurchpulster Leiblichkeit begriffen zu sein."

„In der Tat!" rief Kephalos, „das Werk des Agorakritos ist voll vom Geiste des Meisters Pheidias, nur seinen Ernst noch überbietend. In das Gebilde des Alkamenes aber scheint mir ein Funke aus einer fremden Esse gefallen, der es mit einem seltsamen, eigentümlichen Leben durchglutet."

„Ei, mein wackerer Alkamenes," rief Perikles, „welcher neue Geist ist über dich gekommen, da man doch bisher deine Weise von der des Agorakritos kaum zu unterscheiden vermochte? Hast du etwa die Göttin im Traum gesehen? Weißt du, daß du mich in ein Entzücken versetzt hast, wie es noch kein Marmor in mir erregte?"

Alkamenes lächelte. Aber Pheidias blickte jetzt, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, scharf nach dem Werke des Alkamenes und schien die Umrisse, die Formen einzelner Glieder unter dem Einflusse jenes Gedankens zu mustern.

„Nicht ein Traumbild", sagte er zuletzt, „scheint mir in diesem Marmor verkörpert, sondern vieles Reizende aus sinnfälliger Wirklichkeit aufgenommen, um das Bild der Göttin damit auszuschmücken. Je länger ich die Schlankheit dieses ganzen Gebildes, das Zarte und doch Üppige dieses Busens und dieser Hüften, die eigentümliche Feinheit dieser spitz zulaufenden Finger und des anmutig gebogenen Handgelenks betrachte, um so stärker fühle ich mich an ein Weib erinnert, das wir in letzter Zeit ein paarmal in diesem Hause gesehen."

„Es ist, wenn nicht das Angesicht, doch die Leibesgestalt der Milesierin!" rief ein anderer von den Schülern des Pheidias, herantretend; und alle Schüler, einer um den andern sich nähernd, erst das Bild, und dann untereinander sich anblickend, riefen: „Kein Zweifel: es ist die Milesierin."

„Wer ist diese Milesierin?" fragte Perikles hastig und gespannt.

„Wer sie ist?" sagte Pheidias lächelnd, „du hast sie schon einmal flüchtig gesehen — einen kurzen Augenblick hat der Strahl ihrer Schönheit dich getroffen. Im übrigen frage den Alkamenes."

„Wer sie ist?" wiederholte nun der feurige Alkamenes. „Ein Sonnenstrahl ist sie, ein Tautropfen, ein schönes Weib, eine Rose, ein erfrischender Zephir. Wer wird einen Sonnenstrahl nach Namen und Herkunft fragen? Vielleicht weiß Hipponikos anderes von ihr zu sagen, der sie als Gast in seinem Hause beherbergt."

„Einmal kam sie mit Hipponikos herüber in diese Werkstätte", sagte Pheidias.

„In welcher Absicht?" fragte Perikles.

„Um Dinge zu sprechen," erwiderte Pheidias, „wie ich sie noch nicht aus eines Weibes Munde vernommen."

„Bei Hipponikos also wohnt sie als Gast?" fragte Perikles.

„In einem kleinern Hause, das ihm gehört," sagte Pheidias, „und das zwischen seinem Wohnhause und diesem da gelegen ist. Seit aber die Milesierin im Nebenhause weilt, ist mir ein wunderlicher Geist in diesen ganzen Schwarm da gefahren."

„Wie das?" forschte Perikles.

„Seit jener Zeit", erwiderte Pheidias, „ist der Duckmäuser, den du auf der Straße zum Hafen einsam stehen und vor sich hinstarren gesehen, noch weit nachdenklicher geworden, und was den Alkamenes anlangt, so gehört er zu denjenigen, welche ich am öftesten droben auf dem flachen Dache des Hauses betraf, von wo man in das Peristil des Nebenhauses hinabsieht, und wohin sie von ihrer Arbeit weg sich schlichen, bald unter dem Vorwande, einen entkommenen Vogel oder Affen einzufangen, bald in der Abendkühle sitzend, um sich zu erholen, weil ihnen, wie sie sagten, das Blut so heftig gegen das Haupt ströme — in der Tat aber, um das Saitenspiel der Milesierin zu belauschen."

„Und dieser Zauberin also", sagte Perikles, „hat unser

Alkamenes die Reize abgesehen, die uns hier auch im Marmor entzücken?"

„Wie es zuging, vermag ich nicht zu sagen!" versetzte Pheidias. „Vielleicht hat der Nachdenkliche den Kuppler gespielt; denn dieser scheint vertraut mit ihr zu sein. Dieser Wunderliche hat sich nämlich einen Eros zu meißeln vorgenommen und hält es zu diesem Zwecke für nötig, sich zuvor über das Wesen dieses Gottes und seinen Begriff zu unterrichten. Denn so ist er nun einmal geartet: er strebt niemals nach den Dingen selber, sondern immer nach ihrem Begriffe, nach der Wahrheit und Weisheit, wie er sagt; weshalb wir ihn auch immer nur den Weisheitsfreund, den Wahrheitsucher nennen. Gegenwärtig nun jagt er dem reinen Begriffe der Liebe nach und will sich darüber von jener schönen Milesierin belehren lassen. Diese läßt, wie es scheint, den Sonderling gewähren, und ich habe sie einmal eine Stunde lang hier in diesem Hofe, auf einem Steinblock sitzend, sich mit ihm unterreden sehen. Hat nun wirklich nicht bloß dieser, sondern auch Alkamenes des geheimen Unterrichts der Milesierin genossen, so mag er auch fernerhin auf diesem Wege sein Heil versuchen. Mag er fortfahren, mehr von schönen Weibern zu lernen, als von den Meistern seiner Kunst."

„Was hier vor Augen steht," rief Alkamenes aufwallend nach diesen spöttischen Worten des Pheidias, „ist meiner Hände Werk; den Tadel, der es trifft, nehm' ich auf mich, und das Lob, das man ihm zollt, brauch' ich mit keinem zu teilen!"

„Ei, doch!" rief Agorakritos finster; „mit der Milesierin hast du es zu teilen! Sie schlich heimlich zu dir!" ...

Ein heller Purpur schoß in die Wangen des Alkamenes. „Und du?" rief er, „wer schlich zu dir? Meinst du, wir merkten es nicht? Pheidias selber war es, der Meister, der des Nachts in deine Werkstätte schlich, um die letzte vollendende Hand an das Werk seines Lieblings zu legen ..."

Nun war es Pheidias, dessen Angesicht eine dunkle Röte

unterlief — er warf einen zornigen Blick auf den verwegenen Schüler und wollte etwas erwidern.

Aber Perikles trat zwischen die beiden und sagte begütigend: „Keinen Zank, ihr Trefflichen! Es sei, wie ihr sagt: zu Alkamenes ist die Milesierin, zu Agorakritos ist Pheidias geschlichen. Lerne jeder, wo und wie er es vermag, und neide keiner dem andern das Schöne, das ihm durch die Gunst der Musen oder der Charitinnen oder irgendwelcher andern Göttin zuteil wird.“

„Ich habe nicht verschmäht, von Pheidias zu lernen,“ sagte Alkamenes, welcher von den dreien zuerst seine heitere Ruhe wiedergewonnen hatte; „aber auch der lebendigen Wirklichkeit ihr Schönes abzulauschen, ist der verständigen Künstler Art; und daß ich es offen gestehe, mir scheint eine Milesierin oder sonst eine Tochter der lebensfrohen ionischen Küsten weit besser geeignet, dem prüfenden Auge des Bildners die Geheimnisse der schönen Natur zu enthüllen, als die Frauen und Jungfrauen unseres heimischen attischen Landes. Es ist nicht gleichviel, wie der Bildner das Weib erblickt; ob es in blöder Verschämtheit dem Wurme ähnlich sieht, der sich in sich selber verkriechen zu wollen scheint, oder ob es die Blüte seiner Leiblichkeit in freier Anmut entfaltet. Unsere Athenerinnen bringen ihr Leben unter strenger Hut in der Zurückgezogenheit der Frauenwohnung hin. Will man eines Weibes Anblick genießen, das es versteht, ohne Blödigkeit und ohne Frechheit das Auge mit seinem Reiz zu entzücken, so muß man sich an diese Jonierinnen, an diese Lyderinnen halten, die, von der jenseitigen Küste herüberkommend und gleichsam einen Hauch von der schönen Ungebundenheit ihrer heimischen Taumelfeste mit herüberbringend, das heitere Gesetz der Schönheit und der Sinnenfreude verkündigen.“

Viele von den Anwesenden stimmten dem Alkamenes bei und priesen ihn glücklich, daß er ein Weib wie diese Milesierin willfährig gefunden.

„Willfährig?“ sagte Alkamenes. „Ich weiß nicht, was

ihr meint; die Willfährigkeit dieses Weibes hat ihre Grenzen . . . fragt nur den Nachdenklichen dort, den Wahrheitsucher, ihren Freund —"

So sprach Alkamenes und wies auf den jungen Steinmetz hin, der vorher auf der Straße zum Piräus sinnend gestanden und mittlerweile heimkehrend in den Raum des Hofes eingetreten war. Alle Umstehenden blickten bei den Worten des Alkamenes auf den Nachdenklichen und lächelten; denn sie fanden in seinem Wesen nichts, was ihn des Umgangs und der Freundschaft eines schönen Weibes hätte würdig erscheinen lassen. Er war stumpfnasig und sein ganzes Ansehen war nicht das eines wohlgebildeten Griechen. Freilich, sein Mund lächelte trotz der wulstigen Lippen nicht unfein, und wenn seine Augen sich nicht im Nachdenken allzu starr auf einen Punkt hefteten, so blickten sie hell und Vertrauen erweckend.

„Wir kommen von unserm Gegenstande ab", bemerkte jetzt Pheidias. „Alkamenes und Agorakritos stehen noch immer da und warten auf unsern Richterspruch. Vorläufig scheinen wir nur darüber einig, daß Agorakritos eine Göttin, Alkamenes ein schönes Weib gemeißelt."

„Nun!" sagte Perikles, „ich glaube wahrlich, unser Alkamenes nicht bloß, sondern auch unser Agorakritos, soviel frömmer er sich auch bedünken mag, werden die Unsterblichen erzürnen, weil sie doch beide von ihrem Meister Pheidias gelernt haben, wenn sie ein Götterwesen darstellen wollen, der menschlichen Leibesbildung bis in ihr feinstes Geäder nachzugehen. Im Grunde seid ihr Bildner doch alle darin gleich, daß ihr Götter zu bilden vorgebt, in welchen wir in der Tat ein Göttliches zu erblicken und anzustaunen glauben: sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß dieses Göttliche doch nur die reinste Blüte und Ausgestaltung des Menschlichen, und daß auch der ätherische Götterleib nur eine Verbindung menschlicher Pulse, Sehnen, Muskeln, Gelenke und Faserbündel ist. Vernehmt doch auch einmal jenen zweiten Schüler der schönen Milesierin, euren

Nachdenklichen dort! Auch er ist berufen, ein Urteil abzugeben."

„Was meinst du," rief Alkamenes dem Nachdenklichen zu, „ist die Natur des Menschen würdig, ein göttlich Wesen in sich darzustellen?"

„Was den Homeros und den Hesiodos betrifft und die andern Poeten," sagte der Nachdenkliche, „so erinnere ich mich, daß sie das Meer und die Erde und alles mögliche göttlich nennen; es sollte mich daher wundern, wenn nicht auch die Menschennatur mit ihren Muskeln, Sehnen und Adern göttlich wäre. Pindaros scheint mir sogar noch weiter zu gehen, wenn er singt: ‚Eins ist von Anbeginn der Götter und der Sterblichen Geschlecht!' Und den weisen Anaxagoras erinnere ich mich gar kurzweg sagen gehört zu haben, daß alles, was ist, lebendig, und alles Lebendige göttlich ist. Wollt ihr aber diese Alten nicht hören, so fragt die schöne Milesierin . . ."

„Ich denke," versetzte Perikles, „wir wären alle gar nicht abgeneigt, diesen Rat zu befolgen, wenn wir nur wüßten, wie wir es anzustellen haben, die Milesierin zur Entscheidung der Sache herbeizurufen. Kann uns etwa Pheidias diesen Dienst leisten, oder will uns Alkamenes das Geheimnis verraten, wie man sich Rat von dieser Schönen holt, oder sollen wir uns dem Nachdenklichen anvertrauen?"

„Dem Nachdenklichen!" rief Alkamenes lebhaft. „Seid gewiß, daß dieser, wenn er will, uns die Milesierin noch heute aus dem Hause des Hipponikos, wie ein Schlänglein aus seinem Versteck, durch Zaubermelodien und Besprechungen herüberlockt!"

„Wenn Alkamenes selber uns an diesen weist," sagte Perikles, „so ist wohl der und kein anderer der rechte Mann für uns in dieser Sache. Was aber können wir dem Manne versprechen, damit er sich unser erbarmt und hingeht und uns die Milesierin herüberlockt?"

„Es dürfte nicht schwer sein," versetzte der Nachdenkliche,

„jemand zu bewegen, hier einzutreten, wenn er schon gleichsam wartend hinter der Tür steht.“

„Die Milesierin ist also in der Nähe?“ fragte Perikles.

„Als ich vordem“, erwiderte der Nachdenkliche, „von meinem Spaziergange auf dem Wege nach dem Piräus zurückkehrte und, von hinten her in das Haus tretend, hart an dem Gartengehege des Hipponikos vorüberkam, sah ich die Milesierin zwischen Blumenbeeten und blühenden Sträuchern stehen und einen Zweig von einem Lorbeerbusche pflücken. Ich fragte sie, welchen Helden oder Weisen oder kunstbegabten Mann sie mit diesem Lorbeer zu schmücken gedenke. Sie erwiderte, derselbe sei bestimmt für denjenigen der beiden trefflichen Schüler des Pheidias, welcher heute nach dem Urteile der Kunstverständigen als Sieger aus dem Wettstreite hervorgehen würde. „Du willst also das Glück des Siegers ins Unendliche steigern?“ sagte ich; „suche doch auch den Unterliegenden einigermaßen zu trösten!“ — „Gut,“ erwiderte die Milesierin, „man muß sich auch des Unterliegenden erbarmen; ich will eine Rose für ihn pflücken!“ — „Eine Rose?“ versetzte ich, „ist das nicht etwa zuviel? Bist du sicher, daß dann nicht der Sieger den Unterliegenden gar noch beneidet?“ — „So mag der Sieger wählen,“ rief sie; „hier nimm den Lorbeer und hier die Rose und überbringe sie.“ — „Solltest du sie nicht selbst überreichen?“ fragte ich. — „Meinst du?“ sagte sie. — „Gewiß“, erwiderte ich. — „Nun wohl!“ gab sie zurück; „schicke mir den Sieger und den Besiegten hierher an die Gartenpforte, sobald die Kunstrichter das Urteil gesprochen und sich entfernt haben.“ — „Wisset also,“ schloß der Nachdenkliche seine Rede, „daß die Milesierin mit dem Lorbeerzweig und der Rose hinter dem Gartengehege des Hipponikos steht.“

„Gut,“ sagte Pheidias, „so gehe und hole sie herüber!“

„Wie kann ich das?“ versetzte jener. „Wie soll ich sie bewegen, herüberzukommen in Gegenwart einer solchen Schar von Männern?“

„Gleichviel, wie du es anstellst,“ sagte Pheidias, „das

gehört zu deinen geheimen Kupplerkünsten, die brauchst du uns nicht zu verraten. Geh' nur und hole sie, da es Perikles so sehr wünscht."

Der Nachdenkliche gehorchte. Er ging und nach einigen Augenblicken kehrte er mit einem Weibe zurück, in dessen Gestalt die edelste Feinheit mit reizender Üppigkeit der Bildung in wunderbarer Weise vereinigt waren. Perikles erkannte sogleich in ihr die Schöne, die er flüchtig gesehen, als er mit Pheidias sich anschickte, vom Markte aus nach dem Hafen zu gehen. Sie war schlank und die Glieder dennoch von anmutigster Weichheit und Rundung. Ihr Gang war fest und reizvoll zugleich. Ihr krauses, weiches Haar schimmerte rötlich-braun, ihr Antlitz war von unvergleichlicher Schönheit. Das Bezauberndste aber an ihr war ein feuchter Glanz, ein weicher aphrodisischer Schimmer der wundervollen Augen. Ihr Gewand aus gelbem, weichem Byssos floß eng anschließend über die feinen, aber doch schön gerundeten Hüften zu den Knöcheln hinab. Nach oben war der Vorderteil des Gewebes an der Schulterhöhe mit dem Hinterteile durch zierliche Agraffen ineinander genestelt. Der Überschuß desselben aber fiel von den Schultern wieder als eine Art von Obergewand in schönen Falten hinab bis zur Mitte des Leibes. Unbedeckt ließ das ärmellose Gewand die edelgeformten Arme und verbarg nicht ganz den Umriß des jugendlich zarten und doch voll und fest entwickelten Busens. Es war der gewöhnliche Chiton der griechischen Frauen, welchen die Fremde trug, aber reich und bunt, wie man ihn bei jonischen und lydischen Frauen der asiatischen Küste sah. Die Farbe des Gewandes war glänzend gelb, die Säume mit bunten Stickereien reich geziert.

Das rötlich-braun schimmernde Haar wallte gekräuselt, wie es war, über den Nacken hinab; ein Purpurband, welches an der Stelle, wo es auf dem Vorhaupt ruhte, mit einer giebelartig gestalteten Metallplatte geziert war, hielt das reiche Gelock zusammen.

Als dies reizende Weib im Geleite des Nachdenklichen

eintrat und einen so großen Kreis angesehener Männer, und darunter selbst den gewaltigen Perikles, erblickte, zögerte sie ein wenig. Aber Alkamenes trat ihr entgegen, faßte sie bei der Hand und sagte:

„Perikles, der Olympier, wünscht die schöne und weise Milesierin zu sehen.“

„Wie groß und gerecht auch das Verlangen gewesen sein mag, ein so hochgepriesenes Weib zu sehen,“ sagte Perikles, „verschweigst du doch mit Unrecht, Alkamenes, daß wir zunächst durch die Verlegenheit, in welche die Entscheidung des Wettstreits zwischen dir und Agorakritos uns versetzte, auf den Rat des Wahrheitsuchers uns entschlossen, die Weisheit der schönen Milesierin zu Hilfe zu rufen. Es ist nämlich unter uns die Frage aufgeworfen worden, ob es erlaubt sei, eine Göttin unter dem Bilde eines schönen hellenischen Weibes darzustellen. In den Athenäern, fromm und den Göttern ergeben, wie sie sind, beginnt sich das Gewissen zu regen, ob sie denn nicht etwa die Sterblichen übermütig und die Götter neidisch machen, wenn sie das Göttliche allzu menschlich darstellen, und ob ihre Bildkunst überhaupt den Göttern wohlgefällig oder verhaßt sei.“

„Des griechischen Himmels Milde und Klarheit“, begann die Milesierin mit einer Stimme, deren Silberklang nicht weniger bezaubernd war als der Strahl ihres Auges, „ist überall gepriesen und die Leibesgestalt des Hellenen wird als die götterähnlichste selbst von Barbaren anerkannt. Die Götter von Hellas werden dem Athenäer nicht zürnen, wenn er ihnen Tempel baut, die so heiter-erhaben sind, wie der Äther, der sich über ihnen wölbt, und wenn er Bilder von ihnen aufrichtet, deren Wohlgestalt nicht hinter der Wohlgestalt derjenigen zurückbleibt, welche vor diesen Bildern Opfer bringen. Wie das Land, so der Tempel, wie der Mensch, so seine Götter! Beweisen nicht aber auch sonst die Olympischen, daß es ihr Wille und ihre Lust ist, sich zu spiegeln in der Seele des Athenäers? Haben sie nicht ihm vor allen den bildsamen Geist verliehen, und haben sie nicht

der attischen Erde den besten Ton, das unvergleichlichste Gestein zum Bauen und Bilden anvertraut?"

„In der Tat!" fiel hier der feurige Alkamenes lebhaft ein, „alles besitzen wir; nur noch nicht das rechte, schrankenlose Feld der Betätigung! — Wahrhaftig, mir und uns allen", fuhr er fort, auf seine Genossen weisend, „zuckt es längst in allen Fingerspitzen und der Meißel in unsern Händen wird heiß vor Ungeduld."

Ein Gemurmel der Zustimmung durchlief bei dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs die ganze Werkstätte des Pheidias.

„Sei nur getrost, Alkamenes," sagte die Milesierin, mit Nachdruck die Worte betonend, „Athen ist reich geworden, übermäßig reich, und wohl nicht umsonst ist der goldene Schatz von Delos übers Meer zu euch herübergeschwommen . . ."

Das schöne Weib blickte bei diesen Worten mit dem bezaubernden Auge auf Perikles. Dieser war, während sie sprach, mit seinen Blicken am Geringel ihrer hellbraunen, weichen und feinen Flechten gehangen und sagte nun zu sich im stillen: „Bei den Göttern, dieses Weibes Blondhaar selbst ist ein schimmernder G o l d s c h a t z v o n D e l o s, und mit jenem gemünzten wäre dieser ungemünzte zu teuer nicht erkauft . . ."

Dann senkte er eine geraume Zeitlang nachdenklich das Haupt, während aller Blicke auf ihn gerichtet waren. Zuletzt begann er:

„Mit Recht erwartet ihr, Pfleger und Freunde der schönen Bildkunst, daß der delische Schatz nicht umsonst ans Gestade von Attika herübergeschwommen. Und hätt' ich nur nach des Herzens Belieben, nicht nach den Forderungen des Gemeinwesens zu fragen, wahrlich, ich hätte den Schatz am liebsten unmittelbar vom Piräus hierher schaffen lassen in die Werkstätte des Pheidias. Aber hört, wie die Dinge für denjenigen, welchem die Sorge für das Gemeinwohl obliegt, sich darstellen. Als der Perser mit seinen Scharen das Land

verheerend überschwemmt und die gemeinsame Gefahr alle Hellenen vereinigt hatte, dann aber jener geschlagen abgezogen, und die große Lehre, die uns der Kampf gegeben, wieder vergessen und der Sondergeist allenthalben wieder erwacht war, da hoffte ich dennoch, daß es möglich sein würde, das, was wir, von der Not des Krieges gedrängt, begonnen, auf friedlichem Wege fortzusetzen. Meinem Rate folgend, lud das Volk der Athenäer alle Hellenen ein, ihre Vertreter nach Athen zu senden, um über die gemeinsamen Angelegenheiten Griechenlands zu verhandeln. Ich wollte bewirken, daß mit gemeinsamen Mitteln alle von den Persern verbrannten Tempel und Heiligtümer wieder hergestellt würden. Ferner sollten die Hellenen von da an frei und sicher verkehren dürfen auf allen hellenischen Meeren, an allen hellenischen Küsten; Bürgschaften sollten geboten werden, daß unter dem Schutze eines ungetrübten Friedens das Gemeinwohl aller Hellenen ungetrübt erblühe. Zwanzig Männer wählten wir aus dem Volke, Männer, welche selbst mitgekämpft hatten in den großen Perserschlachten. Und welche Antworten brachten sie heim, diese Boten? Ausweichende von hier, unverhohlen ablehnende von dort. Vor allen aber bemühte sich Sparta, den Samen des Mißtrauens gegen Athen bei den Stammverwandten reichlich auszustreuen. So scheiterte der Versuch und Athen gewann die Erfahrung, daß es auf die Eintracht der Hellenen nicht rechnen dürfe, daß der Neid seiner Nebenbuhler nicht schlummere. Wäre mein wohlmeinender Plan gelungen, so hätte sich Athen und ganz Hellas rückhaltlos den Künsten des Friedens hingegeben, seine schönste und edelste Blüte unverweilt entfalten können. So aber ist es unsere erste Pflicht, nach immer größerer Macht, nach immer größerem Einfluß in Hellas zu trachten, und immer so, wie jetzt, unangreifbar gerüstet dazustehen. Diese erste der Notwendigkeiten gebietet uns, hauszuhalten mit unsern Mitteln, so glänzend sie für den Augenblick auch sein mögen. Urteilt nun selbst, ihr Männer, ob wir die Rücksichten, welche uns die Behaup-

tung unseres Vorranges in Hellas auferlegt, aus dem Auge verlieren und die goldenen Geschenke des Glücks schon jetzt an das Schöne und Angenehme verschwenden dürfen."

So sprach Perikles, und da die Männer seine Rede schweigend, aber doch, wie er zu bemerken glaubte, nicht ohne heimliches Bedenken hörten, so fuhr er fort: „Erwäget die Sache oder gebt sie dem Nachdenklichen hier, dem Wahrheitsfreunde, oder, wenn man Frauen auch in politischen Dingen hören darf, dieser Schönen aus Milet zu erwägen."

„Wenn ich den Worten des Perikles mit meinem Verstande gefolgt bin," hub der Nachdenkliche in seiner etwas umständlichen Art zu reden an, da alle im Kreise schwiegen, „so hat der große Staatsmann es als eine feststehende Tatsache hingestellt, daß Athen sich bemühen müsse, den Vorrang unter den griechischen Staaten zu behaupten. Auf welchem Wege aber diese Sicherung des Vorrangs erzielt werden könne, dies hat er uns noch zu erwägen anheimgestellt. Zwar hat er die bisherige allgemeine Ansicht, daß der Vorrang eines Gemeinwesens vor dem andern sich allein auf eine gewaltige Kriegsmacht stützen müsse, auch für die seinige ausgegeben. Aber weise wie er ist, unterscheidet er sich von allen früheren Staatsmännern dadurch, daß er noch andere Mittel für möglich zu halten scheint; denn wenn er solche nicht für möglich hielte, wie hätte er uns zu ihrer Erwägung aufgefordert?"

„Bist du es," sagte Perikles, „der uns solche andere Mittel für den gleichen Zweck angeben kann, so sprich!"

„Man müßte," versetzte der Nachdenkliche, „um diese Mittel zu erfahren, solche Personen fragen, welche erwiesenermaßen sich darauf verstehen, andern den Vorrang abzugewinnen und die Menschen ohne Anwendung von Gewalt aufs schönste und beste zu unterwerfen und zu beherrschen. Man müßte eben wieder die schöne Milesierin befragen."

Die Fremde warf lächelnd einen Blick auf den Nachdenklichen und dieser fuhr in seiner gewohnten Redeweise, zu ihr gewendet, fort:

„Du hast gehört, daß wir erwägen, ob ein Gemeinwesen vor dem andern nur durch Kriegsgewalt und Schätze sich den Vorrang sichert oder auch noch durch etwas anderes in der Welt, etwa durch die Pflege des Schönen und des Guten und jeder inneren Trefflichkeit. Du zählst nun zu denjenigen, welche sich darauf verstehen, andern den Vorrang abzulaufen, und die Menschen ohne Gewalt aufs schönste und beste zu beherrschen. Willst du uns nicht sagen, wie du das anstellst?“

„Was uns Frauen betrifft,“ versetzte die Milesierin lächelnd, „so kann ich nur sagen, daß es auf ein gewisses Maß von Wohlgestalt ankommt und auf die Art, sich zu kleiden und auf die Kunst, anmutig zu tanzen oder bezaubernd die Zither zu spielen und was man sonst noch für Künste des Gefallens unterscheidet.“

„Soweit es sich um Frauen handelt, wäre also die Frage gelöst!“ sagte Perikles. „Wie aber? Sollen auch wir Athenäer die Sparter und alle Inselbewohner und Asiaten durch Prunkgewänder und Wohlgestalt und anmutige Tänze und Zitherspiel zu unterwerfen und aufs schönste und beste zu beherrschen suchen!“

„Warum nicht?“ versetzte die Milesierin. Dieses dreist hingeworfene Wort verblüffte die Männer. Das reizende Weib aber fuhr fort: „Jenes Gemeinwesen wird vor allen am meisten zu Macht und Ansehen gelangen, wo man am anmutigsten zu tanzen, am schönsten die Zither zu spielen, am besten zu bauen, zu meißeln und zu malen versteht, und wo die trefflichsten Poeten gedeihen!“

„Du scherzest!“ sagten einige von den Männern.

„Durchaus nicht!“ erwiderte lächelnd die Schöne.

„Wenn man näher zusieht,“ sagte Hippodamos, „so scheint die schöne Milesierin mit ihrer kühnen Behauptung, die uns im ersten Augenblicke lächeln machte, nicht völlig unrecht zu haben. In der Tat! Wenn die Schönheit nun einmal das Siegreiche in der Welt ist, warum sollte nicht auch ein Volk durch den Reiz des Schönen andern den Vor=

rang ablaufen, Ruhm, Bewunderung, Liebe, unberechenbaren Einfluß gewinnen, ganz wie eine schöne Frau?"

„Wenn nur die rückhaltlose Pflege des Schönen", versetzte Perikles, „die Gemüter nicht weichlich und weibisch machte!"

„Weichlich und weibisch?" rief die Milesierin. „Ihr Athener seid es zu wenig. Gibt es nicht viele bei euch, welche euer Gemeinwesen ganz nach der düstern und rauhen Art der Sparter gestalten möchten? Es ist unrecht, zu sagen, daß das Schöne die Menschen verderbe. Das Schöne macht die Bürger heiter, zufrieden, fügsam, opferwillig, begeisterungsfähig. Was könnte beneidenswerter sein, als ein glücklich Volk, zu dessen Festen von nah und ferne die Menschen strömen? Laß den finstern, rauhen Sparter sich verhaßt machen: Athen wird salbenduftig und blumenbekränzt, wie eine Braut, sich die Herzen erobern!"

„Du meinst also," sagte Perikles, „daß die Zeit schon gekommen, in welcher wir das Schwert aus der Hand legen dürfen, um uns dem Schönen und allen Künsten des Friedens hinzugeben?"

„Gestattest du mir, es auszusprechen, o Perikles," sagte die Fremde, „wann es nach meinem Bedünken Zeit ist, das Schöne zu schaffen?"

„Sprich!" versetzte Perikles.

„Die Zeit, Großes und Schönes zu schaffen," sagte die Milesierin, „ist dann gekommen, meine ich, wenn die Männer da sind, welche berufen sind, es zu schaffen! — Jetzt habt ihr den Pheidias und die andern Meister: wollt ihr mit der Ausführung ihrer Gedanken zögern, bis sie tatlos gealtert? Leicht findet ihr das Gold, um Schönes zu bezahlen, aber nicht immer die Männer, es auszuführen!"

Lauter und allgemeiner Beifall erscholl bei diesen Worten im ganzen Kreise.

Es gibt Blicke, es gibt Worte, die dem zündenden Blitze ähnlich in eine Menschenseele fallen. Des Perikles Seele war von einem solchen Blicke und einem solchen Worte zugleich getroffen worden.

Der zündende Blick war aus dem bezauberndsten Auge, das zündende Wort von der bezauberndsten Lippe gekommen. Der Macht des Wortes war Perikles sich bewußt; des Blickes Gewalt aber durchzuckte ihn mit einer süßen Flamme, aus deren Gluten er mehr, als er selbst es wußte, verwandelt hervorging.

Sein Auge begann heller zu leuchten, und er wiederholte vor sich hin die Worte der Fremden:

„Die Zeit, Schönes zu schaffen, ist dann gekommen, wenn die Männer da sind, welche imstande sind, es zu schaffen!“ — „Ich muß gestehen,“ fuhr er fort, „dies Wort ist eines von den einleuchtenden und schlagenden. Einen besseren Anwalt konnte das, was uns allen am Herzen liegt, nicht finden. Ich glaube, du hast mich und alle, die hier sind, überzeugt. Indessen, es wäre dir nicht so leicht gefallen, schöne Fremde, wenn das, was du sagtest, nicht schon im Hintergrunde unserer Herzen geschlummert hätte. Aber willst du es mir vergönnen, daß ich mich nicht ganz und gar überwunden gebe? Willst du dich mit mir in einen gütlichen Vergleich einlassen? Ich denke, wir werden uns bemühen, unser Athen kriegstüchtig und mächtig, wie es ist, zu erhalten; aber du hast recht, wir dürfen auch nicht länger aus ängstlichen Rücksichten zögern, das zu tun, wofür die Zeit nun gekommen, weil, wie du uns zu bedenken gegeben, Männer da sind, die, wenn sie dahingegangen, niemals wiederkehren werden! — Dank' es dieser Schönen, Pheidias, wenn meine Bedenken geschwunden und wenn ich dir und den deinigen, welchen, wie uns Alkamenes zurief, der Meißel in den Händen brennt vor Ungeduld, die Schranken zu öffnen gelobe, damit ihr hingeht wie ein begeistert Heer in die Schlacht, Zertrümmertes wieder aufzurichten und Schöneres, Herrlicheres, wovon ihr lange geträumt, neu zu begründen.

Sehet, nicht wenig ist geschehen, um unser Athen zu befestigen. Die Hafenstadt ist neu gestaltet, die mittlere Mauer nahezu vollendet. Eine geräumige Ringschule für die

athenische Jugend zu erbauen, war seit längerer Zeit mein Gedanke; auch den musischen Künsten, der Ton- und der Dichtkunst, will ich eine würdige Stätte errichten. Mit prangenden Göttertempeln aber und mit herrlichen Standbildern krönen wir geziemend das Werk der Erneuerung, das im Piräus unten begonnen worden."

Freudiger Beifall scholl bei diesen Worten des Perikles aus den Reihen der Bildner und der übrigen versammelten Männer.

„Mahnend ragen die Riesensäulen des Tempels," fuhr Perikles fort, „welchen Peisistratos dem olympischen Zeus zu erbauen begonnen, und an welchen seit dem Sturze des Gewaltigen niemand wieder die Hände gelegt hat. Wär' es nicht billig, diesen zuerst zu vollenden?"

„Nein!" rief lebhaft der volksfreundliche Ephialtes. „Das hieße den Ruhm des Feindes der Volksfreiheit verewigen. Mag ein Tyrann vollenden, was ein Tyrann begonnen hat! Das freie Volk der Athener läßt das Denkmal des Peisistratos in seinen Trümmern liegen, zum Zeichen, daß kein Göttersegen ruht auf den Werken des Despoten!"

„Ihr habt den Volksfreund Ephialtes gehört," sagte Perikles, „und wenn ihr den Ephialtes gehört, so habt ihr das gesamte Volk der Athenäer gehört. — Auf der Akropolis oben steht das uraltehrwürdige Heiligtum des Erechtheus und der Stadtgöttin Athene, halb zerstört und nur notdürftig nach dem Perserkampfe für den Götterdienst wieder hergestellt."

„Dort hausen die Eulen!" rief der freigesinnte Kallikrates. „Alt und düster sind dort die Tempelräume, alt und düster die Priester, und selbst die Götter sind dort vom alten düstern Moder angefressen."

„So bauen wir den Tempel licht und heiter wieder auf!" sagte Perikles.

„Dann wird Pheidias zur Muße verdammt sein", versetzte Kallikrates, „du weißt, niemals darf das uraltheilige, vom Himmel gefallene Holzbild der Athene Polias im Tempel

des Erechtheus durch ein anderes ersetzt werden — niemals darf es in seiner Unförmlichkeit verändert, sondern immer nur mit neuem Flitter behängt werden!"

„So lassen wir die alten Priester mit ihren alten Göttern in den alten Tempeln hausen," erwiderte Perikles, „und sprechen wir mit Pheidias, damit er uns erzähle, was er mit wachen Augen träumt, wenn er seinen Blick auf die Akropolis richtet!"

Pheidias stand in Gedanken.

Perikles trat zu ihm und sagte, seine Schulter berührend: „Sinne du nur — rüttle sie auf, die großen Gedanken in deinem Haupt, soviel ihrer sind, denn ihre Zeit ist gekommen!"

Pheidias lächelte, dann sagte er mit glänzenden Augen:

„Iktinos hier mag dir erzählen, wie oft ich die Fläche des Burgberges und seine Felsterrassen mit ihm abgeschritten — wie wir maßen und rechneten und heimliche Pläne schmiedeten, nicht wissend, wann die Stunde kommen würde, sie zu verwirklichen."

„Und welche Pläne waren das?" fragten die Männer.

Pheidias verkündete, was still seit langer Zeit in seinem Gemüte gereift war. Begeistert hörten sie ihn.

„Aber wird nicht", fragte einer der Männer, „ein solches Werk, wie schon einmal, vereitelt werden vom Neide der Erechtheuspriester auf der Burg?"

„Wir werden über diesen Neid triumphieren!" rief Ephialtes.

„Der Schatz von Delos", sagte Perikles, „soll hinterlegt werden zu den Füßen der Göttin — im Hinterhause des Tempels soll er geborgen werden: und so soll auf leuchtender Höhe des Burgfelsens derselbe Raum die Unterpfänder der Macht und Größe Athens vereinigen!"

Mit begeistertem Zurufe erwiderten die Anwesenden die letzten Worte des Perikles. Dieser aber, wie sich plötzlich besinnend, begann wieder, mit einem Blicke auf den Lorbeerzweig und die Rose in den Händen der Schönen:

„Manches ist hier entschieden worden, nur nicht der Wettstreit des Alkamenes und des Agorakritos. Welcher dieser beiden Aphroditen gibt wohl die schöne und weise Fremde den Vorzug?“

„Ist auch dies hier eine Aphrodite?“ fragte die Milesierin, auf das Werk des Agorakritos blickend; „ich habe sie für eine strengere Göttin gehalten, etwa für eine Nemesis.“

Agorakritos, der die Zeit über finster und grollend abseits auf einem Steinblock gesessen, lächelte bitter und wie höhnisch bei diesem Worte. „Eine Nemesis?“ wiederholte Perikles, „in der Tat, die Bezeichnung ist treffend. Ist Nemesis nicht die strenge Göttin des Maßes, dessen Überschreitung immerdar sich rächt? Nun, in diesem Werke des Agorakritos scheint in der Tat alles Daseins ernstes, strenges Gesetz und Maß lebendig verkörpert. Die Schönheit dieser Göttin ist fast drohend, fast erschreckend. Im übrigen — sind Kypris, die Göttin des holden Maßes, und Nemesis, die Richterin des überschrittenen Maßes, nicht von Anbeginn ein wenig verwandt? Wenn es sich nun so verhält, daß die Athener eine Aphrodite im Bezirk der Gärten aufstellen wollen, und nur Alkamenes eine Aphrodite gemeißelt, so können wir auch nur diese im Bezirk der Gärten aufstellen. Das Werk des Agorakritos aber, welches eine herrliche Nemesis vorstellt, werden wir mit seiner Erlaubnis, denke ich, im Tempel dieser Göttin zu Rhamnos aufrichten. Leicht ist es dem Bildner, ihr noch einige äußere Kennzeichen und Symbole anzufügen.“

„Das werde ich!“ rief der finstere Agorakritos mit einem dunkelerglühenden Blicke. „Zur Nemesis soll sie werden, meine kyprische Göttin!“

„Wem also, schöne Fremde,“ sagte Perikles, „wem wirst du nun den Lorbeer, und wem die Rose reichen?“

„Beides dir!“ erwiderte die Milesierin. „Von diesen beiden ist keiner Sieger und keiner besiegt. Und in diesem Augenblicke ziemt es sich, alle Kränze niederzu-

legen in die Hand des Mannes, welchem es diese verdanken, wenn ihnen die Bahn eröffnet ist, nach den edelsten Kränzen zu ringen!"

Damit reichte sie Lorbeer und Rose dem Perikles.

Die leuchtenden Blicke der beiden begegneten sich, flammten einen Moment bedeutungsvoll ineinander.

„Ich werde", sagte Perikles, „den Lorbeer unter die beiden Jünglinge teilen, die duftige, wonnige Rose aber zu eigen behalten."

Er brach den Lorbeerzweig in zwei Stücke und verteilte sie unter die beiden. Dann sagte er, im Kreise umhersehend: „Ich glaube nun, keinen Unzufriedenen hier mehr zurückzulassen. Nur der Nachdenkliche dort scheint mir noch mit einer gewissen Unruhe und mit ernster Miene vor sich hinzublicken. Hast du noch ein Bedenken, Weisheitsfreund?"

„Ich befragte vordem", erwiderte der Angeredete, „die schöne Milesierin in eurem Namen, ob bloß durch Gold und Kriegsmacht oder etwa auch durch die Pflege des Schönen, des Guten und alles Trefflichen ein Gemeinwesen andern den Vorrang abgewinnen könne. Bezüglich des Schönen hat uns die Milesierin bewiesen, daß es sich zu diesem Zwecke vorzüglich eigne. Ich möchte nun aber wissen, ob es sich auch bezüglich dessen, was ich sonst noch genannt habe, des Guten und alles innerlich Trefflichen so verhalte . . ."

„Ich denke," sagte die Milesierin, „daß das Gute eins ist mit dem Schönen: sollte es aber dies nicht sein, sondern demselben widerstreiten, dann, glaube ich, würde es für jenen Zweck entbehrlich sein."

„Denkst du uns auch die Beweise dafür anzugeben?" fragte der Nachdenkliche.

„Beweise?" versetzte die Milesierin lächelnd; „ich weiß nicht, ob es Beweise dafür gibt. Wenn mir welche beifallen, so werde ich sie dir sagen."

„Ganz recht!" fiel Perikles ein; „wir wollen diese Erörterung auf ein anderes Mal verschieben."

Der Nachdenkliche zuckte die Achseln und ging hinaus.

„Er scheint nicht ganz zufrieden, dieser Wunderliche!“ bemerkte Perikles.

„Nein,“ versetzte Alkamenes, „ich kenne ihn; er gibt sich den Anschein großer Bescheidenheit, aber es wurmt ihn sehr, wenn man ihm die Zügel der Unterredung entwindet und wenn die Erörterung nicht haargenau an jenes Ziel gelangt, welches er derselben heimlich gesteckt hat. Doch sein Groll geht vorüber; er ist eine gutgeartete, versöhnliche Seele.“

„Wie nennt er sich doch, der weisheitsfreundliche Sonderling?“ fragte Perikles.

„Sokrates, des Sophroniskos Sohn!“ erwiderte Alkamenes.

„Und die schöne Fremde, von welcher wir heute soviel gelernt, wie nennt sie sich?“ fuhr Perikles fort.

„Aspasia!“ sagte Alkamenes.

„Aspasia?“ rief Perikles. „Der Name ist weich und süß; er zerschmilzt wie ein Kuß auf der Lippe.“

---

2. Frau Telesippe.

In wachen Gedanken hatte Perikles seit der Zusammenkunft der Männer im Hause des Pheidias die Nächte hingebracht. Ihn beschäftigte der Schatz von Delos, mit welchem eine neue Zeit für die Macht und Herrlichkeit der Athenäer gekommen; der Nachklang jener Gespräche, welche im Hause des Pheidias geführt worden waren, hallte beständig in seiner Seele wieder, und schloß er, dem Wirbel dieser Gedanken sich zu entziehen, die Augen, so führte ein halbwacher, flüchtiger Traum ihm das anmutreiche Bild der Milesierin zurück und der feuchte, aphrodisische Glanz ihrer bezaubernden Augen durchstrahlte ihm die Tiefen der Seele.

Mancherlei Pläne, seit langer Zeit erwogen, gärten in

Perikles. Schwankende Gedanken befestigten sich allmählich in ihm und Entschlüsse sprengten über Nacht, wie Rosen, die Knospe.

Sinnend saß er eines Morgens in seinem Gemache. Da kam, ihn zu besuchen, sein Freund Anaxagoras. Seit den ersten Jugendtagen mit dem weisen Klazomenier vertraut, war Perikles so manche Morgenstunde noch immer beschäftigt, mit der offenen, feurigen Seele des Griechen die neuen Offenbarungen in sich aufzunehmen, wie sie kühne Denker jetzt, vor allen Anaxagoras selbst, über kindliche Anschauungen der Väter sich erhebend, aus der Tiefe des sich auf sich selbst beginnenden Geistes zu schöpfen begannen.

Heut aber merkte der weltweise Mann, eintretend, sogleich, daß Gedanken anderer Art seinen Freund gefangenhielten; er fand den sonst würdevoll Gefaßten erregt und sein Auge von jenem matten Feuer leuchtend, das eine in Gedanken durchwachte Nacht verrät.

„Ist das Volk heute zu einer Versammlung von Wichtigkeit auf den Hügel der Pnyx berufen?" fragte der Greis, dem Olympier ins Antlitz blickend; „ich erinnere mich, nur bei solcher Gelegenheit dich so nachdenklich getroffen zu haben."

„In der Tat versammelt sich heute das Volk," sagte Perikles, „und wichtige Dinge sind es, die ich da zu betreiben mir vorgesetzt habe. Mir bangt, ob ich durchdringen werde . . ."

„Du bist Stratege," erwiderte Anaxagoras, „du bist Verwalter der öffentlichen Einkünfte, du bist Leiter der öffentlichen Bauten, du bist Ordner der öffentlichen Feste, du bist — die Götter wissen, wie sie alle heißen, die Ämter und Würden, welche die Athenäer dir mit ordentlichen und außerordentlichen Vollmachten immer wieder von neuem übertragen; gleichviel: du bist, was das allein Wichtige ist, und in einem Freistaate die Hauptsache — du bist der große Redner, welchen sie den „Olympier" nennen, weil mit dem Donner deiner Rede eine Art Herrschergewalt

verknüpft ist, wie mit dem Donner des Zeus. Und du bist ängstlich?"

„Ich bin es!" versetzte Perikles, „und ich versichere dich, daß ich niemals den Rednerstein der Pnyx besteige, ohne insgeheim die Götter anzurufen, damit meinen Lippen kein unbedachtes Wort entfahre und damit ich nie einen Augenblick vergesse, daß es Athener sind, zu welchen ich spreche. Du weißt, wie ungeduldig das Volk zuletzt schon geworden, als ich es immer wieder veranlaßte, neue Geldmittel zur Errichtung der mittleren langen Mauer und zur Erneuerung des Piräus zu bewilligen. Und nun hat mich Pheidias beschwatzt, mich mit neuen großen Plänen angesteckt. Sein und der Seinigen gärender Drang soll nicht länger gezügelt, unser Athen soll mit den lang bedachten Werken dieser Männer geschmückt und vor dem ganzen übrigen Hellas verherrlicht werden. Du weißt, ich gehöre zu denjenigen, welche Neues nur mit Bedacht ergreifen, das Ergriffene aber festhalten und mit feurigem Mute betreiben. Und so habe ich auch in dieser Sache mich anfangs viel bedacht; jetzt aber bin ich im stillen vielleicht schon heißer entbrannt als Pheidias selbst und die Seinigen."

„Ist das Volk der Athener nicht warm beseelt, nicht kunstliebend?" sagte Anaxagoras. „Und ist nicht der reiche Schatz von Delos angekommen?"

„Ich fürchte das Mißtrauen," erwiderte Perikles, „welches geheime und offene Gegner säen. Die Partei der Oligarchen ist nicht ganz überwältigt. Auch weißt du, daß es Lakonerfreunde gibt, und solche, die dem Lichte und allem Heiter-Schönen abhold sind. Hast du es doch selbst erfahren, seit du zwischen den Säulen der Agora zuerst hervorgetreten, um uns Athenäern die Botschaft der reinen, freien, geistgeborenen Wahrheit zu verkündigen. Indessen ich werde heute einen Trumpf ausspielen, der vorerst mir die Menge völlig verpflichtet. Es gibt arme Bürger, die von der Hand in den Mund leben und die morgen hungern müssen, wenn sie heute ihre Arbeit ruhen lassen und, um ihre

Bürgerpflicht nicht zu versäumen, in die Volksversammlung gehen. Warum sollten sie nicht mit ein paar Obolen aus der Staatskasse entschädigt werden? Auch die armen Burschen dauern mich, die gern den öffentlichen Schauspielen beiwohnen möchten, aber das Eintrittsgeld nicht aufbringen können. Sie sollen von Staats wegen hingehen dürfen, um sich an den Werken der Poeten unvermerkt zu bilden und zu veredeln, während sie bloß ihrem Vergnügen nachzugehen glauben. Und jene guten alten Käuze, welche zu Tausenden aus dem Volke ausgelost und den vielen Gerichtshöfen als Beisitzer zugeteilt werden, sie sollen künftig nicht mehr ohne Entgelt den langen Tag verlieren, um die zahllosen Streithändel ihrer Mitbürger im Schweiße des Angesichts zu schlichten. Athen ist reich, neue goldene Quellen rauschen um uns und ergießen sich von den Ländern der Bundesgenossen her in unsern Staatsschatz. Ein großer Überschuß ist in den Kassen. Ich habe mich gefragt: soll er als Hort der Zukunft zurückgelegt werden oder soll er der Gegenwart zugute kommen? Ich glaube, daß die Gegenwart auf ihn ein größeres Recht hat. Das Volk soll die Frucht seiner Siege und seines Aufschwungs genießen, es soll frei und glücklich sein; ein schönes, beneidenswertes, menschenwürdiges Dasein soll in unserm göttergeliebten Athen begründet werden."

„Ich habe den würdevollen Perikles öfter schon aufwallen sehen in solch edler Glut," bemerkte Anaxagoras, „aber diese heutige Aufwallung scheint mir stärker zu sein als alle früheren."

„Ich danke den Göttern," erwiderte Perikles, „daß sie mir zur Besonnenheit der Erwägung das rasche Feuer des Entschlusses und den zähen Mut der Ausführung gegeben. Bist du etwa unzufrieden mit mir? Scheine ich dir allzuweit zu gehen in meinen Entwürfen oder in meinen Rücksichten auf das freilich immer unberechenbare und zuweilen undankbare Volk?"

„Laß es mich offen gestehen," erwiderte der Greis, „ich befasse mich nicht mit Politik. Ich bin kein Athener, ich

bin vielleicht nicht einmal ein Hellene, sondern Weltbürger, Philosoph. Mein Vaterland ist der unendliche Weltraum."

„Aber du bist weise", sagte Perikles, „und kannst das Tun der Staatsmänner beurteilen, ob es zum Guten oder zum Bösen ausschlagen wird."

„Davor werde ich mich hüten", rief Anaxagoras. „Nicht bloß die Poeten, auch die Staatsmänner folgen unwissend einem Götterwink, sind von einem Dämon besessen, der sie begeistert, und schier unbewußt sie treibt zu dem, was für den Augenblick wahrhaft nötig und nützlich. Vorschnell urteilen und irren wird oft der gemeine Menschenverstand, wenn es sich um das Tun gottbegeisterter Staatsmänner handelt. Ich habe mich in die Tiefen der Natur versenkt und überall den Geist in ihr waltend gefunden! Der Geist aber ist unfehlbarer und mächtiger im Schaffen und Wirken als im Urteilen . . ."

So besprachen sich vertraulich die beiden Männer im Gemache des Perikles. In diesem Augenblicke aber trat ein Sklave herein, von des Perikles Gattin Telesippe gesendet.

Eine wunderliche Botschaft war es, mit welcher dieser Sendling kam von der waltenden Herrin des Hauses. Vom Landgute des Perikles war der Schaffner diesen Morgen hereingekommen und hatte einen jungen Widder mitgebracht, der auf besagtem Gute zur Welt gekommen und dem statt zweier Hörner nur eines sproßte mitten auf der Stirn. Dies Tier nun hatte der Schaffner soeben, nicht ohne ängstliche Bedenken, seiner Herrin vorgewiesen. Telesippe, eine Frau von frommen Gesinnungen, hatte rasch nach dem Seher Lampon gesendet, damit er sofort das Wunderzeichen deute. Nun rief sie den Gemahl, daß er komme, um das seltsame Gebilde mitanzusehen und den Ausspruch des Sehers mit ihr zu vernehmen.

Perikles hörte die Erzählung des Sklaven an und sagte dann gutmütig zu dem Freunde:

„Laß uns der Frau den Willen tun und hinausgehen, um den einhörnigen Widder anzustaunen."

Anaxagoras erhob sich und folgte willig dem Perikles. Sie traten hinaus ins Peristyl des Hauses.

Das Haus des Perikles war einfach. Es war nicht größer, nicht reicher ausgeschmückt, als das eines andern athenischen Bürgers von bescheidenen Mitteln. Es war einfach wie die Lebensweise des Eigentümers. In einem Freistaate muß der einflußreichste Mann einfach leben, wenn er sich gegen das Mißtrauen seiner Mitbürger behaupten will. Aber auch ohne Berechnung und Absicht wird ein Mann, der rastlos sich dem Gemeinwesen widmet, sein eigenes Hauswesen immer ein wenig vernachlässigen. Einfach und schmucklos war auch das Peristyl im Hause des Perikles. Aber es ermangelte nicht des traulichen Reizes, der mit diesem eigentümlichsten, anmutendsten Teile des Hauses, diesem saalartigen, von Säulen umgebenen kleinen Hofe überall verbunden war. Fand man sich hier doch im Innersten und unter freiem Himmel zugleich. Abgeschlossen war man da von allem Lärm der Außenwelt und doch im Verkehr mit den frischen Lüften des Himmels, die von oben hereinwehten, mit Sonne, Mond und Sternen, die ungehindert aus der Höhe ihr Strahlengold in die Marmorhalle warfen. Die Schwalben flogen vertraulich zwitschernd aus und ein und bauten ihre Nester an Säulenkapitälern und Simsen. Nicht einladend von außen, wie der Tempel, sondern nach innen wendete, gleichsam abwehrend, das Wohnhaus seinen Säulenschmuck, um den freien und doch traulichgeborgenen, anmutigen Familienraum zu schaffen. Hier saß man, hier erging man sich, hier empfing man auch wohl die Besucher. Hier nahm man auch zuweilen das Mahl ein. Hier brachte man auch die häuslichen Götteropfer; hier stand des Hauses eigentlicher Herd, der Altar des herd-beschützenden Zeus.

Hinter dem Säulengange, der alle vier Seiten des Peristyls umsäumte, reihten sich die Wohngemächer im Hause des Perikles. Die Türen der Gemächer mündeten in denselben. Geschmackvoller Zierat schmückte die Pfosten und

Gesimse der Türen; die Öffnungen derselben waren zum Teil nur durch farbige Teppiche malerisch verhängt. Nach hinten schloß ans Peristyl sich die Frauenwohnung und hinter dieser lag der kleine wohlumfriedete Garten.

Betrat man von der Straße her das Haus, so führte ein Gang, der durch das vordere Gelaß des Hauses lief, geradeswegs ins Peristyl. Auf der Seite des Eingangs selbst nun, sowie zur Linken und Rechten des im Viereck sich öffnenden Raumes liefen die Säulenhallen; auf der Seite jedoch, welche dem Eingange gegenüberlag, grenzte durch ein Pfeilerpaar ein Mittelraum sich ab, der, nach einwärts sich vertiefend, einen nach dem Peristyl hin offenen, auf den drei übrigen Seiten aber von Wänden eingeschlossenen Vorsaal bildete.

In diesem Vorsaal stand Telesippe, die Gattin des Perikles, von einigen Sklaven und Sklavinnen umgeben, und neben ihr der Schaffner, der vom Landgute hereingekommen war, mit dem einhörnigen jungen Widder auf den Armen.

Telesippe war ein hochgewachsenes Weib von strengen, nicht unschönen, aber etwas plumpen Zügen. Sie war stattlich und wohlbeleibt, aber ihr Fleisch war nicht mehr blühend. Schlaff hingen die Wangen, schlaff der Busen, schlaff, nachlässig und anmutslos hingen auch die Gewande über ihre Glieder hinab. Ihr Haar war noch ungeordnet, nach hinten zu in einen großen Wulst gebunden. Sie war bleich, denn sie hatte diesen Morgen sich noch nicht geschminkt. Dies Weib, des großen Perikles Gemahlin, war früher dem reichen Hipponikos angetraut gewesen. Dieser trennte sich von ihr und sie gewann als neuen Gatten den Perikles. Damals war sie noch von jugendlichem Ansehen; mit ihren kühlen, strengen Augen versöhnte die blühende Wange.

Als Telesippe, in jenem, nach dem Peristyl hin offenen Vorsaal stehend, ihren Gatten nicht allein, sondern im Geleit des Anaxagoras sich nähern sah, machte sie Miene, vor dem

Fremden, wie es die Sitte gebot, sich ins Frauengemach zurückzuziehen. Perikles winkte ihr, zu bleiben. Sie blieb, aber ohne das graue Haupt des Weisen ferner eines Blickes zu würdigen. Sie glaubte Grund zu haben, diesen greisen Freund und Ratgeber ihres Gatten nicht zu lieben.

Mit einer Art von Angst blickte sie auf den Widder. „Ich habe den Seher Lampon rufen lassen,“ sagte sie, „ich fürchte eine schlimme Vorbedeutung.“

In diesem Augenblicke öffnete der Türsteher die äußere Pforte und ließ den Seher ein, der sofort vom Eingang her durch den langen Gang sich näherte.

Der Seher Lampon war Priester eines kleinen Dionysos-Heiligtums, das nicht viel abwarf. Er verlegte sich daher auf die Mantik, und zwar mit Glück. Er erfreute sich eines beträchtlichen Rufes bei den Frommgesinnten. Er trug, um seinen Beruf äußerlich anzukündigen, die Priesterbinde um die Stirne und überdies den apollinischen Lorbeer auf dem Haupte. Im übrigen suchte er, nach der Gewohnheit der Männer seines Schlages, durch nachlässiges Gewand, struppigen Bart, wirr flatterndes Haar und einen scheuen, wie verloren schweifenden Blick das Erd-Entrückte des Sehergemütes anzudeuten.

„Dies Wundertier“, sagte Telesippe zu Lampon, „ist auf unserm Landgute geboren und diesen Morgen in die Stadt gebracht worden. Du bist der Kundigsten einer unter den Zeichendeutern; deute uns dies Wunder, ob wir es als günstig betrachten sollen oder als verhängnisvoll?“

Lampon befahl, den Widder auf den Altar des herdbeschirmenden Zeus zu legen.

Eine Kohle glimmte zufällig eben noch auf dem Altare. Lampon riß ein Haar aus der Stirn des Widders und warf es auf die glimmende Kohle.

„Das Zeichen ist günstig,“ sagte er, „denn das Haar ist verbrannt ohne heftiges Knistern.“

Dann wandte er den Blick auf Perikles und beobachtete

die Stellung desselben zu dem Widder. Perikles stand zufällig rechts vom Widder. „Das Zeichen ist günstig für Perikles!" sagte der Seher mit gewichtiger Miene, steckte, den Bräuchen der Mantik folgend, ein Lorbeerblatt in den Mund und kaute es, um durch den Genuß des dem Sehergotte geweihten Krautes in den Zustand des heiligen Taumels sich zu versetzen, das rechte Seherwort in hellem, gottbegeistertem Schauen zu finden.

Die Augensterne des Sehers begannen sich wie in krampfhaften Zuckungen zu drehen. Plötzlich bog der Widder sein Haupt zur Seite, das Horn in der Mitte seiner Stirn wies geradehin auf Perikles und er ließ einen eigentümlichen Laut dabei vernehmen.

„Heil dir, Alkmäonide!" rief Lampon; „heil dir, Sohn des Xantippos, des Perserbesiegers bei Mykale, des edlen Sprossen aus dem Geschlechte der Buzygen, der heiligen Palladiumshüter. Heil dir, Sieger von Thrakia, von Phokis, von Euboia! Vordem besaß der Widder Athen zwei Hörner: den Oligarchenführer Thukydides und Perikles, den Führer der Partei der Volksherrschaft. Fortan aber wird der Widder Athen nur ein einzig Horn auf seiner Stirn haben: beseitigt ist für immer die Partei der Oligarchen, und Perikles allein lenkt mit Weisheit und Hochsinn die Geschichte der Athenäer!"

Anaxagoras lächelte. Perikles nahm den Freund beiseite und sagte leise zu ihm: „Der Mann ist schlau; er rechnet darauf, unter die Zeichendeuter mit aufgenommen zu werden, welche mich von Staats wegen in den nächsten Feldzug begleiten."

„Was aber soll mit dem Widder geschehen?" fragte Telesippe.

„Dieser", erwiderte Lampon, „muß so fett als möglich gefüttert und hernach dem Dionysos dargebracht werden. Denn für diesen Gott eignen sich die Böcke als Opfer wegen des Schadens, den sie den Weinstöcken zufügen; eigentlich die Ziegenböcke — aber Bock ist Bock, und in Erman-

gelung eines Ziegenbocks ist auch ein Schafbock, wie dieser, dem Gotte nicht mißfällig."

So lautete der Bescheid des Sehers. Er nahm drei Obolen in Empfang als Lohn für seine mantische Bemühung, neigte das Haupt, um welches die Locken wallend hingen, und ging von dannen.

„Herrin Telesippe," sagte Anaxagoras, „wie teuer bezahlt man doch heutzutage die Weisheit! Drei Obolen gibt man für das Orakel eines Bocks, der mit einem einzigen Horne hervortritt, um uns das zu sagen, was ohne Entgelt schon die Eulen Athens in ihren Löchern krächzen!"

Telesippe warf dem Sprecher einen zornentflammten Blick zu, den dieser mit der heiteren Ruhe des Weisen aufnahm.

Telesippe machte auch Miene, dem grollenden Blicke eine spitze Bemerkung folgen zu lassen. Da scholl ein Klopfen von der äußeren Tür her. Der Türhüter öffnete und herein huschte eine Frau, begleitet von einer Sklavin, welche an der Tür zurückblieb. Das Antlitz dieser Frau hatte die Röte, aber auch die Runzeln eines alten Apfels, welcher im langen Liegen eingeschrumpft. Ein leichter Anflug kurzer dunkler Härchen überschattete die obere Lippe.

„Elpinike, die Schwester des Kimon!" sagte Perikles dem Anaxagoras ins Ohr. „Gehen wir auf die Agora; denn gegen diese beiden Frauen zusammen können wir hier im Hause nicht standhalten."

So sprechend zog Perikles den Freund seitwärts in die Säulenhalle und trat mit ihm, nachdem er Elpinike vorbeigelassen, hastig über die Schwelle des Hauses auf die Straße hinaus.

Elpinike, die Schwester des Kimon, war ein Frauenwesen sonderlicher Art. Sie war die Tochter des gefeierten Helden Miltiades, die Schwester des nicht weniger berühmten Feldherrn Kimon und die Freundin des trefflichsten unter den hellenischen Malern jener Tage, des Polygnotos. Sie war einmal schön und rosig gewesen, schön genug sogar, um

einen feinsinnigen Bildner zu entzücken. Aber sie mußte Aphroditen gereizt haben, denn durch eine boshafte Laune der Göttin war in ihre Seele kein anderes zartes Gefühl gepflanzt, als die Liebe für ihren Bruder. In ihrer mannweiblichen Brust war kein Verlangen nach Eheglück; sie wünschte nur, ihr Leben lang in der Nähe des Bruders weilen zu dürfen. Da begab es sich aber, daß Kimon durch den Tod seines Vaters Miltiades in eine schlimme Bedrängnis geriet. Miltiades war von den undankbaren Athenern angeklagt und zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurteilt worden, und da er bald darauf starb, ohne diese Summe bezahlt zu haben, so ging die Schuld von fünfzig Talenten, den harten Bestimmungen des Gesetzes gemäß, auf seinen Sohn Kimon über. Solange Kimon diese fünfzig Talente nicht entrichtete, war er bürgerlich ehrlos. Aus Liebe zu ihrem Bruder hatte Elpinike unvermählt bleiben wollen; aus Liebe zu ihrem Bruder vermählte sie sich jetzt. Um den Preis ihrer Hand tilgte ein gewisser Kallias die Schuld des Kimon. Dieser Kallias starb nach einiger Zeit und Elpinike suchte ungesäumt das Haus des Bruders wieder auf.

Von der Belagerung und Unterwerfung der Insel Thasos brachte Kimon den Maler Polygnotos, einen geborenen Thasier, mit nach Athen zurück. Kimon hatte des Jünglings Begabung erkannt, gewann ihn lieb und wünschte seiner Kunst ein weiteres und würdiges Feld zu eröffnen. Durch seine Vermittlung erhielt Polygnotos von den Athenern den Auftrag, den Tempel des Theseus mit Gemälden zu schmücken; auch malte er auf der Agora in der großen Halle, welche nach eben diesem Farbenschmuck die „bunte" oder die „gemalte" genannt wurde, Szenen aus der Eroberung Trojas. Beständig aus und ein gehend im Hause seines Freundes und Gönners Kimon, entbrannte der Jüngling in Liebe für Elpinike, und als das Gericht der griechischen Helden über die Gewalttat des Ajas an der Kassandra in jener Halle fertiggemalt war, da trug unter den gefangenen troischen Frauen die schönste von Priamos

Töchtern, Laodike, die Züge der Schwester Kimons. Elpinike war nicht undankbar für diese Huldigung. Sie versagte zwar dem Künstler Herz und Hand; aber sie schenkte ihm ihre Freundschaft. Seitdem waren viele, viele Jahre verflossen, aber das Freundschaftsbündnis dieser beiden währte noch immer, nachdem Kimon gestorben und Elpinike, wie Polygnotos, alt geworden.

Ja, Elpinike war alt geworden, und zwar, ohne es zu wissen.

Nur eine ganz kurze Zeit ihres Lebens, und wider ihren Willen, vermählt, den ganzen Rest ihrer Tage hindurch der unfruchtbaren Schwärmerei einer schwesterlichen Liebe hingegeben, hatte sie, obgleich Witwe, doch in ihrem Wesen jenes Wunderliche ausgebildet, welches gattenlos gealterte Jungfrauen kennzeichnet. Altjüngferlichen Frauen aber ist eben dieses eigen, daß ihnen nicht aufwachsende Sprößlinge als Marksteine der vorrückenden Zeit, als Meilenzeiger ihrer Lebenswanderung dienen, daß also das Alter sich ihnen unvermerkt nähert. Sie fühlen sich von innen ewig jung. Diese Mischung von innerer Jugend und äußerem Alter drückt ihnen vor der Welt erst leise, allmählich aber immer stärker den Stempel des Lächerlichen auf.

So war auch Elpinike alt und lächerlich geworden, ohne es zu merken. Der hohe Preis, mit welchem Kallias ihre Hand bezahlte, die Huldigung, welche ihr der Farbenkünstler darbrachte, und anderes dieser Art hatte sie eitel gemacht auf ihre Schönheit. Sie blieb noch eitel, als das, worauf sie eitel war, schon längst dahingeschwunden. Sie glaubte, sie sei noch immer, wie Polygnotos sie gemalt als die schönste von Priamos Töchtern. Denn sie war unverheiratet, sie hatte keinen Gatten, der ihr sagte: „Du bist alt!“ — Der sanfte, ruhige, ehrenfeste Polygnotos wollte und konnte ihr dies auch nicht sagen. Er war Hagestolz geblieben und brachte die etwas steife, aber wohlgemeinte Huldigung eines alten Junggesellen der einstigen Erkorenen seines Herzens unverändert dar.

Ihr Bruder Kimon war einige Zeit vor seinem Tode von den Athenern verbannt worden. Seine Anhänger bemühten sich, ihm die Erlaubnis zur Heimkehr beim Volke zu erwirken. Sie fürchteten aber den Einfluß des jungen Perikles, dessen Stern im Aufgehen war, und dem die Fernhaltung seines älteren Nebenbuhlers gewiß nur Vorteil bringen konnte.

Da faßte Elpinike, abenteuerlichen Geistes, wie sie immer gewesen, einen kühnen Plan, um auch diesmal für das Heil ihres Bruders entscheidend einzuschreiten. Sie schminkte sich und salbte sich, warf sich in ein Prunkgewand und ging zu Perikles. Sie wußte, daß der große Staatsmann nicht unempfindlich sei für weibliche Reize. Sie wollte vor ihn treten mit dem durch Kunst erhöhten Zauber einer Gestalt, die den Kallias entzückte, den Polygnotos begeisterte. Sie ging zu Perikles, um ihn zu veranlassen, daß er den olympischen Donner seiner Rede in der Volksversammlung zurückhalte, wenn der Antrag auf Zurückberufung des Kimon vorgebracht würde.

Als Perikles das wunderliche, grell geputzte, salbenduftige Weib vor sich stehen sah, mit einer Art von Siegeszuversicht im Angesicht, merkte er, daß es mit diesem Schritt auf die Empfänglichkeit seines Herzens abgesehen sei. Er wußte, daß er im Ruf einer solchen Empfänglichkeit stehe, und dies erregte seinen Ärger. Es wurmte ihn, daß ein solcher Ruf sich befestigte, trotz seines ernsten würdevollen Wesens. Und nun kam noch die gealterte Elpinike und vermaß sich, ihn mit den kahlen Resten ihrer Schönheit fangen zu wollen!

Perikles war sanftmütig von Natur. Aber daß das grell geputzte Weib mit dem Bartflaum über der Lippe es für eine so leichte Sache nahm, den Schönheitsfreund zu bezaubern, das machte nach Kronions verborgenem Ratschluß diesen mildgesinnten Mann für einen Augenblick zum Tyrannen.

Er sah die Fürsprecherin eine Zeitlang schweigend an,

musterte ihren Putz, dann ihr Gesicht und sagte zuletzt sehr ruhig:

„Elpinike, du bist alt geworden!“

Er sprach diese Worte im sanftesten Tone. Und doch waren sie boshaft. Sie sind die einzige Bosheit, welche die Überlieferung von Perikles, dem Olympier, berichtet.

Ein heimlicher Schauer überlief ihn selbst, als er das verhängnisvolle Wort gesprochen. Er ahnte, daß es eines von denjenigen sei, deren Folgen Klios Griffel zu verzeichnen hat. Von dem Worte: „Elpinike, du bist alt geworden!“ konnte eine Schicksalswendung des Perikles, Athens, des ganzen Hellas ihren Anfang nehmen . . . Bürgerkrieg, Perſereinfall, Blut, Jammer, Tränen, Unheil jeder Art, des Hellenenvolkes Untergang konnte aus diesem Worte hervorwachsen. Denn was vermag nicht ein Weib, zu dem man gesagt hat: Du bist alt?

Und der gutmütigste aller Hellenen hatte dies herbste aller Worte gesprochen!

Elpinike zuckte zusammen, warf einen grollenden Blick auf Perikles und ging.

Aber was half es dem guten Rufe des Perikles, daß er die gefallsüchtige Elpinike so wenig höflich behandelt hatte? Verdarb der Gutmütige nicht alles wieder dadurch, daß er geschaudert hatte vor dem ihm entschlüpften herben Worte, daß er es bereute, und daß er auf der Pnyx es gut zu machen suchte? Denn als das Volk versammelt war und der Antrag auf die Zurückberufung des Kimon gestellt wurde und alles auf Perikles blickte, in der Erwartung, daß er heftig dagegen sprechen werde, er aber schwieg und ins Blaue sah, als ob ihn die Sache nichts kümmerte, so daß die Anhänger Kimons gewonnenes Spiel hatten, da lachten die Athener und einer flüsterte dem andern mit schlauem Blinzeln zu: „Da sehe doch einmal einer die alternde Elpinike! Aufgedonnert ist sie zu Perikles gegangen und der Weiberfreund hat richtig angebissen — angebissen auf den ranzigen Köder!“

Armer Perikles!

Nach des Kimon Tode zürnte Elpinike der Welt, daß sie ohne Kimon ihren Gang so weiter gehe. Nun haßte sie den Perikles und die neue Zeit noch mehr.

Ihre Rede war immer gewürzt mit Ausdrücken, wie: „Mein Bruder Kimon pflegte zu sagen“, oder: „Mein Bruder Kimon pflegte dies oder jenes zu tun“, oder: „Mein Bruder Kimon hätte in diesem Falle so und so gehandelt.“

War schon Kimon ein Lakonerfreund gewesen, ein Mann, der seine Sympathien für Sparta so wenig verheimlichte, daß er einem seiner Söhne den Namen Lakedaimonios gab, und der in seinem ganzen Wesen mehr von einem spartanischen Haudegen an sich hatte, als von einem musisch gebildeten, feinen und beweglichen Athener, so konnte es niemand wundern, daß seine mannweibliche Schwester die Lakonerfreundschaft bis zum Zerrbild übertrieb. Sie diente der Partei, welche jedem freien und heiteren Aufschwunge des attischen Wesens abhold war, durch den Eifer, mit welchem sie das Familienleben der Gegner überwachte. Sie war gerade mit jenen Frauen am vertraulichsten befreundet, deren Männer sie haßte. So mit Telesippe, der Gattin des Perikles.

Immerhin aber erschien dies wandelnde Denkmal der guten alten Zeit, diese altjüngferliche Freundin des im stillen gleichfalls mißvergnügten Hagestolzen Polygnotos, nicht durchaus unholden und widerwärtigen Wesens. Sie war boshaft und wohlmeinend, tückisch und ehrlich, gravitätisch und beweglich, lächerlich und ehrwürdig zugleich.

So geartet also war das Frauenwesen, vor welchem Perikles und sein Freund, der weise Anaxagoras, in solcher Eile die Flucht ergriffen, als sie kam, ihre Freundin Telesippe zu besuchen.

Telesippe half den mageren Leib der Schwester des Kimon aus dem mantelartigen Himation loswickeln, mit welchem Elpinike, als eine züchtige Athenerfrau, wenn sie über die Straße ging, nicht bloß ihren Oberleib, sondern auch ihr Haupt bis auf Mund und Augen zu umhüllen pflegte. Dann

rückte Telesippe einen Stuhl zurecht, legte ein Kissen darauf und hieß ihre Freundin niedersitzen. Elpinike war sehr reinlich und mit einer gewissen altväterischen Sorgfalt gekleidet. Nicht weniger sorgfältig war ihr Haar geordnet. Auch paßte der Haarputz vortrefflich zum Wesen der Trägerin. Der Haarschopf war am Hinterhaupte durch ein unten herumgeschlungenes und oben in gefälliger Form geknotetes Tuch, den sogenannten Sakkos, zusammengehalten und in die Höhe gehoben, während das Vorderhaupt durch die Stephane geziert war, jene schon erwähnte Metallplatte, die, einigermaßen einem Diademe vergleichbar, über der Stirne spitz zusammenlief. Große runde Ohrgehänge von altmodischer Form baumelten zu beiden Seiten des Angesichts der ehrwürdigen Elpinike.

„Telesippe," rief die Besucherin, „du bist heute bleicher als gewöhnlich. Was hat dies zu bedeuten?"

„Es mag eine Nachwirkung der Angst sein," erwiderte Telesippe, „hatten wir doch heute schon ein Wunderzeichen im Hause."

„Was sagst du?" rief Elpinike. „Ist Öl oder Wein bei der Spende verschüttet worden? Oder haben die Balken ohne Ursache gekracht? Oder ist euch ein fremder schwarzer Hund ins Haus gelaufen?"

„Ein auf unserm Landgute geborener Widder," versetzte Telesippe, „dem ein einziges Horn, und zwar mitten auf der Stirne wuchs, ist diesen Morgen vom Schaffner in die Stadt hereingebracht worden."

„Ein Widder mit einem einzigen Horne?" rief Elpinike. „Bei der Artemis! Es wundert mich nicht, wenn Zeichen und Wunder sich ereignen. Am Brilessos soll in der vorletzten Nacht ein großer Meteorstein vom Himmel gefallen sein, einige wollen auch einen Schwanzstern in Gestalt eines brennenden Balkens gesehen haben. Etliche Götterbilder sollen in letzter Zeit zu schwitzen oder zu bluten angefangen haben. Kürzlich hat sich gar ein Rabe auf das vergoldete Pallasbild zu Delphi gesetzt und hat die Früchte der ehernen

Palme, auf welcher es steht, mit seinem Schnabel losgehackt. Aber was das schönste von allem — stelle dir vor: Der Eumeniden-Priesterin zu Orchomenos soll ein langer, starker Bart gewachsen sein! — Ihr habt doch einen Zeichendeuter rufen lassen?"

„Den Lampon!" erwiderte Telesippe.

„Lampon ist gut!" versetzte Elpinike mit beifälligem Nicken. „Er ist der beste von allen. Ein Tier schlachten und aus den Eingeweiden weissagen, kann jeder. Aber man muß den Lampon sehen und hören, wenn er ein Ei übers Feuer hält und aus dem Schwitzen oder Bersten desselben seine Wahrzeichen schöpft, oder wenn er mit Getreidekörnern, die er auf den Boden legt, ganze Buchstaben und Worte zusammensetzt, dann Hühner dazuläßt und darauf achtet, was sie hinwegpicken und was nicht. Auch aus der Hand und selbst aus dem klaren Wasser und aus allem, was man will, wahrzusagen, versteht er wie keiner. Lampon ist tüchtig und verläßlich. Was Lampon sagt, daran kannst du glauben, als hätte es die Priesterin auf dem Dreifuß zu Delphi gesagt. — Aber du erzählst ja nicht, wie er euch das Wunderzeichen gedeutet hat?"

„Er hat das Einhorn auf die Herrschaft des Perikles über Athen gedeutet", erwiderte Telesippe. Elpinike rümpfte die Nase. Sie sagte nichts mehr zum Preise des Lampon.

„Mein Bruder Kimon", sagte sie, „achtete so gut wie einer auf die Götterzeichen und ließ einmal zwölf Tage hintereinander täglich einen Widder schlachten, bis die Eingeweide günstig waren. Dann erst griff er den Feind an. Aber er pflegte stets, wenn er ins Feld zog, dem Zeichendeuter, der ihm von Staats wegen mitgegeben wurde, zu sagen: ‚Zeichendeuter, tu, was deines Amtes ist, aber schmeichle mir nicht! Fälsche nicht den Götterwink, um mir zu gefallen!' Die heutigen Staatsmänner dagegen, die wollen es freilich anders. Die Seher wissen wohl, wer die Wahrheit hören will und wer nicht. Und mögen Leute, die sich schmeicheln lassen, auch eines flüchtigen Erfolgs sich

rühmen: wahrer Göttersegen ist doch nimmer bei solchen, welche die Götter nicht achten!"

„Meinst du," erwiderte Telesippe, „daß Perikles dem Lampon sich sonderlich dankbar erwies für seine Weissagung? Er lächelte bloß. Und sein Freund, der alte, verkommene, von den Göttern verlassene Anaxagoras, erlaubte sich gar noch spöttische Bemerkungen."

„Seit meines Bruders Kimon Tod", rief Elpinike, „haben wir die Sophisten ins Land bekommen, die Götterverächter!"

„Und diese Leute", sagte Telesippe, „untergraben nicht bloß die Götterfurcht und die guten Sitten im Staate, sie stören auch das Glück und das Gedeihen des Hauses. Ich bin des reichen Hipponikos Frau gewesen und ich hätte vor diesem gar den Archon Basileus heiraten können, den Archon Basileus, dessen Gemahlin doch eigentlich die höchste weibliche Würde im Staate bekleidet, weil sie nach altem Brauch an den heiligsten oberpriesterlichen Verrichtungen ihres Mannes Anteil nimmt. Aber ich ließ mich erst durch den reichen Hipponikos, dann durch des Perikles würdevolles und dabei sanftes, einschmeichelndes Wesen gewinnen. Und was muß ich hier nun erleben, die an Besseres gewöhnte Frau! In welches Hauswesen bin ich aus dem des Hipponikos herübergekommen! Und wie haben sich die Dinge nur immer verschlimmert! Perikles vernachlässigt sich und sein Haus. Wenn ich zu ihm gehe, um über die wichtigsten häuslichen Angelegenheiten mit ihm zu beraten, so hat er keine Zeit dafür. Ich darf es kaum mehr wagen, des Morgens sein Gemach zu betreten. Er weist mir ja förmlich die Türe! „Liebe Telesippe," sagte er, „behellige mich am Morgen nicht mit solchen Dingen oder komm wenigstens nicht ungebadet und ungekämmt, damit du mir nicht die Ohren und die Augen zugleich beleidigst!" — Ich bin des reichen Hipponikos Frau gewesen und er hat mir vergönnt, in Prunk zu leben; dennoch hat er zu keiner Zeit mit solchen Worten zu mir gesprochen. Hier dagegen, im Hause des

Perikles, wo mich statt jenes Prunks und jener Fülle nur Knauserei und Armseligkeit umgibt, hier soll ich dem gestrengen Eheherrn immer nur gebadet und gesalbt und bekränzt entgegentreten! Wie habe ich mich dagegen gesträubt, als er auf den Einfall kam, seine Besitzungen kurzweg zu verpachten und alles Geld seinem vertrauten Sklaven Euangelos zu übergeben. Der ist nun Säckelmeister und Schaffner im Hause und ich, die Hausfrau, bin verurteilt, das Geld aus der Hand des Sklaven zu nehmen. Weißt du, von wem Perikles diese schöne Art hauszuhalten gelernt, und wer ihm dabei mit seinem Beispiel vorangeleuchtet? Kein anderer als sein teurer Anaxagoras. Bevor dieser heimtückische Grübler und Müßiggänger von seiner Heimat Klazomenä aufbrach, um hierher nach Athen zu wandern, machten seine Verwandten ihm Vorwürfe und fragten ihn, warum er seine vom Vater ererbten Grundstücke nicht bewirtschafte. Er erwiderte: „Tut es selbst, wenn es euch Vergnügen macht!“ Und zuletzt ging er von dannen und ließ all das Seinige, wie es lag und stand, und sagte den Klazomeniern, sie sollten die Ziegen der Gemeinde auf seine Äcker und Wiesen treiben. — Von solcher Art sind die Freunde und Ratgeber des Perikles!“

Telesippes Klage wurde unterbrochen durch einen Sklaven, der sich näherte, um sich in einer häuslichen Angelegenheit Bescheid zu holen. Andere Sklaven und Sklavinnen kamen vom Markte zurück, mit eingekauften Lebensmitteln für das häusliche Mahl. Telesippe prüfte den Geruch oder Geschmack des einen oder des andern Stückes, ließ über die Frische des Meerhechts auch Elpinike ihr Urteil abgeben und erteilte dem Koche bestimmte Weisungen. Auch übergab sie einzelnen Sklavinnen Flachs, Gespinst, Linnen und anderes Gewebe für die Tagesarbeit des Spinnens, Webens und Nähens im Hause.

Dann kehrte sie zu ihrer Freundin zurück, um das abgebrochene Gespräch fortzusetzen.

„Ich habe das Schlimmste noch nicht erwähnt!“ sagte

sie. „Vordem war dies hier ein ärmlicher, aber doch friedlicher Hausstand. Das ist anders geworden seit der Zeit, als Perikles seinen Mündel, den Knaben Alkibiades, den verwaisten Sohn des Kleinias, aus unbedachter Gutmütigkeit ins Haus genommen, um ihn da mit seinen eigenen Sprossen gemeinsam erziehen zu lassen. Ich sage aus Gutmütigkeit: aber gutmütig erwies er sich dabei nur gegen seine Verwandten, rücksichtslos gegen mich und sein eigen Fleisch und Blut. Du weißt, wie gutgeartet meine beiden Knaben, Xanthippos und Paralos, immer gewesen, und in welcher Zucht sie von mir gehalten wurden. Den ganzen Tag über saßen sie ruhig in einem Winkel und der Pädagog schlief bei ihnen ein, so wenig machten sie ihm zu schaffen. Perikles nannte sie nur immer „Duckmäuser" und schalt sie ob ihres Mangels an Regsamkeit. In der Tat aber waren es eben wohlerzogene Kinder, wie sie sich alle Väter nur wünschen können. Sie hatten gelernt, auf den Wink zu gehorchen. Sie taten nichts, was ihnen nicht befohlen war. Sie saßen oder gingen, aßen und schliefen, wenn man es haben wollte. Wenn man sagte: „Paralos, stecke nicht die Faust in den Mund!" oder: „Xanthippos, bohre nicht in der Nase!" so zog Paralos die Faust aus dem Munde und Xanthippos den Finger aus der Nase. Und machte doch einmal einer Miene, ungeduldig zu werden, so brauchte man nur zu sagen: „Die Mormo kommt", oder „die Empusa, oder die Akko, oder der Wolf ist da", oder „das Pferd beißt", so erbleichten sie und benahmen sich zahm wie die Lämmer. Und jetzt? Du erkennst die Knaben nicht wieder, seit jener Range Alkibiades ins Haus gekommen. Mit ihm ist Gezeter und Gepolter und jede Art von ungefügem Wesen in die Kinderstube eingezogen. Das erste war, daß er die Kinderklappern und Kreisel, welche für Xanthippos und Paralos schon als das Äußerste des Vergnügens galten, in den Winkel warf und nach hölzernen Pferden und Wägelchen rief. Perikles gab ihm, was er verlangte, und damit polterte er lärmend im Peristyl umher, als wäre er

in der Rennbahn zu Olympia. Bald aber genügten ihm die hölzernen Pferde nicht mehr und er spannte den Paralos und den Xanthippos, ja zuletzt sogar auch den Pädagogen vor seinen „olympischen Siegeswagen", wie er ihn nannte. Zur Abwechslung fing er Schwalben im Peristyl, stutzte ihnen die Flügel oder ließ sie an langen Schnüren flattern.

Anfangs sahen die beiden Knaben dem Treiben ihres neuen Gefährten mit einer Art von ängstlichem Erstaunen zu. Allmählich gewöhnten sie sich an die Sache, traten zu ihm heran, wenn er einen bösen Streich machte, und sahen ihm mit Ernst und Eifer zu. Später halfen sie ihm dabei und endlich begannen sie gar, was der Wildfang tat, gleich Äffchen täppischerweise nachzuahmen. Aber die eingeborne bessere Art zeigte sich in ihnen doch, indem sie gar niemals von selbst auf einen schlimmen Einfall kamen. Sie taten nur alles getreulich, was ihnen Alkibiades befahl. Wenn ich nun von der Mormo, der Empusa, der Akko, dem Wolfe oder dem beißenden Pferde zu sprechen anhub, so lachte Alkibiades. Als Xanthippos und Paralos sahen, daß Alkibiades lachte, und daß Mormo und Empusa und Wolf und Pferd sich dies gefallen ließen, so lachten sie ebenfalls. So verlor ich die Macht über die Knaben. Sie gehorchen mir nicht mehr. Der Pädagog ist ein alter Mann, ein im Dienste des Hauses ergrauter Sklave, der von einem Ölbaum fiel und ein Bein brach, und den deshalb Perikles, wieder aus Gutmütigkeit, damit er nichts Anstrengendes mehr zu arbeiten brauche, zum Knabenaufseher gemacht hat. Nun ist der Feuerbrand auf dem Herde vor den Wichten nicht sicher; sie verwüsten und zerbrechen, was verwüstet und zerbrochen werden kann, sie klettern hinan, wo hinanzuklettern, sie fallen herab, wo herabzufallen nur immer möglich ist. Die Sklavinnen im Hause werden geneckt und gekneipt, die Sklaven verspottet und geschlagen. Denke ich nun einmal ernstlich einzuschreiten und gehe mit der Sandale in der Hand auf die Knaben drohend los, so verkriechen sich Xanthippos und Paralos blitzschnell unter Tische und Lager-

stätten und Alkibiades schwingt sich wie ein Eichhörnchen an den Säulen des Peristyls bis zum Gesims empor. Und Perikles? Klage ich ihm die Not, so lächelt er und nimmt den Rädelsführer Alkibiades in Schutz gegen die „Duckmäuser . . .“

In diesem Augenblicke wurde Telesippe durch den kleinen Paralos unterbrochen, der weinend gelaufen kam.

Die beiden andern Knaben folgten ihm auf dem Fuße.

„Wir spielten den rasenden Ajas,“ sagte Alkibiades, „den rasenden Ajas, welcher die vielen Rinder erschlug, als er wahnsinnig wurde, weil er sie für Achäer hielt, und welcher der Ahnherr unseres Hauses ist, wie mir mein Vater Kleinias sagte. Ich machte den Ajas, Paralos und Xanthippos stellten die Rinder vor. Ich habe sie aber nur mäßig geschlagen.“

„Unmenschlicher Junge!“ rief Telesippe, zornig aufwallend, winkte den Paralos und den Xanthippos zu sich und liebkoste sie, um sie zu trösten.

Indessen blickte Elpinike unverwandt auf den kleinen Alkibiades.

„Ein reizender Knabe ist es doch!“ sagte sie. „Diese schwarzfunkelnden Augen — diese blendend weiße Stirn — diese prächtigen wallenden Locken —“

„Ein unzähmbarer Range ist's!“ rief Telesippe, gereizt durch die Worte der Bewunderung, die ihr die Freundin an den Knaben zu verschwenden schien. Dann rief sie den Pädagogen. Hinkend kam der Alte heran. „Warum hast du geduldet, daß Alkibiades die beiden Knaben mißhandelte?“ rief Telesippe.

„Dieser war ja selbst bei dem Spiele beschäftigt,“ fiel der Knabe Alkibiades ein, „er stand schon bereit als trojanisches Pferd, mit welchem ich nachher in Ilion einziehen wollte.“

Erstaunt blickte Telesippe auf den Pädagogen.

„Herrin Telesippe,“ erwiderte dieser, „es ist das erstemal nicht, daß ich mich gezwungen fand, der Laune des

tollen Bürschchens meinen Rücken zu leihen. — Gestern hat er mich in die Hand gebissen wie ein junger Hund."

„Pfui! Sag' wie ein junger Löwe!" rief unwillig der kleine Alkibiades.

„O Zeus und Apollon!" rief Elpinike mit lebhafter Gebärde. Dann aber den Knaben zu sich heranziehend, fuhr sie schmeichelnd fort: „Du bist ein mutiger Knabe, und hättest du unter dem großen Kimon, meinem Bruder, gelebt, du hättest gewiß die Perser schlagen geholfen. Zu jener Zeit aber, mein Kind, da waren die Knaben anders geartet als heutigen Tages. Sie waren nicht zungengewandt und naseweis und vorlaut. Und sie verschmähten die Salben und die warmen Bäder. Bei Tische saßen sie fein artig, ohne die Schenkel zu kreuzen und ohne sich auch nur ein Stengelchen Gemüse mit eigenen Händen herauszulangen. In der Ringschule streckten sie, wenn sie im Sande saßen, die Beine so aus, daß die Schamhaftigkeit nicht zu Schaden kam, und standen sie auf, so verwischten sie gleich die Spur ihrer jugendlichen Leibesformen im Sande. Des Morgens sah man sie in luftigem Gewand, auch wenn es stürmte und stöberte, zum Musikmeister wandern und sie lernten da alte kernige Sachen, wie „Pallas du Stadtbewältigerin", oder „Geschoren, gute Widder" von Simonides, nicht so weichliche Liederchen der heutigen Mode, mit Ausweichungen und Schnörkeln, für welche man solch einem beifallslustigen Rangen die Rute geben sollte. Bedenke, Söhnlein des Kleinias, bald wirst auch du mit deinen Gespielen in die Häuser der Lehrer geschickt werden, du wirst Grammatik lernen und Gymnastik, und die Laute spielen und die Flöte blasen" —

„Nein!" rief der kleine Alkibiades; „die Flöte blasen mag ich nicht — das macht häßlich — es bläht die Backen auf — so" — Dabei blähte er seine Backen, so weit er konnte.

„O wie eitel!" rief Elpinike, und wollte den Knaben küssen.

Aber altjüngferliche Frauen haben bei Kindern wenig Glück. Der Knabe Alkibiades entlud, um sich dem Kusse der Schwester des Kimon zu entziehen, ihr ins Antlitz mit knabenhaftem Übermut die Luft seiner geblähten Backen und sprang mit spöttischem Lachen davon.

Elpinike war empört. Sie schoß von ihrem Sitz empor, um sich augenblicks zu entfernen. Sie nahm ihr Himation wieder auf, warf den einen Zipfel der Breitseite des langen Tuches zuerst über die linke Schulter nach vorn und hielt ihn mit dem linken Arm am Körper fest. Dann zog sie das Gewebe über den Rücken nach der rechten Seite dergestalt, daß es diese Seite des Körpers nicht bloß, sondern auch das Haupt mit Ausnahme des Gesichts verhüllte. Zuletzt schob sie es unter dem Kinne wieder über die linke Schulter zurück, so daß der Zipfel desselben über den Rücken herabhing.

„Du siehst," sagte Telesippe, die Freundin an der Hand noch zurückhaltend, „du siehst, welches Geschick ich trage. So leb' ich hin, die böse Kinderplage auf dem Halse, an der Seite des sorglosen Gatten, freudlos, geplagt, mißachtet, ich, die der Archon Basileus zur Gattin haben wollte — zur Mitteilnehmerin an den heiligsten Verrichtungen des athenäischen Götterdienstes!"

„Mein Bruder Kimon pflegte zu sagen," gab Elpinike zurück, „‚Neue Zeiten, böse Zeiten!' — Die Welt geht ihren Gang, und vorwärts schiebt sie der Männer ehrgeiziges Trachten. Aber auch wir Frauen sind da. Gib acht, Telesippe, und laß dir, was ich sage, für heute genug sein: wenn wir zusammenhalten, wir Frauen, und an die Räder uns hängen, so wird man sie nicht so bald völlig hinauswälzen, die Welt, aus den alten Geleisen!"

---

3. Der Bandkrämer von Halimos.

Als der Staatsmann Perikles und sein Freund, der weise Anaxagoras, das Haus des Perikles verlassen hatten, gingen sie die Straße, welche vom großen Theater des Dionysos am Fuße des Südabhangs der Akropolis hinführte, hinunter und wendeten sich dann nordwärts, um die Straße einzuschlagen, die zwischen dem westlichen Abhange der Akropolis und dem Hügel des Areopag bis zur Agora hindurchlief.

Nun hatten sie ihr Ziel erreicht. Sie standen auf der Agora.

Weithin dehnt sich im Stadtbezirke des Kerameikos dieser Mittelpunkt des athenischen Lebens und Verkehrs. Er liegt wie geborgen in der Hut der sämtlichen Hügel Athens: auf der Seite des Mittags hat er den schroffen Fels des Areopag und die Akropolis, auf der abendlichen Seite den Nymphenhügel, an welchem in mittäglicher Richtung die berühmtere Höhe der Pnyx sich schließt, mitternachtwärts liegt die mäßige Erhöhung, welche den Tempel des Theseus trägt, und im Nordwesten grüßen die Hänge des gefeierten Kolonos herüber.

So blicken alle die sagenberühmten und geheiligten Höhen Athens hinunter auf die Agora.

In ihrer Mitte ragt der Altar der zwölf großen olympischen Götter. Hier erheben sich ferner die ehernen Standbilder der zehn sagenhaften Stammesheroen des attischen Volkes und Landes. Angesichts dieser Standbilder der Stammeshelden ist jedem der neun Archonten, dieser ehrwürdigsten obrigkeitlichen Männer Athens, die Stätte seiner öffentlichen Wirksamkeit im Banne der Agora zugeteilt. Hier steht auch die Mehrzahl der Gerichtshöfe; hier die Versammlungsorte des Rates der Fünfhundert: das Bouleuterion und das mit einer Kuppel bedeckte Rundgebäude des Tholos.

Dichter als gewöhnlich wogt heute der Volksschwarm vor diesen Versammlungsorten. In den Tholos sieht man eilig die Prytanen gehen, jene Männer, welche der eben amtierenden Abteilung des Rates angehören. Auch viele andere obrigkeitliche Personen werden über den Platz hinschreitend gesehen. Man beachtet sie wenig. Nun aber kommt Perikles, der Stratege. Auf ihn sind sogleich die Augen aller gerichtet. Er verabschiedet sich von seinem Begleiter Anaxagoras und geht in den Tholos zu den Prytanen. Er hat mit diesen Männern, welche die Gegenstände der Volksversammlung zuvor beraten und in ihr selber den Vorsitz führen, noch einiges für den heutigen Tag zu besprechen.

Auch stattliche Tempel ragen im Umkreise der weithin sich erstreckenden prangenden Agora der Athener, und es dehnen sich in edlem Schmucke der Kunst prangende Hallen.

Augerfrischend wirkt inmitten dieses weiten Kreises von sonneglänzenden Zinnen und Säulengängen das Grün der Platanen, welche, als ein dankenswertes Erbe Kimons, die sommerliche Schwüle der Agora dämpfen und wohltätig ihr heißes Getümmel beschatten.

Unter Rutengeflechten, die vor Regen und Sonne schützen, entfaltet in zahllosen Buden sich der buntfarbige, duftige, vielgestaltige Reichtum des athenischen Marktes.

Lauch und Lattich, und Kümmel und Kresse, und Thymian und Honig, und Rind und Fisch, Geflügel und Gewild — verdienen sie einen Blick, weil sie uns auf dem Markte des alten Athen begegnen? Warum nicht? Was unter Attikas Himmel reift, ist von edler Art und die griechische Sonne hat es gewürzt mit feineren Säften.

Auch die Nachbarn liefern ihr bestes auf den Markt von Athen. Dies zarte, saftige Gemüse hat Megara gesendet. Diese Gänse, diese ausgesuchten Wasserhühner und Strandläufer kommen aus dem fetten Böoterlande.

Schier das größte Getümmel des Marktes aber drängt

sich dort um die geschuppte Wasserbrut. Vom billigen Salzfisch, dem Wohlfeilsten, was es gibt, und der doch, mit Öl bestrichen, in gewürzhafte Blätter gewickelt und in heißer Asche gebraten, trefflich schmeckt, bis zum gepriesensten und teuersten Leckerbissen dieser Gattung, dem Böoter-Aal, ist hier alles ausgelegt, was in den hundert Golfen der vielgezackten griechischen Küsten Genießbares und Leckeres wimmelt. Diese Sardellen da aus der nahen Bucht von Phaleron sind so zart, daß sie, um fertiggebraten zu sein, das Feuer, sozusagen, nur zu sehen brauchen.

Wer nicht Lust hat, den Rohstoff des Mahles nach Hause zu tragen, der kann am Orte sein Verlangen stillen. Nach dem Geruche zu schließen, ist selbst der saftige Eselsbraten dort nicht zu verachten, sein Verkäufer rühmt wenigstens das Bauchstück als einen Leckerbissen. Der Nachbar bietet freilich mit hellaustönender Stimme die ganze Beredsamkeit des Griechen auf, um zu beweisen, daß sein Ziegenfleisch den Vorzug verdiene, und daß es das nahrhafteste von allen Arten Fleisches sei und eine wahrhafte „Athletenkost“.

Willst du dich dem Fleisch- und Blutgedüst entziehen — an welchem übrigens doch selbst die opferfrohen Olympier ihr Wohlgefallen haben — und verlangst du, dich an feineren und zarteren Düften zu erlaben, so begib dich dort hinüber nach der Stelle, wo die schalkhaften Blicke einer Kranzwinderin oder eines rosigen Knaben dir winken. Der Athener liebt die Kränze in unglaublichem Maße. Sie begleiten ihn vom Mutterschoße bis zur Gruft. Mit Kränzen schmückt sich zu Athen nicht bloß der Ruhm, die Liebe, der Tod, die Freude und jede Art von Festeslust; nicht bloß der Zecher umwindet seine Stirn, ja seinen ganzen Leib mit Kränzen beim Symposion, auch der Würdenträger setzt einen Kranz aufs Haupt, wenn er seines Amtes waltet, und der Redner tut desgleichen, wenn er sich anschickt, auf der Pnyx zu dem versammelten Volke zu sprechen. Aus Myrten windet Athen seine Kränze, aus Rosen, den Efeu und selbst das Laub der Silberpappel verschmäht es nicht,

Hyazinthen flicht es gern ins Grün der Myrten; aber am meisten scheint es doch die sinnigen Veilchen zu lieben, denn seine Dichter nennen es das „veilchenbekränzte".

Nun aber stehen wir auf dem Töpfermarkte, dem Stolz des athenischen Kunsthandwerks. Benennt sich doch von den Töpfern seit uralten Zeiten dieser ganze Stadtbezirk, und auf den Schiffen der Seefahrer gehen von hier die Erzeugnisse der göttergesegneten attischen Töpfererde in alle Welt. Der Athener formt diesen gesegneten Ton seines heimischen Bodens, wie seinen attischen Marmor, mit dem bildsamen feinen Sinne, den ihm die Götter zu seinem trefflichen Ton und Marmor wohlbedacht hinzuverliehen.

Da sieh! Von der kleinen, flachen, henkel- und fußlosen Phiale bis zum riesigen Pithos, der hundert Amphoren Weines faßt und doch Töpferarbeit ist, hat alles sein zugemessenes Teil von edler Zierlichkeit. Diese weitbauchigen, doppelhenkligen Amphoren, diese Hydrien, diese Salbenfläschchen mit engem Halse, aus welchem die Flüssigkeit nur tropfenweise und mit einem glucksenden Tone herausfließt, diese gewaltigen Mischgefäße, diese Schöpfgefäße, diese hundertfach gestalteten Becher, sie alle sind schön.

Kein einziges Stück ist darunter, das formlos wäre und nur dem Bedürfnis diente. Auch schon das Gefäß des täglichen Gebrauchs, auch schon das Gefäß, in welchem der Grieche seinen Wein, seinen Honig, sein Speiseöl, sein Salböl aufbewahrt, ist schön. Es entbehrt nicht des Reizes gefälliger Gliederung, wohlberechneter Umrisse.

Wenn man hier wandelt, so glaubt man nicht auf einem Markte und unter W a r e n zu wandeln. Denn das Schöne gehört nicht bloß dem, der es bezahlt, es erfreut jeden, der vorübergeht, und wo die Dinge, mit welchen der Mensch sich umgibt, den herzerfreuenden Stempel der Schönheit tragen, da haben alle an allem teil, und es verwirklicht sich im besten Sinne das Ideal der Gütergemeinschaft.

Wir möchten wohl auch den Salbenmarkt durchschreiten, und den Kleidermarkt, wo mit der heimischen Tracht Moden

des Auslandes, megarische Mäntel, thessalische Hüte, amykläische und sikyonische Schuhe Liebhaber und Abnehmer finden. Und am liebsten wohl möchten wir die Bücherrollen mustern, die dort meist in zylindrisch geformten Behältern zur Schau stehen. Gern möchten wir die breiten Blätter des beschriebenen Papyros entrollen, die um runde, an den beiden Enden mit elfenbeinernen oder metallenen Knöpfen verzierte Stäbe gewickelt und von roten oder gelben Pergamentbändern zusammengehalten sind.

Aber der Lärm der Ausrufer, das Getümmel des Marktes ist zu groß, als daß wir uns vertiefen könnten in die Bücherweisheit der Athener.

Ein Kohlenbrenner aus Acharnä und ein Bandkrämer aus Halimos wetteifern da soeben, im Vorüberwandeln ihre Ware anzupreisen. Ihnen gesellt sich ein dritter, welcher das Athenervolk auffordert, seine vortrefflichen Lampendochte aus Binsenmark zu kaufen. Bald aber ertönt es von allen Seiten: „Kauft Öl!“ „kauft Essig!“ „kauft Scheiter!“ und dazwischen verkünden öffentliche Ausrufer, daß diese und jene Schiffe im Hafen angekommen, daß diese und jene Waren ausgeschifft worden, oder machen den Preis bekannt, welcher für die Entdeckung des Täters eines Diebstahls oder für die Wiederbringung eines entlaufenen Sklaven ausgesetzt worden ist.

Was man im Gedränge des Marktes vermißt, sind die Frauen. Kein Athener sendet seine Gattin oder Tochter auf den Markt. Er sendet seinen Sklaven, oder er — geht selbst und besorgt in eigener Person den Einkauf für das Familienmahl.

Aber treibt nicht dort, beim Tempel der Aphrodite Pandemos, eine Anzahl von eigenartig geputzten Frauenpersonen sich umher? Nicht zu den Käuferinnen des Marktes gehören diese, sondern zu den Verkäuferinnen. Sie sind Verkäuferinnen und Ware zugleich. Es sind darunter Flötenbläserinnen und Tänzerinnen, die sich mieten lassen für die Symposien der Reichen, zur Ergötzung fröhlicher Zecher.

Auf der Agora stehen auch Wechslertische, so gut wie im Piräus, und der Athener legt seinen Barvorrat bei diesen Wechslern und Bankhaltern nieder, um ihn nach Bedarf in kleinen Beträgen wieder zurückzunehmen.

Der Athener hat unzählige Gründe, täglich wenigstens einmal die Agora zu besuchen, und wenn es ihm dennoch zufällig an einem Grunde fehlen sollte, so begibt er sich ohne Grund dahin. Er ist überaus geselliger Natur. Beständiger Verkehr mit seinesgleichen ist ihm Bedürfnis. Überall schlägt diese Geselligkeit und Gesprächigkeit ihren Tummelplatz auf: in den Hallen, in den Bädern, in den Barbierstuben, in den Verkaufsläden, selbst in Werkstätten der Handarbeiter, nur nicht in Schenken: diese kennt der Athener jetzt noch kaum oder überläßt sie der untersten Hefe des Volkes.

Was will der große, wohlbewaffnete Schwarm von Leuten, der dort gerade in der Mitte der fast unabsehbaren Agora gelagert ist? Das sind die tausend skythischen Bogenschützen, welche als Söldlinge den Markt nach altem Herkommen bewachen, eine Art von Stadt- und Polizeiwache, die dem Rate der Fünfhundert zur Hand ist. Diese Söhne des fernen Skythenlandes ergötzen die Männer von Athen durch das barbarische Kauderwelsch, mit welchem sie das Griechische radebrechen, und durch — den unstillbaren Durst ihrer Kehlen.

Sie sind stumpfnasig und haben ausdruckslose Gesichter, die sich von den prächtig geschnittenen Köpfen und bedeutenden Zügen der Eingeborenen unvorteilhaft abheben. Jene Ausländer sind plump und ungeschlacht von Ansehen: diese Einheimischen dagegen sind feingebaut, und doch ist alles Feuer und Nerv an ihnen. Die Bewegungen jener erscheinen bald träg und schleppend, bald unschön überhastet. In den Bewegungen dieser liegt etwas edel Gemessenes. Selbst jener Kohlenbrenner aus Acharnä hält sich gerade, und jener Bandkrämer aus Halimos, der seinem ärmlichen Linnengewande mühselig durch etwas Kreide zu einigem neuen

Glanze für den heutigen Volksversammlungstag verholfen hat, er blickt, seine Ware ausrufend, mit einer Art von Stolz um sich. Er wirft, über den Markt hinschreitend, die Hüften hin und her; aber sein Oberleib verharrt in würdevoller Ruhe. In den Augen aller dieser Männer wohnt der sprichwörtliche „attische Blick“. Was dieser Blick bedeutet? Es ist schwer zu sagen. Der „attische Blick“ ist, wie das ganze Wesen des Atheners, ein Spiegel sehr verschiedener, liebenswürdiger und unliebenswürdiger Eigenschaften. Jeden Moment ist dieser attische Blick bereit, sich in ein attisch gewürztes beißendes Scherzwort umzusetzen. Der Athener scheint ernst, aber aus seinem Ernst springt und sprüht unversehens ein sarkastischer Einfall, wie der Funke aus dem Stein. Er hat Mutterwitz und weiß ihn zu brauchen.

Durch das Getümmel der Agora bewegt sich seit einiger Zeit ein Mann, dessen Gewandung und stattliches Ansehen Wohlhabenheit verraten, der aber hier offenbar mit den Augen des Neulings um sich blickt. Er ist hie und da zu den Buden der Händler hingetreten, hat nach dem Preise dieser, jener Ware gefragt, immer aber schien er Schwierigkeiten zu finden, wie sie einem Fremden begegnen.

Soeben schreitet der Bandkrämer von Halimos langsam an ihm vorüber.

„Ich werde nicht klug,“ spricht der Fremde den Bandkrämer an, vielleicht ermuntert durch einen Blick der Neugier oder des Anteils, den dieser ihm zugeworfen; „ich werde nicht klug aus den Forderungen dieser Händler. Ich glaube, man will mich prellen . . .“

„Bist du denn ein Fremder?“ fragte der Bandkrämer.

„Allerdings!“ erwiderte jener. „Ich bin mit den Meinen aus Sikyon ausgewandert und erst vor wenigen Tagen hier angekommen. Ich denke, mich hier niederzulassen. Ich will künftig lieber Beisasse sein zu Athen, als Bürger in Sikyon, wo mir von meinen Feinden übel mitgespielt worden.“

Der Bandkrämer von Halimos, da er hörte, daß dieser Mann, der ihn ansprach, kein athenischer Bürger, sondern

nur ein Beisasse — er hatte ihn für einen Ratsherrn gehalten — richtete sich noch etwas strammer empor und sagte dann mit einer Art von Herablassung:

„Freund,“ sagte er, „wenn dir die Werte unserer Münzen und die Preise unserer Waren unbekannt, so mußt du dich eben bemühen, sie kennen zu lernen, und zwar womöglich von einem ehrlichen Manne.“ — „Siehst du hier,“ fuhr er fort, indem er ein ganz kleines dünnes Silberstück hervorzog und auf die Fläche seiner Hand legte, „siehst du, das ist attisches Silber, wie wir's da drüben in Laurion graben. In der ganzen Welt findest du kein so feines und reines Silber wie dieses. Die Münze da aber ist unser kleinstes Silberstück, ein halber Obolus; dafür kannst du dir einen gemeinen Käse oder ein Würstlein mit kleinen Leberchen, oder auch ein ziemliches Stück Fleisch kaufen, wie du es bei gutem Appetit allein zu verzehren imstande bist. Gibst du einen ganzen Obolus, so erhältst du ein Fleischgericht in trefflicher Zubereitung. Um den Preis von vier solchen Obolen aber kannst du einen leckeren Meerfisch nach Hause tragen. Hast du sechs Obolen beisammen, so ist das so viel wie eine Drachme, und du kannst dir ein größeres Silberstück mit dem Kopfe der Athene auf der einen und der lorbeerumkränzten attischen Eule auf der andern Seite dafür einwechseln. Für eine solche Drachme nun bekommst du schon eine Schüssel gut zubereiteter Meerigel; für zwei Drachmen einen ganzen Scheffel Gerstengrütze, für drei einen Scheffel Weizen oder einen kopaischen Aal, für zehn solcher Drachmen aber kannst du dir schon einen Chiton kaufen, wenn er nicht von besonders feiner Art sein soll. Hast du hundert Drachmen beisammen, so gibt das eine Mine, und für anderthalb solcher Minen kannst du dir einen Sklaven kaufen; für drei Minen ein Pferd oder ein ganz kleines Häuschen, willst du ein größeres und besseres, so mußt du freilich bis an die sechzig Minen geben, und das macht schon ein Talent. — Siehst du, in dieser Weise kannst du vielerlei Leckerbissen und Herrlichkeiten zu Athen

kaufen für weniges Geld. Wenn dir aber auch dies wenige gebricht, so mußt du es machen wie wir andern ärmeren Leute: du mußt dich bescheiden nähren von unserm heimischen Gerstenfladen und kannst dazu den würzigen heimischen Knoblauch kauen —"

In diesem Augenblick wurde der Sprecher unterbrochen durch den Klang einer gewaltigen Stimme, die über den Markt hintönte. Es war die Stimme des Herolds, welcher die vor dem Bouleuterion schriftlich an die Athener gerichtete Aufforderung, sich auf der Pnyx zu versammeln, nun mündlich wiederholte, beifügend, daß nach Ablauf einer Stunde von jetzt an die Versammlung eröffnet werden solle.

Zugleich wurde auf der Höhe der Pnyx eine große Fahne aufgezogen, welche als Zeichen der bevorstehenden Volksversammlung weithin sichtbar über der Stadt in den Lüften flatterte.

Überall staute um den Herold sich das Gedränge des Volkes, und eine Art von Gärung griff in der Masse um sich. Schon seit dem frühen Morgen waren die Männer von Athen auf den Beinen, und überall, wo sich die Leute zu sammeln pflegten, hörte man lebhaftes, nicht selten haderndes Gespräch. Der Ausruf des Herolds entfachte den Eifer des politischen Gesprächs zu neuen und helleren Flammen.

„Achtzehnhundert Talente soll der Schatz betragen, der mit dem Staatsschiffe von Delos herübergebracht worden!" rief einer inmitten einer Gruppe von Bürgern.

„Dreitausend Talente sind's!" rief ein zweiter.

„Sechstausend!" fiel ein dritter lebhaft ein. „Sechstausend Talente, sag' ich euch, sind von Delos herübergekommen — bare sechstausend Talente" —

„Juchhei!" rief ein vierter mit einem Freudensprunge. „Wo Geld ist, sagt das Sprichwort, da geht das Ruder und bläst der Wind!" —

„Was die neuen Bauten betrifft," sprach ein fünfter im Kreise bedenklich, „insbesondere das neue Festhaus der

Pallas auf der Burg, so lasse ich mir dies gefallen; aber was den Richtersold anlangt und insbesondere die Schauspielgelder" —

„Was? Gönnst du diese dem Volke nicht?" scholl es dem Sprecher von Seite der umstehenden ärmeren Bürger entgegen.

„Ich wohl!" versetzte jener. „Ich meine nur, der Antrag wird nicht durchgehen. Die Oligarchen werden ihn nicht durchgehen lassen. Schauspielgelder fürs Volk? Das werden die vielen Lakonerfreunde nicht bewilligen. Nein, gewiß nicht!"

„Ich dagegen glaube," warf ein anderer ein, „die Schauspielgelder werden leichtlich durchgesetzt werden, denn die Masse des Volkes ist ja doch auf der Pnyx gegen die Oligarchen in der Mehrzahl. Aber in betreff der Bauten und insbesondere des neuen Festhauses der Pallas Athene —"

„Was?" unterbrachen mehrere lebhaft den Sprecher, „du willst, daß wir nicht bauen sollen?"

„Das nicht!" entgegnete jener. „Ich meine nur . . ."

„Ei, wartet doch!" unterbrach ihn einer, „hören wir erst den Perikles!"

„Ja, hören wir erst den Perikles!" hallte es im Kreise nach. Nur der Wurstmacher Pamphilos rümpfte die Nase und sagte:

„Perikles und immer Perikles! Müssen wir denn immer auf diesen hören?"

„Warum nicht?" gab man ihm zur Antwort; „Perikles ist klug — Perikles ist wohlmeinend — Perikles ist der Mann, dem wir Athener die Fettaugen auf der Suppe verdanken — Perikles ist der einzige hier zu Athen, dem seine Mitbürger nichts Böses nachzusagen wissen" —

„Was?" rief jener Widersacher; „nichts Böses? Sagen nicht alle älteren Leute, daß er in seinen Zügen eine gewisse Ähnlichkeit hat mit Peisistratos, dem Tyrannen?"

„Das ist wahr", bemerkte Pamphilos. „Auch hat er,

was nicht allen bekannt ist, einen sogenannten Zwiebelkopf!"

„Was? Einen Zwiebelkopf?" riefen die Hörer.

„Einen Zwiebelkopf!" entgegnete jener. „Wisset," fuhr er geheimnisvoll fort, „wisset, daß der schöne und stattliche Perikles auf der Höhe seines Scheitels einen kleinen Höcker trägt, so daß sein Kopf einigermaßen spitz zuläuft, einer Zwiebel nicht unähnlich" —

„Possen!" riefen die andern. „Hat einer diesen Zwiebelkopf des Perikles gesehen?"

„Niemand!" fuhr jener lebhaft fort. „Niemand hat ihn gesehen! Das ist gewiß. Aber wie käme denn auch einer dazu, den Zwiebelkopf des Perikles zu sehen? Im Felde trägt Perikles seinen Strategenhelm, und auch im Frieden werdet ihr ihn, wo es nur angeht, mit seinem Strategenhelm den Kopf bedecken sehen. Und wo es nicht angeht, nun, da sucht er sich anders zu helfen. Auf der Rednerbühne z. B. trägt er den üblichen Myrtenkranz des Redners auf dem Haupte; und für gewöhnlich sieht man ihn auf der Straße mit dem breitkrempigen Thessalerhut; und so ist es allerdings wahr, daß niemand den Kopf des Perikles genau gesehen; aber eben weil ihn keiner gesehen, liegt die Vermutung nahe, daß sein Kopf ein Zwiebelkopf; denn wäre er dies nicht, welchen Grund hätte Perikles, ihn so geflissentlich zu verbergen?" —

„Freilich, freilich!" sagten viele der Hörer mit zustimmendem Nicken: „Es ist kein Zweifel, daß des Perikles Kopf ein Zwiebelkopf" —

„Wenn das ist," bemerkte lächelnd einer von der Oligarchenpartei, der sich in der Gruppe befand, mit einem spöttischen Seitenblick auf einige ärmlich aussehende Männer aus dem Volke, welche dem Gespräch zuhörten, „wenn der Volksfreund Perikles einen Zwiebelkopf besitzt, so mag er denselben hüten vor der Liebe seiner besten Freunde und Anhänger, der Zwiebel- und Knoblauchkauer" —

Einige belachten den Scherz des Oligarchen. Aber unter

den Männern, welche der spöttische Seitenblick getroffen hatte, befand sich auch der Bandkrämer von Halimos. Er antwortete zunächst mit einem Blitz aus seinen schwarzen Augen, ballte die Faust und stand auch auf dem Punkte, ein scharfes Wort gegen den Oligarchen zu schleudern.

Aber in diesem Augenblicke näherte sich ein Mann, der seinen Markteinkauf in der Busenfalte des Gewandes trug.

„Heda, Pheidippides!“ rief einer ihm entgegen; „hast wieder eine halbe Stunde lang gefeilscht, alter Knauser! nicht wahr?“

„Allerdings,“ versetzte Pheidippides, „für diese beiden Fischlein da begehrte die Vettel zwei Obolen!“

„Und zuletzt bekamst du sie —?“

„Für einen!“ versetzte schmunzelnd Pheidippides, fügte aber sogleich hinzu: „Ohne Zweifel taugt die Ware nichts, sonst hätte die Alte sie mir nicht so billig gelassen. Man ist immer der Betrogene.“

Die Hörer lachten. „Pheidippides,“ fuhr jener fort, „du bist ein Mann, der hauszuhalten weiß. Was sagst du zur Verschwendung des Perikles, der jetzt haben will, daß wir den hierher gebrachten Bundesschatz für allerlei Sold und Schauspielgelder und für ein großes, prächtiges Festhaus der Pallas auf der Akropolis verwenden sollen? Hast du nichts dagegen einzuwenden, Pheidippides?“

„Pallas Athene bewahre mich davor!“ rief Pheidippides. „Komme aller Götter Segen über das Haupt unseres großen und weisen Perikles! Ganz und gar nichts habe ich dagegen einzuwenden; im Gegenteil, ich sage: wir müssen bauen; das prächtige Festhaus der Athene auf dem Burgberge müssen wir haben, und wenn es die sämtlichen Bundesgelder verschlingen sollte“ —

„Was? Du knauserst im eigenen Hause, du spaltest den Kümmel für den Tagesbedarf und mit den öffentlichen Geldern bist du so freigebig?“ fragten einige.

„Ja seht,“ erwiderte Pheidippides, „zu Hause, da lohnt sich's nicht der Mühe, freigebig zu sein, sich's verschwenderisch

einzurichten. Wann ist denn unser einer zu Hause? Wann erlauben es dem athenischen Bürger seine Geschäfte, zu Hause zu sein? Jetzt muß er auf den Markt gehen, jetzt in die Volksversammlung, jetzt in die Stammesgenossenschaftsversammlung, jetzt in die Bruderschaftsgenossenversammlung, jetzt in die Gaugenossenschaftsversammlung, jetzt in diesen, jetzt in jenen Gerichtshof, jetzt in den einen oder den andern Klub, jetzt in den Piräus, jetzt aufs Land, um nach seinen Äckern und seinen Schafen zu sehen — wann also, frag' ich, ist der athenische Bürger zu Hause? Der athenische Bürger gehört der Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit ihm; darum ist immer mein Wahlspruch: bescheiden am häuslichen Herd, aber großmütig und freigebig fürs Gemeinwesen, fürs allgemeine! Womit ich mein eigenes Haus schmücke, das ergötzt mich kurze Zeit, und vielleicht schon mein Sohn und Erbe verzettelt's. Was ich auf der Akropolis droben bauen helfe, das währt und das vererb' ich den spätesten Enkeln!"

„Pheidippides hat recht!" sagten die Männer, einander anblickend und dabei mit den Häuptern nickend.

Aber der Mann von der Oligarchenpartei, der früher den volksfeindlichen Scherz sich erlaubt hatte, erhob nun seine Stimme aufs neue. „Alles mit Maß!" sagte er. „Man muß mit der Hand und nicht mit dem Sacke säen. Halten wir nicht Maß, so geht das Gemeinwesen abwärts und das stolze Gebäude der athenäischen Macht und Größe kommt zu schmählichem Falle!"

„Fall' es dir auf die Nase!" rief der noch immer grollende Bandkrämer von Halimos, die Faust gegen den Oligarchen gewendet.

Die Umstehenden lachten. Pheidippides aber begann wieder: „Seht doch einmal die reichsten Männer Athens. Sie wissen es gar wohl, womit sie sich den meisten Ruhm verschaffen können: nicht indem sie großartige Behausungen für sich herstellen, sondern indem sie Schiffe für den Staat ausrüsten und Chöre für die öffentlichen Schauspiele auf ihre Kosten einüben und anderes dieser Art leisten, wozu das

Gesetz sie verpflichtet, worin sie aber untereinander einen rühmlichen Wetteifer, mehr als das Verlangte zu leisten, entwickeln. Gibt es etwas, worauf sie ihre Reichtümer lieber verwenden, als auf solches, obgleich sie damit nur den Glanz des Gemeinwesens mehren, sich selbst aber beinahe in Armut stürzen?“

„In der Tat,“ fiel der Oligarch hier ein, „so handeln die Reichen. Aber leider kommt man jetzt dahin, bei den Leistungen mehr auf äußeren Glanz und Tand, als auf das Tüchtige und wirklich Ersprießliche zu sehen. Die Trierarchen gehen oft an Bord, ohne sich für ihre Mannschaft mit etwas anderm als Mehl, Zwiebeln und Käse zu versehen. Diejenigen aber, welche einen tragischen Chor auf ihre Kosten auszustatten und einzuüben übernehmen, füttern diese Choreuten zur Ausbildung und Erhaltung ihrer Stimme eine geraume Zeit hindurch mit allen Süßigkeiten und Leckerbissen und müssen sich, wenn ihr Chor gegen einen andern im Wettkampfe zurückbleibt, noch überdies verlachen und beschimpfen lassen. Diese Gewohnheiten werden uns weichlich machen. Wollten wir doch nur ein wenig mehr auf das Beispiel der mannhaften Lakedaimonier achten.“

„Ein Lakonerfreund!“ riefen spottend einige im Kreise.

„Ja, ein Lakonerfreund!“ sagte der Oligarch. „Ich wiederhole es, wir müssen das Beispiel der Spartaner nachahmen, sonst wird unsere Herrlichkeit nicht lange währen, insonderheit wenn wir fortfahren, die Zügel des Gemeinwesens immer mehr in die Hände der unbemittelten, hungrigen, bestechlichen Klasse schlüpfen zu lassen.“

Der Bandkrämer von Halimos, aus der Entfernung zuhörend, ballte bei diesen Worten des Oligarchen neuerdings die Faust. Mit Mühe beschwichtigte ihn einer seiner Gefährten.

„Ich habe die verwichene Nacht einen wunderlichen Traum gehabt,“ begann jetzt einer im Kreise der Männer, „und möchte wohl wissen, was er etwa bedeutet. Ich sah zuerst eine große Finsternis ringsumher verbreitet. Dann

sah ich einen Mann kommen — er trug die Züge des Perikles — und eine Fackel aufstecken, die immer größer wurde, bis sie zuletzt als feurige heiße Sonne vom Himmel leuchtete. Da glänzte alles rings im heiteren Tagesglanz. Aber jene riesige Sonnenfackel begann eben durch ihren heißen Strahl wieder Dünste aus der Erde an sich zu ziehen — diese wurden immer dichter und trüber und ballten sich zu Wolken und zuletzt verschwand die Fackel ganz hinter ihnen und es war so dunkel als zuvor. Es war ein seltsamer Kreislauf von Licht und Finsternis. Ob dieser Traum nicht etwa Unheil bedeutet?"

„Nicht alle Träume senden die Götter!" erwiderte einer der Zuhörer.

„Du irrst!" warf der Oligarch ein. „Träume sind immer bedeutungsvoll. Mich selbst rettete einmal ein warnender Traum, als ich ein Schiff zu besteigen die Absicht hatte, welches nachher mit allen darauf Befindlichen in den Wellen unterging. Die Götter haben nicht gewollt, daß ich auf solche Art umkommen sollte" . . .

„Vielleicht wollten sie, daß du gehangen werden solltest!" rief der Bandkrämer von Halimos herüber, seinen lang verhaltenen Groll nicht länger bezähmend.

Finsteren Blickes sah der Oligarch auf den Mann, der so gesprochen. Er hatte das Ansehen, als ob er den kühnen Spötter zur Rechenschaft zu ziehen gedächte.

Aber im Kreise umherblickend, begegnete er nur solchen Mienen, welche dem Spötter Beifall lachten, und da dieser überdies so kampflustig auf ihn zutrat, als ob er ihm mit der Ferse an die Hüfte springen wollte, so zog er es vor, im Gedränge der Gruppe des Volkes zu verschwinden, welche sich in Bewegung setzte, um den Weg gegen die Höhe der Pnyx einzuschlagen, denn die Stunde der Versammlung war gekommen.

Auch der Bandkrämer von Halimos schloß sich an, noch immer erregt vom Zorne gegen den Oligarchen. Der Sikyonier war in seiner Nähe. „Hast du gehört," sprach

er, sich ihm wieder gesellend, „was ein Schurke von Oligarch noch immer zu Athen sich erlaubt? Das gemeine Volk zu verachten! Unsereinen zu verachten, weil man arm ist — als ob man deshalb weniger athenischer Bürger wäre! Es ist wahr, ich bin ein Bandkrämer, und mein Weib hat sich im Drange der Not schon ein paarmal als Amme verdingen müssen. Aber das Gesetz verbietet ausdrücklich, daß man einem athenischen Bürger, wenn er aus Armut rechtlich ein Gewerbe treibt, dieses zum Vorwurf mache. Und bei der Pallas, ich bin ein athenischer Bürger so gut als irgendeiner, wenn ich auch nicht in der Tripodenstraße wohne, sondern in einem kleinen Vororte drunten an der Bucht von Phaleron. Nun, ich denke, besser ist's, mit dem Bündel auf dem Rücken seinen Unterhalt suchen, als in der Weise derjenigen leben, welche lieber verhungern würden, als arbeiten, es aber nicht unter ihrer Würde halten, als Schmarotzer die Teller anderer Leute rein zu lecken oder umherzugehen und zu lauern, wo etwa irgendein Mensch wissentlich oder unwissentlich gegen eines der unzähligen Gesetze Athens verstößt, damit man ihn anklagen und von der Geldstrafe, in die er verfällt, seinen bestimmten Anteil einstreichen könne. Halten sie's für eine Ehre, als Parasiten oder als Sykophanten zu leben, wohl bekomm's! Ich aber dünke mich besser als diese, und wer meiner spotten will, der komme heran: da steh' ich und fürchte keinen, ich, der Bandkrämer von Halimos! Ich tue meine Bürgerpflicht, so gut als einer; ich stecke etwas Brot und Zwiebeln in meinen Ranzen und stehe dann wohlgemut dem Vaterlande den ganzen Tag zu Diensten auf der Pnyx! Ich danke den Göttern, daß sie mich als Athener geboren werden ließen; und wenn ich so am frühen Morgen von Halimos gegen die Stadt her wandere und die Akropolis im Glanz der Morgensonne mir entgegenleuchten sehe und die riesige Vorkämpferin Athene mir zu winken und zu sagen scheint: „Auch du bist einer von meinen Söhnen!" da geht das Herz mir auf und im stillen sag' ich dem alten Helden Theseus Dank, daß er

uns Kinder des attischen Landes alle, gleichviel, ob wir in der Stadt oder in den ländlichen Gauen hausen, in Urväterzeiten zu einem einzigen Gemeinwesen vereinigte. Denn das müßt ihr anderen Hellenen doch zugeben: wie sich Städte von Dörfern unterscheiden, so unterscheidet sich wieder unser Athen von allen übrigen hellenischen Städten. Wir Athener sind nun einmal Autochthonen und anerkanntermaßen das reinste, unvermischteste Hellenenblut. Du begreifst aber auch, daß es nichts Geringes ist, ein Gemeinwesen wie dieses als Bürger regieren und verwalten zu helfen. Ich habe mir in den letzten Tagen weidlich den Kopf zerbrochen, inwieweit man den Anträgen des Strategen Perikles gerecht werden könnte. Perikles ist klug, sehr klug und ich bin ganz einverstanden mit der Übertragung der Bundeskasse von Delos nach Athen, auch mit der volkstümlichen Verwendung der Gelder und mit dem neuen Tempelhause der Pallas Athene auf der Burg. Aber wir Bürger können doch andererseits auch nicht alles gleich so unbesehen bewilligen, als ob es sein müßte — wir müssen eben merken lassen, daß wir die Herren sind und daß wir zu entscheiden haben, wir, das Volk, und daß wir die Volksherrschaft haben hier zu Athen . . ."

So sprach der Bandkrämer von Halimos nachdrucksvoll, als athenischer Bürger, zu dem neuen Beisassen aus Sikyon. Dann trat er in den Laden seines Freundes, des Bartscherers Sporgilos, und ließ sich von ihm das Kinn und die Wange glatt rasieren, damit er unter den andern Bürgern in der Volksversammlung würdig erscheine; zugleich übergab er dem Sporgilos sein Krämerbündel, damit er es ihm bis zur Zurückkunft aus der Volksversammlung aufbewahre.

Mittlerweile war durch eine Anzahl der skythischen Bogenschützen unter Anführung eines der sogenannten Lexiarchen im Umkreise der Agora ein Seil gespannt worden, in der Art, daß nur die Straße frei blieb, welche auf den Hügel der Pnyx hinaufführte — ein alter Brauch, dessen

Sinn und Zweck nur war, die Athener, welche gern auf dem Markte schwatzend säumten, zu erinnern, welchen Weg sie einzuschlagen hätten. Und da das Seil mit Mennig bestrichen war, um diejenigen, welche es überspringen wollten, rot zu zeichnen, so mußte der Ausreißer fürchten, sich dem Gelächter der spottlustigen Menge auszusetzen.

Der Bandkrämer nahm mit dem Schwarme der übrigen Bürger seinen Weg nach der Pnyx. Der Beisasse blieb an seiner Seite, begierig, noch manches von ihm zu erfahren. Bis an die Schranken des Volksversammlungsplatzes durfte er ihn ja begleiten.

Der Hügel der Pnyx ist der mittlere von jenen dreien, welche auf der Abendseite der Stadt von Mittag her sich erstrecken. Nordwestlich trennt ihn eine Schlucht von dem sogenannten Nymphenhügel, auf der Mittagseite eine noch tiefere Einsenkung, durch welche ein in den Felsen gehauener Fahrweg läuft, von dem Hügel des Museion, der am höchsten ansteigt in dieser Gruppe meist schroffer Erhebungen. Gen Norden und in der entgegengesetzten Richtung senkt der Hügel sich ziemlich sanft gegen die Ebene; auf dem östlichen Abhange aber, gegen die Akropolis hin, stützt eine schroffe Mauerterrasse in Form eines Kreisausschnittes das Erdreich, erweitert die Oberfläche des Hügels und gleicht die Unebenheiten derselben aus. Felstreppen und durch Kunst gebahnte Wege führen zu dieser teils natürlichen, teils durch Menschenhand erweiterten und geebneten Hochfläche hinauf, die in Urzeiten den Felsaltar des obersten Gottes trug.

Der Bandkrämer von Halimos und sein Gefährte aus Sikyon hatten die Höhe erreicht. Die Schranken waren geöffnet, am Eingange aber standen die Lexiarchen, sechs an der Zahl, Amtspersonen, in deren Händen die Verzeichnisse der athenischen Bürger hinterlegt waren und welche hier an den Schranken dafür sorgten, daß kein Unberechtigter in die Versammlung der Bürger sich einschleiche. Dreißig Gehilfen standen ihnen zur Seite.

Das Volk strömte ins Innere des weiten, eingehegten

Bezirkes, über welchen nur der blaue Himmel sich wölbte. Der Bandkrämer aber leistete dem Beisassen, welcher vor den Schranken zurückbleiben mußte, noch ein wenig Gesellschaft. Mit neugierigen Blicken musterte der Sikyonier über die Schranken hinweg den Raum, der mit den dichten Massen des herandrängenden Athenervolks sich füllte. Er sah den Hintergrund der Hochfläche durch eine Felswand abgeschlossen, aus welcher ein hoher, würfelartiger Stein vorsprang. Dieser im Viereck zubehauene Stein war die Bühne, von welcher herab die Redner zum Volke sprachen. Zu beiden Seiten führte eine schmale Treppe auf dieselbe hinauf. In alten Zeiten war dieser Raum ein Heiligtum, dieser Steinwürfel der Altar des höchsten Zeus gewesen. Der Rednerbühne gegenüber reihte sich hintereinander eine Anzahl von steinernen Bänken, auf welcher ein Teil der Versammelten sich niederlassen konnte.

Nachdem der Fremde diese Dinge betrachtet, wendete er sich rückwärts und ließ seine Blicke von der Höhe des weitschauenden Hügels gegen die Stadt hin schweifen. Er sah vor sich die gesamte Stadt der Athener, im Kreise gelagert um den heiligen Felsberg der Akropolis, der in geringer Entfernung, der Pnyx gerade gegenüber, emporragte. Die Glimmeradern seiner übereinander getürmten Felsmassen funkelten in der Sonne. Zur Linken des Berges der Akropolis erhob sich, viel niedriger von Ansehen, aber aufstarrend als ein einziger riesiger, wildzerklüfteter Felsblock, der Areshügel, die geheiligte Stätte des Areopags, umweht zugleich von den Schatten ihres Eumenidenheiligtums.

Immer dichter ward das Gedränge des Volks um den Standort der Lexiarchen an der Schranke des Eingangs. Lebhaft zeigte sich auch hier, wie auf der Agora, das Wesen des Atheners. Jeden Augenblick erschollen die Zurufe des Lexiarchen: „Vorwärts, Eubulides! Nicht so lange geschwatzt hier vor den Schranken!“ — „Ruhig, Charondas! Nicht so gezaudert mitten im Gedränge! Platz gemacht für die Hintermänner!“

Der Bandkrämer von Halimos drückte sich beiseite, um, unbemerkt von den gestrengen Amtsleuten, seinen wißbegierigen sikyonischen Gefährten im Gedränge der Zuströmenden einzelne Gestalten zu weisen, die ihn zu der einen oder der andern Glosse veranlaßten.

„Siehst du," sagte er, „die beiden dort mit den langen, struppigen Bärten, den blassen, finsteren Gesichtern, den kurzen und grobwolligen Mänteln und mit den dicken Stöcken in der Hand? Ihre Ohren sind platt eingedrückt, als ob sie täglich den erzgebuckelten Faustriemen einander um den Kopf schlügen. Sie möchten aussehen wie Athleten, die mindestens schon einmal in Olympia gesiegt. Das sind die Leute, die wir Lakonisten zu nennen pflegen, weißt du? die für Sparta schwärmen und hier alles so haben möchten, wie es dort ist . . ."

Wieder stieß der Bandkrämer seinen Gefährten an: „Jener dort ist Pheidias — Pheidias, der Bildner, der die große Vorkämpferin Athene gefertigt auf der Burg — die Schar, die ihn umgibt, das sind die Seinen, seine Schüler und Helfer — die stimmen alle für Perikles!"

Jetzt kamen die Prytanen herangeschritten. Der Bandkrämer zeigte sie seinem Gefährten. Bald aber stieß er diesen noch heftiger an: „Da sieh — Perikles! Der Stratege Perikles!"

„Und seine Begleiter?" fragte der Sikyonier. — „Sind ebenfalls Strategen!" erwiderte der Bandkrämer.

„Wie heißen sie?" fragte jener weiter.

„Das mögen die Götter wissen!" gab der Krämer zurück. „Es gibt, glaub' ich, zehn Strategen in Athen, aber wir kennen nur den Perikles."

„Und die ehrwürdigen Männer, die da mit so würdevollen Schritten sich nähern?" fuhr der Sikyonier fort zu fragen.

„Das sind die neun Archonten!" sagte der Bandkrämer.

„Sind es nicht diese," fragte der Sikyonier, „welche bei euch von allen obrigkeitlichen Personen die meiste Ehre genießen?"

„Ehre wohl," erwiderte der Bandkrämer, „aber höher schätzen wir im Grunde doch die Strategen" —

„Wie das?" fragte jener.

„Weil wir unsere besten Köpfe dazu wählen", versetzte mit schlauer Miene der Krämer. „Bei den Archonten sehen wir auf Alter, fleckenlosen Ruf und ehrwürdiges Aussehen. Große Ehre genießt ein solcher Archont, sehr große Ehre, das ist nicht zu leugnen; seine Person wird beinahe für heilig geachtet. Dafür ergeht es ihm aber auch schlimm, wenn seine Amtszeit verflossen und wir mit ihm nicht ganz zufrieden sind. Wir verurteilen ihn — rate wozu? — Ein Standbild aus purem Gold in Lebensgröße nach Delphi zu stiften."

„Ein Standbild aus purem Gold in Lebensgröße?" rief erstaunt der Sikyonier, „das ist ja doch keiner zu bezahlen imstande."

„Eben darum!" versetzte der Bandkrämer. „Ein Schuldner des Staats, der nicht zahlen kann, ist nach unserm Gesetze bürgerlich ehrlos. Ein solcher Archont bleibt also zeitlebens ehrlos. Und mit Recht. Hat er früher die große Ehre genossen, so soll er jetzt auch die große Schande dafür haben."

„Wer ist denn nur jener lahme, krüppelhafte, mit Lumpen behängte Mann, mit dem Bettlerranzen um die Schultern, der sich dort mit tollen Gebärden um den Eingang der Volksversammlung drängt?"

„Jenen tückisch grinsenden Bettler meinst du?" erwiderte der Bandkrämer. „Dies stadtbekannte Menschenkind ist als Sklave in einem Prozesse seines Herrn gefoltert worden und seither verkrüppelt geblieben, hat auch seinen Verstand halb eingebüßt und jetzt, als Bettler sich herumtreibend, ist er von der Sucht befallen, sich überall einzudrängen, wo athenische Bürger sich versammeln, auf dem Markte, auf der Pnyx. Immer wird er hier von den Lexiarchen zurückgestoßen; dann antwortet er mit Schmähungen und lästert das ganze Athenervolk, wofür er oft geschlagen oder gar mit Steinen

beworfen wird, wenn ihn der junge Steinmetz Sokrates nicht beiseite führt, der des tollen Menon — so wird er genannt — sich gern erbarmt, und den du auch jetzt wieder in seiner Nähe dort erblickst."

Nunmehr wurde die Fahne eingezogen, welche von der Höhe der Pnyx den Athenern die bevorstehende Volksversammlung angekündigt hatte. Mit ihrem Einziehen war das Zeichen der Eröffnung gegeben. Jetzt beeilte sich auch der Krämer von Halimos, den umhegten Raum zu betreten, mit einem Gemisch von Stolz und Mitleid sich von dem Sikyonier verabschiedend, der vor den Schranken zurückbleiben mußte. Dem Gezwitscher eines vollen Vogelnestes ähnlich erscholl das Gemisch von Stimmen der Männer von Athen, die in dem weiten Raume sich drängten.

Nun gebot ein Herold Ruhe. Sein heller Ausruf klang weithin über die Höhe. Es ward stille.

Der Sikyonier war stehengeblieben, wo er zuvor im Gespräch mit dem Krämer von Halimos gestanden, und betrachtete, so gut es aus dieser Entfernung möglich war, die Vorgänge innerhalb des weitgedehnten, von Menschen dichtgefüllten Raums der Versammlung. Sein Standort war ein wenig erhöht, so daß er über die Köpfe der Menge hinwegzublicken vermochte.

Er sah, wie jetzt, nach vollkommen hergestellter Ruhe, ein als Reinigungsopfer geschlachtetes Ferkel unter dem Vortritt eines Priesters umhergetragen und mit dem Blute desselben der Platz, sowie die Bänke besprengt wurden. Er sah dann, wie ein helles Feuer angefacht und das eigentliche Rauchopfer gebracht wurde. Und neuerdings wurde ihm des Herolds Stimme vernehmlich, welcher die Götter feierlich anrief. Er sah, wie aus der Mitte der Prytanen sich einer erhob, wie die Athener der Vorlesung eines Schriftstücks lauschten, das ohne Zweifel die dem Volke gestellten Anträge des Strategen Perikles und die Vorbeschlüsse des Rats enthielt, wie dann wieder der Herold sich erhob, um zu fragen, wer über diesen Gegenstand zu sprechen verlange;

er sah, wie nunmehr die Redner zur Bühne emporstiegen, wie sie nach altem Brauche sich den Myrtenkranz aufs Haupt setzten, wie sie zum Volke sprachen; er sah, wie das Volk zustimmend oder mißbilligend sich äußerte, jetzt atemlos lauschte, jetzt unruhig aufwallte, erst sacht, wie ein Ährenfeld, welches von mäßigen Winden gekräuselt wird, dann aber ungestüm aufgärend, lärmend, tobend, wie ein sturmgeschüttelter Bergwald, so daß der Herold auf den Wink des ersten der Prytanen Ruhe gebieten mußte; er sah, wie zuweilen der Widerstreit der Meinungen in den Volksmassen zum Kampf der Hände zu entarten drohte, wie hier ein Mann aus dem Volke die Faust gegen einen Oligarchen schüttelte, dort ein Lakonerfreund den Knotenstock mit lauten Verwünschungen gegen die Volksmänner emporhob; er sah jetzt die große Masse des Volks wie ein Mann jubelnden Beifall zollen, während die Oligarchen murrten oder grollend verstummten; dann sah er wieder diese durch Mienen, Gebärden und Ausrufe ihre Befriedigung an den Tag legen, jene aber in Lauten des Unmuts lärmend sich Luft machen.

So gingen im erregten Gewoge der Meinungen und Stimmungen einige Stunden hin.

Jetzt sah der Sikyonier den Strategen Perikles, der schon früher, aber nur mit wenigen Worten, zum Volke gesprochen, neuerdings die Rednerbühne besteigen. Wieder herrschte völlige Stille im Schwarm der Athener. Ruhig und würdevoll ragte die Gestalt des Mannes, den sie den Olympier nannten, inmitten des Volks empor. Er machte keine lebhaften Bewegungen. Seine Hand verbarg sich ruhig im Obergewande. Aber seine Stimme erscholl mit eindringlichem und wunderbarem Klange hin über die Häupter der Lauschenden. Der Sikyonier vernahm den Klang dieser Stimme, und ohne die Worte selbst zu erfassen, horchte er, wie durch einen Zauber gebannt, nach jenen Lauten hin, welche einschmeichelnd waren wie der säuselnde Westwind und doch markig zugleich wie der Laut des sacht rollenden Donners in den Lüften.

Plötzlich sah der Sikyonier den Perikles die Rechte unter dem Obergewande, in welchem er sie bisher verborgen hatte, hervorziehen und sie gerade vor sich hin ausstrecken, hinüberweisend auf die nachbarliche, gegenüber aufragende Höhe der Akropolis.

Bei dieser Gebärde des Perikles wendeten alle die Tausende von Athenern die Häupter und alle blickten, der Richtung folgend, welche ihnen die ausgestreckte Rechte des Redners wies, nach der im hellen Tageslichte leuchtenden heiligen Höhe der Akropolis hinüber. Der Sikyonier tat desgleichen. Es war, als ob jene geheiligte Höhe immer heller erglänzte, als ob sie ein neuer, ahnungsvoller Schimmer umzitterte. Der ahnungsvolle Glanz aber, welchen die Akropolis ausstrahlte, schien sich in den Augen der unverwandt hinüberblickenden Athener widerscheinend zu spiegeln. Es war, als sähen sie dort bei dem Klange der Worte des Perikles vor ihren geistigen Augen etwas emporsteigen, was für die leiblichen Augen noch nicht sichtbar. Es schien, als wolle der Berg sich mit einer Zauberkrone schmücken, welche viele Herrscherkronen überdauern und viele Geschlechter der Menschen an sich vorüberziehen sehen würde, und welche in reinem Glanze geruhig fortleuchten würde bis ans Ende der Tage . . .

Der lauschende Sikyonier hörte den Rededonner des Olympiers Perikles verhallen; er sah, wie der Redner den Kranz vom Haupte nahm, wie er herabstieg von der Bühne unter dem Jubel des Athenervolkes, wie der vorsitzende Prytane das Volk zur Abstimmung aufforderte, wie dieses durch Emporheben der Hände der Aufforderung nachkam, wie die Entscheidung verkündet und zuletzt durch den Herold auf den Wink des Prytanen das Ende der Versammlung angesagt wurde.

Die Menge strömte zurück durch die geöffneten Schranken. In aufgeregten Wogen ergoß der Strom sich den Abhang der Pnyx hinunter. Fragend trat der Sikyonier seinem Befreundeten aus Halimos entgegen, als er ihn wiedersah:

„Wie ist's abgelaufen, Freund?"

„Wir haben alles bewilligt!" rief der Mann aus Halimos mit leuchtenden Augen. „Wir haben zuerst die Oligarchen und Lakonerfreunde niedergestimmt", fuhr er fort, „und den Kriegersold, den Richtersold und die Schauspielergelder bewilligt. Denke dir den Jubel des ärmeren Volkes, als wir, den Oligarchen zum Trotz, uns selber alle diese schönen Dinge bewilligten! Und was das neue prächtige Festhaus der Pallas auf der Burg betrifft, mitsamt dem Hinterhause für den öffentlichen Schatz und mit dem großen Standbilde der Pallas und der dreifach gegliederten Prachtvorhalle, durch welche der Festzug der Panathenäen künftig die Akropolis beschreiten soll, und deren Plan von Pheidias ebenfalls schon entworfen wurde, so gibt es keinen athenischen Bürger, soviel ihrer jetzt innerhalb der Schranken gewesen, der nicht die Hälfte dessen, was er sein nennt, dafür hingäbe, wenn der Prachttempel schon so vollendet droben stünde, wie ihn Perikles uns geschildert und förmlich mit dem Finger gezeigt hat. Nur einige von jenen mit den langen Bärten und den dicken Lakonerstöcken — du weißt schon — machten Einwendungen: es sei schon viel gebaut worden; die neue Ringschule und das Odeion sei auch schon in Angriff genommen; man könne mit dem großen Marmortempel auf der Burg noch warten; der Bau werde ungeheure Summen verschlingen. Da kam aber Perikles. ‚Wenn ihr Athener', sagte er, ‚dies herrliche Werk nach dem Plane des Pheidias und des Iktinos nicht ausführen wollt auf öffentliche Kosten, so haben schon Hippias und Hipponikos und Dionysodoros und Pyrilampes und viele andere der reichsten Männer Athens das Gelöbnis getan, den Bau mit ihren Mitteln zu betreiben, und diese Männer, nicht das Volk der Athenäer, werden sodann den Ruhm davon haben für immerwährende Zeiten!' Das war genug. Du kannst dir vorstellen, wie wir uns beeilten, die Hände mit lautem Ausruf emporzustrecken und zu bewilligen, was Perikles und Pheidias wollten. Und denke dir, wie wir

eben im größten Eifer der Bewilligung sind, tritt Pheidias hervor, von Perikles gerufen, damit er uns die Kosten des Baues und der Bildwerke auseinandersetze, und sagt: ‚Aus Elfenbein und Gold gefertigt, wird meine Pallas Athene so und so viel kosten; aus Marmor oder Erz aber nur so und so viel.‘ — Da scholl es von allen Seiten: ‚Aus Gold und Elfenbein! Nur nicht geknausert, Pheidias, und geh' sogleich an die Arbeit!‘“

So erzählte der athenische Mann aus dem Volke unter lebhaften Gebärden dem neuen Beisassen aus Sikyon.

Ganz Athen war in einer Art von Aufregung, welche die von der Pnyx Herabkommenden überall hin verbreiteten.

Stolz wie ein König, träumend von Schauspielgeldern, öffentlichen Spielen, Prachttempeln, Schatzhäusern, Gold- und Elfenbeinbildern, sich freuend über all dieses, als stünde es schon fertig da und wäre seines eigenen Hauses Zier, schritt durch das Tor des Südens der Bandkrämer von Halimos seiner Heimat zu. Er erzählte allen, denen er begegnete, von den Verhandlungen auf der Pnyx und begrüßte, in seinem Flecken angelangt, sogar sein braunes Weib, das ihm mit dem Kinde auf dem Arme an der Schwelle des Hauses entgegenkam, feierlichst mit den Worten: „Wir haben alles bewilligt!“

---

4. Die Pansgrotte.

Hoch und weit, in ungetrübter Bläue, wölbte der Horizont des Friedens sich über der Stadt der Athenäer. Ihr Ruhm wuchs zusehends und ihre Macht schien kein Nebenbuhler mehr antasten zu wollen. Getrieben von einem starken Drange und mit einer Eile, als fürchteten sie, den rechten Augenblick zu versäumen, gingen die Männer von Athen an die Ausführung der Pläne des Perikles und des

Pheidias. Aus allen Gegenden Griechenlands waren dem Pheidias geschickte und strebsame Kunstjünger zugeströmt. Viele Bildhauer waren nötig, um für die Bauten der Akropolis die ausschmückenden Werke des Meißels herzustellen. Für die Giebel des Hauses der Pallas galt es eine nicht geringe Anzahl von Götterkolossen, für die Metopenfelder und Friese desselben lange Reihen sinnvoller Gebilde zu vollenden. Überdies wetteiferten die reichen Athener, bei den Bildnern Weihegeschenke zu bestellen, die sie gleichzeitig mit der Eröffnung des großen neuen Tempels auf der Akropolis aufzustellen gedachten. Und die Künstler selbst wetteiferten miteinander, für denselben Zeitpunkt und um desselben Zweckes willen ihr Schönstes und Bestes darzubringen. Unzählige Bau- und Zimmerleute waren bei den Bauten der großen Ringschule und des Odeion beschäftigt; noch mehr bei den Arbeiten auf der Akropolis. In den Steinbrüchen des Pentelikos erwachte jetzt ein doppelt reges Leben. Unablässig zogen von da die maultier- und rinderbespannten Lastwagen gegen die Stadt. Der Abhang des Felsberges der Akropolis widerhallte beständig von dem Rufe der Lasttiertreiber, denn es kostete große Mühe, die gewaltigen Marmorblöcke auf die Höhe des Berges hinaufzuschaffen. Und wie nach ihrem Marmor auf dem Pentelikos, gruben die Athener jetzt fleißiger denn je nach ihrem Edelmetall in Laurion und nach ihrer vortrefflichen Töpfererde in dem heimischen Boden. Und was sie nicht schon hatten, das brachten ihnen die Kauffahrer übers Meer herüber: so das Zypressen- und das Ebenholz und manches Erz und Färbestoffe und aus dem fernen Morgenlande das Elfenbein. Die Steine und die Hölzer mußten behauen werden, die Erze mußten geschmolzen werden, das Elfenbein mußte durch die Hände von Leuten gehen, welche es für die Zwecke der Kunst vorzubereiten und sogar geschmeidig zu machen verstanden; die Gold- und Silbersticker waren vollauf beschäftigt, allerlei Tempelschmuck und Weihegeschenke anzufertigen; die Seildreher mußten den Bau- und Zimmer-

leuten und den Führern der Lastwagen Taue von ungewöhnlicher Stärke liefern, die Wegmacher mußten Wege für den vielen Transport ebnen, und so gab es Arbeit überall, und alles wurde in den gärenden Wirbel der Betriebsamkeit mit hineingezogen. Für die beschwerlichste Handarbeit bei den Bauten wurden auch ausländische Helfer gedungen. Vor andern brauchbar erschien der schweigsam-ernste, zähe, geduldige Ägypter. Wie bei seinen heimischen Pyramiden, ermüdete er auch als Söldling in der Fremde nicht, mit der Ausdauer des Lasttiers geruhig Quadern auf Quadern übereinander zu türmen. Ganz Athen war in jenem Zeitpunkte eine große Künstlerwerkstätte.

Als der eigentliche Herd aber, auf welchem die Opferflamme des den Göttern wohlgefälligen neuen Bestrebens am mächtigsten emporloderte, stand die luftige Höhe der Akropolis da, ein altes Heiligtum und eine feste Burg der Athener zugleich, um deren Fuß sich nach und nach die Behausungen der Ansiedler zur Stadt vereinigt hatten. Zur „Burg" machten diese Höhe nur ihre natürlichen Felsen und die gewaltigen Mauern, welche die nördliche und die südliche Seite derselben schützten.

Noch ist es kein dem Auge erfreulicher Anblick, was uns in diesem Augenblicke auf der Höhe begegnet. Wüst und kraus erscheint die geräumige Hochfläche. Uralter Schutt liegt noch umher, mit Trümmern zerstörter Werke zu neuer Verwendung ausgeschieden. Gegen den Südabhang ist zum Teil das Erdreich aufgegraben, und aus der Vertiefung sieht man schon einen massigen Quaderunterbau, zum größten Teil auf den Überresten eines alten, bis zur Bodenfläche und darüber empor sich erheben. Die übrige Fläche ist größtenteils verdeckt von Marmorblöcken, welche soeben zubehauen werden. Haufen von Erde, Geröll und Sand sind aufgeschüttet, Werkstätten verschiedener Art schließen im Hintergrund der Baustätte sich an. Überall ist das Klopfen der Hämmer zu vernehmen und das Knarren der Taue und der dumpfe, erderschütternde Hall gewälzter Steine und

Balken, dazu die Rufe der Aufseher, welche das Heer der Werktätigen leiten und spornen.

Aber mitten in diesem wirren und unruhigen Getriebe des Werdenden auf der Akropolis steht noch ein festbegründetes, ehrwürdiges Denkmal der alten Zeit, etwa wie ein grauer, halbverfallener Turm am Meergestade, welchen die stürmischen Wellen umrauschen, begierig, ihn mit ihren Brandungen zu unterhöhlen, zu stürzen und hinwegzuschwemmen. Dies Denkmal war die Stätte des ältesten religiösen Dienstes der Athener; das geheimnisreiche, düstere Tempelhaus des schlangenfüßigen Erechtheus, des attischen Stammesheroen, zugleich den Kult des Meergottes Poseidon, der Kekropstochter Pandrosos und der Athene Polias in seinen Räumen umschließend, halb zerstört im Perserkriege und vorläufig nur zur Not wieder aufgerichtet.

Wundersam klangen die Sagen von Erechtheus aus den Urzeiten des attischen Landes und Volkes: wie in wohlverwahrtem Behälter Pallas Athene den Töchtern des auf der Akropolis herrschenden Königs Kekrops das neugeborene, schlangenfüßige Kind von ungewisser Herkunft übergab, mit dem ernstlichen Verbot, den Behälter zu öffnen, wie aber die Kekropstöchter — sie hießen Pandrosos, Aglauros und Herse — dennoch, von Neugier getrieben, die Kiste öffneten und das Knäblein fanden, von einem greulichen Schlangenungetüm ganz umringelt; und wie dann, wahnsinnig vor Entsetzen über den Anblick, die Jungfrauen sich hinunterstürzten über die Felswände der Akropolis. Aber das Schlangenkind Erechtheus wuchs heran, in des Königs Kekrops Obhut, und ward zum gewaltigen Hort der Athener. Jener Tempelraum umschließt sein Grab, und noch immer gilt des Halbgotts wohl verwahrte Gruft als ein fester Schirm und Landeshort. Des alten Stammeshelden Seele aber lebt, nach dem Glauben des Athenervolks, in einer Schlange fort. welche beständig in dem Heiligtume genährt wird. Als des Tempels geheimnisvolle Hüterin gilt das Tier und allmonatlich bringt man ihm Honigkuchen zum Opfer.

Ein heiliger Quell entspringt im Bezirk des Tempels; seine Flut ist salziges Meergewässer, als ob er unterirdisch mit dem Meere zusammenhinge, und beim Wehen des Südwinds, sagen die Athener, vernimmt man in demselben das leise Brausen der Meereswellen. Kein Wunder, denn diesen Quell entlockte, sagen die Athener, der Meergott Poseidon mit einem Schlage seines mächtigen Dreizacks dem Felsen der Akropolis, als er mit Pallas Athene sich stritt um den Besitz des attischen Landes. Noch sind im Felsgrunde die Dreizackspuren des Gottes vorhanden und jeder kann sie schauen. Pallas Athene aber ließ dem Quell gegenüber einen Ölbaum aufsprossen, den Ölbaum, von welchem die andern Ölbäume in Attika alle, dieser Stolz und höchste Segen des attischen Landes, stammen. Durch den Ölbaum aber behauptete im Wetteifer der Segensspenden die weise Göttin Pallas Athene den Sieg über den gewaltigen Dreizackschwinger. Auch jenen uralt heiligen Ölbaum umschließt noch der Tempelbezirk. Niederbrannte ihn der Perser: am nächsten Morgen aber war er durch Götterhuld schon wieder ellenhoch emporgegrünt. Das höchste Heiligtum aber im Bezirke des Erechtheions ist das uralte Bild der Athene Polias, aus Ölbaumholz, nicht von Menschenhand geschnitzt, sondern vom Himmel gefallen. Erechtheus selber hat es aufgestellt und unverändert — so lehrt das Priestergeschlecht, das im Tempelhause des Erechtheus waltet — muß es an dieser Stelle aufbewahrt werden für immerwährende Zeiten. Eine ewige Lampe brennt vor demselben im düstern Raume des Tempels. Auch Weihegeschenke von merkwürdiger Art sind da zu finden: ein aus Holz geschnitzter Hermes, beständig von lebendigen Myrtenzweigen wurzellos umgrünt, aus den Zeiten des Krekops herrührend, ein eigentümlich geformter Sessel, den der Tausendkünstler Dädalus in Urzeiten gefertigt, auch Trophäen aus den Perserkriegen: erbeutete Panzer und Schwerter besiegter persischer Heerführer.

Vor dem Tempel aber im Freien steht ein Altar des Zeus. Nichts Lebendes darf auf diesem geopfert werden;

auch keine Weinspende darf ausgegossen werden; nur Opferkuchen werden hier dem höchsten Gotte dargebracht.

So beschaffen ist das im Liede des Homeros erwähnte „Haus des Erechtheus", welches, mehrere geschiedene Tempelräume für den Dienst der oben genannten Gottheiten umfassend, gegen den Nordabhang des Berges hin, ungleichmäßig auf ungleichem Boden, sich erhebt, und welchem gerade gegenüber man das neue Prachthaus der Pallas Athene zu errichten im Begriffe ist.

Eine heilige Handlung wird eben in diesem Augenblicke vor dem Eingange des Tempels vollzogen.

Gereinigt und neu bekleidet wird von Zeit zu Zeit das alte Holzbild der Stadtschirmerin Athene, und in feierlicher Weise pflegt diese Reinigung zu geschehen. Ein religiöses Fest ist's wie ein anderes, und dieses Fest nun findet eben statt. Seinen Schmuck und sein Gewand hat man dem Bilde abgenommen, und eine Hülle wird über dieses gebreitet, während das Gewand eigens hierzu bestimmte Personen zu waschen beschäftigt sind. Und damit niemand während dieser Verrichtung den Tempel unberufen betrete, bleibt derselbe, solange die heilige Handlung dauert, mit einem gespannten Seil umzogen.

Die Reinigung ist nun vollbracht, die Göttin wird wieder bekleidet, ihr Haar — denn sie ist mit weiblich behaartem Haupte gebildet — wird sorgsam neu gekämmt und geordnet, ihr Leib aufs neue geschmückt mit Kränzen, Diademen, Halsketten und Ohrgehängen.

Die Personen, welche an dem heiligen Gebrauche teilgenommen, entfernen sich. Bald sieht man nur mehr zwei Männer auf den Stufen vor dem Eingange des Tempels stehen und sich unterreden. Der eine von ihnen ist der Priester des Erechtheustempels, Diopeithes. Seine Miene ist umdüstert und er wirft von der Schwelle des Tempels grollende Blicke hinüber nach dem Schwarme der Werkleute, deren Getümmel und Gelärme als eine freyle Störung der heiligen Verrichtung ihm erschienen war.

Das Geschlecht der Eteobutaden, aus welchen seit Urzeiten der Priester des Erechtheus und die ihm zur Seite stehende Priesterin der Athene Polias stammten, war das älteste und lange Zeit auch das angesehenste Priestergeschlecht in ganz Attika. Aber in neuerer Zeit hatten die verwandten Eumolpiden, das Priestergeschlecht der Demeter zu Eleusis, mit deren Dienst die großen Mysterien verbunden waren, als Hierophanten oder Opferpriester dieser Geheimfeier von Eleusis zu einem noch höheren Range in der attischen Hierarchie sich emporgeschwungen. Nicht ohne geheimen Groll ertrugen die Eteobutaden diese Zurücksetzung. Aber dieser Groll war es nicht allein, was das Gemüt des Diopeithes, des nunmehrigen Priesters im Heiligtum des Erechtheus auf der Burg, verdüsterte.

Neuerdings einen Blick des Unmuts nach den Arbeiten des Parthenon hinüberwerfend, begann er zu dem Manne, welcher mit der ergebenen Miene eines Vertrauten und Helfers neben ihm stand, und welcher kein anderer als jener Lampon war, der Seher, der ins Haus des Perikles berufen worden, um das Wunderzeichen des einhörnigen Widders zu deuten:

„Der Friede“, sagte er, „ist gewichen von dieser geweihten Höhe, seit auf ihr jene lärmvolle Schar des Pheidias und des Kallikrates ihr Wesen treibt, und wundern sollt' es mich, wenn nicht bald die Götter selbst vor dem Getümmel jenes törichten und unfrommen Tuns sich entweichend zurückziehen. Denn töricht und unfromm ist, was jene beginnen, und niemals kann es den Göttern gefallen. Statt zu allererst das uraltheilige Haus des Erechtheus glänzender herzustellen, das nach dem Frevel, welchen der Perser daran verübt, vorerst nur notdürftig wieder aufgerichtet worden, beginnen jener Perikles und jener Pheidias damit, einen ganz neuen, unnützen Prunktempel diesem echten alten Heiligtum gerade gegenüber aufzutürmen. Schweifte mir bisher der Blick ungehemmt von dieser Stelle in die weite Ferne hinaus, so legt nun bald jenes Prunkgebäude sich wie ein

Wall dahier vor meine Augen. O, ich weiß, wonach sie trachten, jene heimlichen Götterverächter! Sie wollen diesen altehrwürdigen Tempel und seine Götter in den Hintergrund drängen; ausrotten wollen sie den alten, strengen Götterdienst und mit ihm den frommen Sinn; sie wollen an die Stelle der alten Tempel und der alten Götterbilder solche setzen, welche durch eitlen Prunk und leeren Glanz das Auge bestechen, aber kein Gefühl der wahren Götterfurcht in den Herzen erwecken. Was soll es werden, dieses „Haus der Jungfrau", dieser Parthenon? Ein Tempel ohne Priester, ohne Dienst, ein prahlerisches Schaustück, ein Ziel- und Mittelpunkt bloß für das Festgepräng' der Panathenäen, und daneben — doch nein, nicht nebenbei, sondern in seinem eigentlichen Wesen, o Schmach! ein Schatzhaus, ein Aufbewahrungsort für das Gold der Athener, das sie wohl oder übel an sich bringen! Nur als Hüterin dieses Goldes stellen sie im Tempelraume die Göttin auf! Und welche Göttin! Was will das Prunkgebild aus Gold und Elfenbein? Ein Machwerk wird es sein von Menschenhänden. Das alte Holzbild, welches dieser unscheinbare Tempel birgt, ist durch keines Sterblichen Ruhmbegier gefertigt worden — göttlich ist sein Ursprung und durch Götterhuld ist es den Athenern zuteil geworden!"

So Diopeithes. — „Es ist eine vermessene Zeit", sagte zustimmend Lampon. „Das Einfache, das Alte, das Ehrwürdige, das Heilige ist bei manchen nicht mehr geachtet, und bald wird dünkelhaft das Menschliche über das Göttliche sich erheben wollen."

Leiser und mit geheimnisvoller Miene begann jetzt Diopeithes wieder:

„Jener Perikles und jener Pheidias, welche die Athener zu dem neuen Baue beredet haben, wissen auch eines nicht, was wir Erechtheuspriester wissen, und was wir, immer hier oben wohnend auf der Höhe des Burgberges, vor andern Menschen zu wissen imstande sind: daß gerade jene Stelle, gerade die Stelle dort, wo sie den schmuckreichen

Giebel und den Haupteingang ihres neuen Tempels errichten wollen, zu denjenigen Orten gehört, welche man „unterweltliche“ nennt, zu den Orten, wo niemals aus den Lüften ein Vogel sich niederläßt oder derjenige, der es tut, verendend hinfällt, wie von einem giftigen Hauche getroffen. Laß sie nur bauen, die Vorwitzigen, an jener Unglücksstelle; sie werden keinen Segen, sie werden nur Fluch davon haben! Es ist das Erbe der Männer von Athen, unbedacht zu handeln. Wenige wissen, woher es kommt. Wir Eteobutaden wissen es: Poseidon, besiegt im Wettstreit mit Pallas Athene, grollend ob seiner Zurücksetzung, verhängte für alle Zeit unweisen Rat den Athenern!“

„Unweise sind sie“, versetzte Lampon, „und unweise sind ihre Führer, weil sie auf die Lehren derjenigen hören, welche sich Weltweise und Wahrheitsfreunde nennen. Auf Perikles hört das Athenervolk; Perikles selbst aber hört auf Anaxagoras, den Klazomenier, welcher die Natur erforscht, und welcher, weil er alles auf natürliche Ursachen zurückführen zu können glaubt, deshalb die Götter für entbehrlich hält. Kürzlich wurde ich in das Haus des Perikles gerufen, um ein Wunderzeichen zu deuten, das sich dort begeben hatte. Es war nämlich dem Perikles auf seinem Landgute ein Widder geboren worden, dem ein einziges Horn mitten auf der Stirn sproßte. Ich tat, was man verlangte, nach den Regeln meiner Kunst, und Perikles konnte mit meinem Seherspruche zufrieden sein. Aber ich hatte schlechten Dank dafür, denn Perikles schwieg völlig und Anaxagoras, welcher ihm zufällig eben zur Seite war, lächelte, als ob mein Beginnen eitel und meine Rede töricht wäre!“

„Ich kenne ihn,“ erwiderte Diopeithes, und ein düsteres Feuer blitzte dabei in seinen Augen auf, „ich kenne ihn wohl, den Klazomenier; ich habe vorlängst auf dem Wege zum Piräus über Götter und göttliche Dinge ein Gespräch mit ihm gepflogen, und ich habe gesehen, daß seine Weisheit von verderblicher Art ist. Solche Männer können in unserm Gemeinwesen nicht geduldet werden. Oder ist es

soweit mit uns gekommen, daß die Gesetze zu Athen unkräftig sind gegen die Götterleugner? Nein! noch erbebt die Mehrzahl der Athener in leisem Schauer bei diesem Namen!"

So sprach Diopeithes. Jetzt aber mit scharfem Auge rechtshin blickend, wies er auf einige Männer hin, welche, in lebhaftem Gespräch miteinander begriffen, den einzigen auf die Höhe der Akropolis führenden Weg über den westlichen Abhang des Berges hinaufgeschritten kamen. „Mich dünkt," sagte Diopeithes, „ich sehe dort den unweisen Berater des Athenervolks, den Freund und Gönner des Anaxagoras, soeben heraufkommen. An seiner Seite geht, wenn mein Auge mich nicht trägt, einer von jenen neumodischen Schauspieldichtern, welche den ehrwürdigen Aischylos überwunden zu haben glauben. Wer ist aber jener dritte, die feine, geschmeidige Jünglingsgestalt, welche dem Perikles zur andern Seite geht?"

„Das ist wohl", erwiderte Lampon, „jener junge Zitherspieler aus Milet, den Perikles, wie ich höre, liebgewonnen, und der jetzt überall an seiner Seite gesehen wird."

„Ein junger Zitherspieler aus Milet?" sagte Diopeithes, und musterte die Wohlgestalt des milesischen Jünglings; „ich habe bisher nur gewußt, daß Perikles ein Kenner und Liebhaber der Reize des andern Geschlechtes ist; nun sehe ich, daß er das Schöne überall zu schätzen weiß. Denn dieser Jüngling, bei den Göttern, ist würdig, nicht bloß dem sogenannten Olympier Perikles, sondern dem Beherrscher des Olymps selber, dem höchsten Zeus, als Mundschenk zu dienen. Es wundert mich nur, daß dieser sogenannte Olympier, der würdevolle Perikles, kein Bedenken trägt, sich vor den Augen der Athener so ganz öffentlich mit erlesenen Lieblingen zu zeigen!"

Während so der Erechtheuspriester den im Geleite des Perikles gehenden Jüngling mit Blicken der Mißgunst und der Lüsternheit zugleich musterte, waren jene drei näher gekommen. Immer anmutiger entwickelte sich die weiche, jugendliche Gestalt, welche Lampon dem Diopeithes als

einen Zitherspieler aus Milet bezeichnet hatte. Der Tragödiendichter, welcher ebenfalls in der Gesellschaft des Perikles ging, warf zuweilen einen warmleuchtenden Blick auf das reizende Jünglingsbild und richtete auch mit Vorliebe sein Wort an den Milesier. Er selbst, der Dichter, war schön und stattlich von Ansehen. Seine reine Stirn schien wie von einem heiteren ätherischen Lichte umflossen.

Jetzt trat den Ankömmlingen aus dem Schwarme der an dem Bau Beschäftigten Kallikrates entgegen, der wackere Meister, welchem die werktätige Ausführung dessen oblag, was Pheidias und Iktinos in der Zurückgezogenheit sinnend und grübelnd entwarfen. Man merkte es leicht an dem Manne, daß es seine Sache war, unablässig hin und her zu wandeln im Sonnenbrande zwischen den Steinblöcken und den schweißtriefenden Arbeiterscharen auf der Höhe der Akropolis. Sein Gesicht war verbrannt und die Farbe desselben hob von dem dunklen Barte, der es umrahmte, kaum sich ab. Das nicht minder schwarze, stechende und blitzende Auge schien gleichsam vollgesogen von der Sonnenglut. Die ganze sehnige Gestalt sah wie geröstet aus. Seine Gewandung unterschied sich kaum von der Gewandung derer, die ihn umgaben. Nachlässig und von unbestimmbar gewordener Farbe hing das Stück Zeug, das er seinen Chiton nannte, ihm um die schwarz-braunen Glieder. Und so wie er jetzt im Schwarme der Werkleute auf der Akropolis umherging, so war er vordem schon manches Jahr lang umhergegangen bei der mittleren langen Mauer unten, die sein Werk war, und die er kürzlich zur Freude des Perikles vollendet hatte.

Perikles tat an Kallikrates verschiedene Fragen, welche sich auf den Fortgang der Arbeiten bezogen. Mit Genugtuung wies Kallikrates hin auf den nun vollendeten Unterbau, gefügt aus riesigen Quadern von feinem, gelblichem Muschelkalk. „Ihr seht,“ sagte er, „der Grund steht vollendet, mitsamt den drei großen Marmorstufen, die ihn umsäumen. Seht nur, wie sich's da schier die ganze Mittagsseite der Bergeshöhe entlang erstreckt! Schon sind auch die

Zwischenweiten der Säulen abgesteckt, desgleichen die Umrisse der Innenmauern, sowohl des Gemachs für das Bild der Göttin als des Hinterhauses für den Schatz, und auch an den Säulentrommeln wie an den Gebälkstücken wird gearbeitet; alles freilich vorerst nur aus dem Groben gehauen; denn die feinere Arbeit folgt erst nach, wenn das Ganze im allgemeinen Umriß wohlgefügt dasteht, und ihr dürft vorläufig nichts nach dem, wie es im Augenblicke sich darstellt, beurteilen. Ihr werdet euch gedulden müssen, denn Iktinos ist ein Zauderer und Pheidias desgleichen . . ."

„Wohl kann ich mir's vorstellen," sagte Perikles, „daß der Grübler Iktinos niemals sich selber genug tut" —

„Und Pheidias desgleichen", wiederholte Kallikrates beinahe mit Unmut. „Tagelang sitzen sie flüsternd beisammen und haben vor sich ihre beschriebenen Blätter und Tafeln, und rechnen und messen, grübelnd über die rechten Zwischenweiten und Schwellungen und Neigungen der Säulen und über die Verhältnisse der Gesimse und Kapitäler und gehen dann wieder zum Theseustempel hinab und messen dort herum an Säulen und Gebälk und sehen sich auch dort nicht befriedigt, indem sie finden, daß dort das Gebälk ein wenig zu lastend, die Zwischenweite der Säulen ein wenig zu groß sei und daß man es hier besser machen müsse. Und dann rechnen sie wieder und zanken sich auch wohl ein wenig und stellen Versuche an, zu erproben, um wieviel die Ecksäulen stärker gebildet sein müssen als die übrigen, und um wieviel der für das Auge gar nicht merkliche Abstand der Ecksäule von der ihr benachbarten enger sein muß als der der übrigen voneinander, und wie groß ihre leise Verjüngung nach oben und nach unten ausfallen muß, und wieviel hier von der dorischen, dort von der ionischen Art entlehnt werden muß, und um wie viele Linien die Ausladung an diesem Gebälk oder an jenem Gesims oder Kapitäl oder Fries stärker oder geringer gemacht werden muß, damit alles in einer bisher nie gesehenen Weise aufs schönste und wohltuendste zusammenstimme."

„Wer möchte einen Iktinos nicht um sein feingebildetes Kenner- und Meisterauge beneiden!“ rief Perikles.

„Es ist das Auge eines Falken!“ sagte Kallikrates. „Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie wundersam gesteigert und ausgebildet die Wahrnehmung dieses Mannes ist. Er trägt immer den Maßstab in der Hand, aber er braucht ihn wenig, denn Sehen ist bei ihm schon Messen und Rechnen. Die eingeborene Meßkunst seines Auges ist so erstaunlich, daß er mit rechnendem Bewußtsein Wirkungen unterscheidet, von welchen die Laien kaum ein halbes Gefühl, kaum einen unbewußten Eindruck haben. Er sieht, sozusagen, mit tastenden Augen, und tastet mit sehendem Finger. Und bei Pheidias ist's ebenso. Der pflegt zu sagen, und ihr habt es wohl schon aus seinem Munde vernommen: Gebt mir eine Löwenklaue und ich stelle euch nach ihr den ganzen Löwen wieder her! — So scharf und wohlgeübt ist auch des Pheidias Betrachtung der Dinge und sein Sinn für alles, was man Form und Gestaltung und Zusammenstimmung nennt.“

„Warum sollte das Auge des Hellenen nicht auch so feinfühlig werden können wie sein Ohr?“ sagte der Dichter. „Empfinden wir Poeten und Musiker doch“ — er blickte dabei den jungen Zitherspieler an — „die geringsten Feinheiten und Unterschiede des Rhythmus und hören Mitteltöne heraus, die für das Ohr des Laien verloren sind!“

„Es ist sehr rühmlich von Iktinos und Pheidias,“ fuhr Kallikrates lächelnd fort, „daß sie alles so fein ersinnen und mit Strichen und Zeichen feststellen auf dem Papyros. Aber nun bedenkt, daß all das Feingedachte, was diese Männer ergrübeln und entwerfen auf dem Papyros, auch *ausgeführt* sein will — ausgeführt in massigem, widerstrebendem Stoffe. Da seht die Tafel, auf welcher mir Iktinos die Maße und Berechnungen verzeichnet hat, wie er sie braucht und haben will — die soll ich nun im Quadergestein verwirklichen, in kolossalem Maßstabe, und doch so genau, mit allen Feinheiten des Entwurfes, als ob ich sie mit einem feinen Messerchen aus Ebenholz schnitzelte.“

„Leicht ist die Mühe begreiflich," sagte der Dichter, „die es kostet, all die feinen Maße und schnurgeraden Linien jener Entwürfe in der Riesenschrift der Quadern und in wechselnder Formfülle überall festzuhalten" —

„Schnurgerade Linien sagst du?" rief Kallikrates mit einem beinahe spöttischen Lächeln. „Schnurgerade Linien? Wollten die Götter! Mit schnurgeraden Linien würde wohl auch ein Stümper fertig. Aber dergleichen gibt es nicht in den Maßen des Iktinos und des Pheidias. Wißt ihr, was Iktinos sagt? ‚Um gerade zu erscheinen, darf die Linie in großen Verhältnissen es niemals wirklich sein!' — Seht euch einmal den Unterbau hier an, und die Stufen, welche zu seiner Oberfläche hinaufführen. Ihr meint wohl, daß diese Oberfläche wirklich so schnurgerade läuft, als sie eurem Auge sich darstellt? Ihr irrt: Die Linie dieser Oberfläche erhebt sich gegen die Mitte zu in leise schwellender, für das Auge unmerklicher und dennoch auf das Auge berechneter Krümmung. Und diese selbe leise, unmerkliche Krümmung könnet ihr später auch beim Gebälk, wenn auch in geringerem Maße, finden, ja überall, in der ganzen Außen-Architektur des Tempels will sie Iktinos durchgeführt wissen; und wie vom Kranzgesims bis zur Grundfeste herunter nichts wirklich Wagerechtes zu finden sein soll, so will er auch nichts völlig Senkrechtes dulden und die nach oben gekrümmten Linien ebenso leise nach innen geneigt wissen. Ohne dieses auf die Gesetze der Sehkraft und auf die Brechungen des Lichtes berechnete Spiel der leisen Krümmungen, sagt Iktinos, erschiene das Ganze schwunglos und hätte, statt frei und leicht emporzustreben, das Ansehen, als wolle es in den Boden sinken. Haltet was ihr wollt von diesen und ähnlichen Kunstgeheimnissen der beiden Meister; aber bedenket nun, wie ich, um nur eins zu erwähnen, es anstellen soll, daß trotz jener leisen Krümmungen nach oben und unmerklichen Neigungen nach innen die einzelnen Werkstücke, die Quadern, die Säulentrommeln, nach jenen feinen Maßen verschieden berechnet und zugeschnitten,

dennoch haarscharf und fest und sicher einander sich fügen?"

„Du wirst es vermögen, wackerer Kallikrates!" sagte Perikles lebhaft; „ich kenne dich! — Lassen wir im übrigen den Iktinos und den Pheidias mit ihrem feinfühlenden Auge messen und rechnen; es ist ja doch im Grunde ein inneres, göttlich begeistertes Schauen, welchem jene Männer messend und rechnend folgen. Ihnen ist es durch die Götter in die Seele gelegt worden, zu erkennen, auf welchem Wege und durch welche Mittel sie auch uns in äußerlicher Schau dasjenige rein zu genießen geben mögen, was sie im innerlichen Schauen uns gleichsam vorgekostet."

„Solange ein Stein hier über dem andern ruht," sagte der Dichter zustimmend, „wird wohl das, was gottbegeisterte Männer, wie diese beiden, erst mit der Seele geschaut und dann in Zahlen und Maßen ergriffen und begriffen haben, Sinn und Herz der Betrachter bewältigen."

„Nur nicht Sinn und Herz des Lauschers da drüben", fiel Kallikrates lächelnd ein, nachdem er eine Weile scharf den Erechtheuspriester und seinen Vertrauten ins Auge gefaßt, welche beide, lauernd und horchend, noch immer am Eingange des Erechtheions standen.

„Mit Blicken des Ingrimms", fuhr Kallikrates fort, „schaut jener beständig nach unserm Tun herüber, aber ich trage kein Bedenken, diese Blicke zu erwidern. Wir necken einander, und zwischen meinen Leuten und seinen Tempeldienern herrscht eine offene Fehde."

„Es darf uns nicht wundern," sagte Perikles, „wenn der Erechtheuspriester zürnt. Bauen wir doch, statt sein altes Tempelhaus wieder herzustellen, vor seinen Augen ein neues. Aber wer möchte es auch wagen, mit freigestaltender Hand an die altehrwürdigen Geheimnisse jenes düsteren Heiligtums zu rühren?"

„Ja," sagte Kallikrates, „man tut besser, die Eulen dort weiter nisten zu lassen. Die sitzen unter dem alten Tempeldache Tag und Nacht. Jene da drüben wollen nichts

wissen von den neuen Götterbildern des Pheidias. Sie wollen keine neuen Götter; sie waschen und kämmen die alten und behängen sie äußerlich mit neuem Kleidertand und glauben, so könnten sie ewig dauern. Diese Leute möchten die Pallas Athene am liebsten noch immer mit dem Eulengesichte gebildet sehen!"

„Dort nähern sich Pheidias und Iktinos", sagte der Dichter, nach der andern Seite blickend. „Wir werden nun sie selber hören" —

„Ihr werdet nicht viel hören", versetzte Kallikrates. „Pheidias ist schweigsam, wie ihr wißt, und Iktinos zürnt einem jeden, der ihn über sein künstlerisches Bestreben zu reden zwingen will. Beide Männer sind nur untereinander, aber mit sonst niemand in der Welt gesprächig."

Inzwischen war Pheidias und Iktinos näher gekommen. Iktinos war ein unscheinbares, etwas gebücktes Männchen. Seine Züge waren schlaff, sein Antlitz gelblich, seine Augen matt, wie von vielem Wachen und Sinnen. Aber in seinen Schritten hatte er dennoch etwas Hastiges, Unruhiges, das auf Erregbarkeit und eine bewegliche Seele schließen ließ.

Pheidias erwiderte den Händedruck des Perikles, sowie des ihm gesellten Dichters. Auf den schönen Zitherspieler mit den jugendlichen und weichen Gliederformen warf er einen sonderbaren Blick. Er schien ihn zu kennen und doch nicht kennen zu wollen. Iktinos hatte das Ansehen eines Mannes, dem die Begegnung der Menschen selten erwünscht ist, und schien gesonnen, seinen Weg ohne Pheidias fortzusetzen.

Aber der Dichter wollte die Wahrheit dessen erproben, was Kallikrates gesagt, und wendete sich an den geschäftigen und eiligen Mann, um ihn zu versuchen, mit der Frage: „Meister Iktinos, willst du nicht als ein Kundiger eine Frage entscheiden, welche den Perikles und mich und den jungen Zitherspieler hier vor kurzem eine geraume Weile beschäftigt hat? Wir sprachen über die Gründe, welche wohl euch Baumeister veranlassen mögen, daß ihr den

Architrav nicht unmittelbar auf dem Säulenschafte aufruhen lasset, sondern ein etwas breiteres Glied, sei es in der Form des dorischen Kapitäls oder der ionischen Schnecke, dazwischen schiebt? Einige behaupteten, dies geschehe, damit es das Ansehen habe, als ob die Last des Gebälks die Masse der Säulen gleichsam auseinander drücke — sie an der Spitze gleichsam breitquetsche" —

Iktinos lachte in sich hinein. „Also Säulen von Lehm, von Teig oder Butter?" rief er in sarkastischem Tone. „Schöne Säulen das — Säulen von Lehm, die sich breitquetschen lassen — ha, ha, ha — schöne Säulen das" —

„Du spottest dieser Erklärer?" rief der Dichter. „Sag' also selbst, warum tut ihr so?"

„Weil das Gegenteil häßlich und abscheulich und unerträglich wäre!"

Diese Worte stieß Iktinos kurz heraus, warf dem Frager einen flüchtigen Blitz aus seinen grauen Augen zu und huschte vorüber.

Die Männer lachten.

„Ich sehe," fuhr Perikles hierauf, zu Pheidias gewendet, fort, „daß die Arbeiten rüstig fortschreiten. Das ist erfreulich. Wir müssen rasch und mit Eifer arbeiten. Wir müssen die vielleicht nie so wiederkehrende Gunst der Zeiten benützen. Ein ausbrechender großer Krieg würde alles ins Stocken bringen und bald würden uns vielleicht die Mittel fehlen, das Begonnene zu vollenden."

„Schon wird auch an den Entwürfen und Tonmodellen der gewaltigen Giebelgruppe, sowie der Friese und Metopenbilder in den Werkstätten mit Eifer geschaffen!" erwiderte Pheidias.

„Gedenkst du nicht", fragte Perikles, „den Polygnotos heranzuziehen, damit auch hier, wie es unten am Theseion geschehen, Meißel und Pinsel in die Ausführung der Metopenfelder sich teile? Doch, ich erinnere mich, du denkst nicht am besten von der Schwesterkunst des Pinsels, welche

freilich noch ein wenig unbeholfen hinter den Riesenfortschritten des Meißels einherhinkt."

„Habe ich doch selbst als Jüngling es mit dem Pinsel versucht," erwiderte Pheidias, „aber es genügte mir nicht. Voll und rund und rein wollte ich das, was ich innerlich schaute, hinstellen, und das konnte ich nur mit dem Meißel."

„Wohlan!" sagte Perikles; „so möge am neuen Hause der Pallas nur die reifste Kunst sich betätigen, damit es ein Denkmal des Besten sei, was wir vermögen. Wir wollen den Polygnotos bei anderer Gelegenheit zu entschädigen suchen. Wir wollen späterhin auch erwägen, was sich etwa tun läßt für das alte Tempelhaus des grollenden Priesters und auch für das dort so keck auf die höchste Felsterrasse hingepflanzte, halbvollendete Tempelchen der ungeflügelten Siegesgöttin! Möchte doch, wenn ich dereinst vom Schauplatze abtrete, keinem Athener etwas zu wünschen übrig bleiben. So viele noch unzufrieden mit mir zu wissen, ist mir ein peinlicher Gedanke. Du lächelst? Freilich, der ernste, strenge Pheidias will nur sich selber genügen —"

„Das ist eben das schwerste!" erwiderte Pheidias.

„Die Gegner fürchtest du nicht?" fuhr Perikles fort. „Gib acht, es fehlt uns nicht an solchen! Auch du bist beneidet, und was du schaffst, ist nicht allen wohlgefällig!"

„Nie läßt mich zittern Pallas Athene!" erwiderte Pheidias mit den Worten des Homeros, und wies mit der Hand nach dem ehernen Riesenbilde seiner „Vorkämpferin", das mitten in diesem Wuste des Alten und Neuen auf der Akropolis so erhaben in den reinen ruhigen Äther hinaufragte.

Dann entfernte sich Pheidias, um den Iktinos wieder aufzusuchen.

Perikles, der Tragödiendichter und der Jüngling aus Milet setzten ihren Rundgang über die Höhe der Akropolis fort.

Der tragische Dichter vertiefte sich in anmutige Gespräche mit dem jungen Zitherspieler. War er doch selbst ein

trefflicher Meister des Saitenspiels. So fein und scharfsinnig wußte im Gespräch mit dem Dichter sich der Jüngling auszudrücken, daß jener zuletzt verwundert sagte:

„Ich wußte, daß die Milesier sehr liebenswürdig sind, aber ich wußte noch nicht, daß sie so weise sind.“

„Und ich“, entgegnete der Jüngling, „habe die tragischen Dichter der Athener immer für sehr weise gehalten, aber ich glaubte nicht, daß sie auch so liebenswürdig sein könnten. Ich schloß nämlich voreilig von den Werken der Dichter auf die Dichter selbst. Wie kommt es, daß eure tragische Poesie bisher den zarteren Regungen des menschlichen Herzens so wenig Rechnung trug? Großartig ist da alles, erhaben, nicht selten grauenerweckend; aber der zartesten und doch zugleich mächtigsten Leidenschaft, welche die Liebe benannt wird, gönnt ihr den Spielraum nicht, den sie verdient. Wissen doch Anakreon und Sappho, jener heiter und diese schmerzlich, soviel von ihr zu sagen; warum verschmähte es nur der tragische Dichter bisher, dem Großen und Übermenschlichen nachtrachtend, Töne jener zärtlichen, echt menschlichen Regung anzuschlagen?“

„Junger Freund,“ sagte lächelnd der Dichter, „keinen Würdigeren als dich hätte der zarte, geflügelte, pfeilbewährte Gott finden können, sich seiner anzunehmen. Wenige Tage sind es, daß mir der Gedanke einer Tragödie durch den Kopf gelaufen, in welcher demjenigen, zu dessen Anwalt du dich machst, wohl ein Spielraum gegönnt werden könnte. Ich weiß nicht, ob mir der flüchtige Gedanke wiedergekehrt wäre: aber es trifft sich schön, daß ich von dir in dieser Art daran erinnert werde. Ich denke jene Tragödie jetzt wirklich zu schreiben, so sehr haben deine Worte und mehr noch deine leuchtenden Blicke zugunsten der Sache, die du vertrittst, mich entflammt und begeistert!“

„Vortrefflich!“ erwiderte der Jüngling; „ich würde dir den duftigen Kranz für den Siegestag einer Tragödie bereithalten —“

„Einen Kranz von roten Rosen!“ rief der Poet, „weil

ich ja in meinem Gedichte den Allsieger Eros zu preisen gedenke!"

„Gewiß!" erwiderte der Jüngling, „und da sieh! Der dankbare geflügelte Gott scheint zu wünschen, daß ich die Rosen für jenen Kranz sogleich pflücke." Damit schwang die weiche, behende Gestalt des Jünglings sich auf einen hervorragenden Fels hinauf, in dessen Spalte ein vielleicht Jahrhunderte alter mächtiger Strauch grünte, der ganz von blühenden Rosen bedeckt war.

„Gib acht, junger Freund," sagte der Dichter, „du weißt nicht, an welcher Unglücksstätte du stehst! Von der Spitze dieses Felsens hat der Athenerkönig sich ins Meer hinabgestürzt, weil sein herrlicher Sohn, von der Bekämpfung des Untiers heimkehrend, versäumte, im Angesicht Athens als Lebens- und Siegeszeichen das weiße Segel aufzuspannen! Freilich kann der Fuß auf dieser geweihten Höhe keine Stelle betreten, wo nicht Funken der Vergangenheit unter dem Tritte aus dem Boden stäuben und uralte Sagen den Waller umflüstern."

„Doch während der Fuß im Staube der Vergangenheit wandelt," sagte Perikles, „schweifen die Blicke von dieser Höhe frei hinaus und schwelgen in aller vollen Schöne und Frische der Gegenwart. Bist du so kühn und so behend, milesischer Freund, so folg' uns über den Fels zur weitschauenden Quaderfläche, in welche hier die gewaltige Schutzmauer der Akropolis ausläuft!"

Lächelnd eilte der Jüngling voran und bald standen die drei auf der hochragenden Warte.

„Horche doch einmal hin," sagte Perikles, „was dir diese schön geschwungenen attischen Gestade, diese leuchtenden Golfe, diese Inseln erzählen, die mit ihren Bergeshäuptern aus dem schönsten Meeresblau ins schönste Ätherblau sich erheben! Dort steigt aus den Wellen des saronischen Busens, vielgegipfelt, Ägina. Im Geklüft bargen sich dort die wilden „Ameisenmenschen" der Urzeit. Heut aber ragt auf des Eilands höchstem Berge in waldschattiger Einsamkeit, unser Volk zu

einem seiner schönsten Feste versammelnd, der Tempel des panhellenischen Zeus. Näher da zur Rechten in derselben Meereswoge grünt Salamis, die Heldenwiege. Aber braucht der späte Enkel vor dem Schatten des unsterblichen Helden zu erröten, der von dort gen Ilion auszog? Ward nicht eben dort im schimmernden Sunde, der jetzt so friedlich herübergrüßt, von uns die ruhmvollste aller Meeresschlachten geschlagen? Und mitternachtwärts, wo Kithairon und Pentelikos und Parnesos wallartig als Schutzwehr vor das attische Land sich legen, auf der Seite des Sonnenaufgangs dem von der Mittagsseite her sich erstreckenden Hymettos die Hand reichend, dort erzählt Urvätersage von Löwen, welche in den Waldschluchten hausten. Aber unsere Väter haben die Löwen erwürgt und ihre am Feuer geschmorten Herzen gegessen, damit sie Löwenmut und Löwenkraft ihren Enkeln vererbten. Und es war wohl jener so vererbte Löwenmut, durch welchen unmittelbar hinter jenen Höhen, auf dem Gefilde von Marathon, dem schönsten aller Meeressiege der schönste aller Festlandssiege gesellt ist! Die Löwen und Wölfe jener Schluchten sind erlegt, die Barbaren von jenem Wall des attischen Landes für immer weggescheucht, ruhig graben wir auf der Stätte der alten Löwenjagd den prächtigen pentelischen Marmor und sammeln den Honig der gepriesenen Hymettosbienen. Dort hinter Akrokorinth steht das mächtige Kyllenegebirg in Silberduft, und wenn die letzten Nebelschleier der westlichen Ferne zerreißen, so zeigen sich wohl auch noch die Zinnen von Korinth samt der blauschimmernden Meeresenge den Blicken. Aber vergessen wir der ernsten Grüße nicht, die uns über Ägina und Salamis der nicht allzuferne Peloponnesos herübersendet. Siehst du jene vielbuchtigen Küsten mit den zackigen Höhen von Argolis und hinter ihnen Arkadias Berge? — So oft ich über die Denkmäler und Stätten athenischen Ruhmes hinweg nach jenen Bergen des Peloponnesos blicke, faßt mich stets ein Drang von seltsamer Art, und mir ist, als sollt' ich die Hand an den Griff eines Schwertes legen — mir ist, als

reckte sich hinter jenen Bergen das finstere Lakedaimon empor und blickte drohend herüber . . ."

„Daß doch der Blick der Staatsmänner und Feldherrn immer so in die Weite schweift!" fiel der Dichter ein. „Sollen wir statt der fernen Berge des Peloponnesos nicht lieber erst völlig betrachtend genießen, was uns ganz nahe vor Augen liegt? Jüngling, laß dich nicht nach dem Peloponnesos und seinen drohenden Bergeshäuptern locken! Versenke dich in das heitere Bild des welligen, besonnten Binnenlandes da unten, wo zahllos im Gefild die Marksteine der attischen Gaue stehen und wo überall in der Runde die weißen Weiler blinken, der Landbesitz des niemals wegmüden Atheners, der, wenn möglich, Tag für Tag hinausgeht aus der Stadt zu seinen Fruchtbäumen und Saatfeldern und nachsieht, wie die Sklaven seiner Rinder warten und seiner Lämmer und Ziegen. Und wie lieblich schlängeln zwischen den Weilern, Fluren, Ölbaumhainen, offenen Götteraltären, steinernen Denkmälern nach allen Seiten die Wege sich hinaus! Nach dem Piräus hier und dort nach Rhamnos und Marathon. Am schönsten aber geht abendwärts der Weg nach Eleusis, der heiligen Mysterienstadt, zwischen unzähligen weißglänzenden Heiligtümern und zwischen Silberpappeln und Öl- und Feigenbäumen hin. Und wie glanzhell liegt die Stadt selber da unten verbreitet zwischen dem Ilissos und dem Kephissos, den kristallklaren, aber freilich kurzlebigen Flüßlein: in den nahen Bergen entspringen sie und gelangen doch nicht einmal hinunter bis in das nahe Meer, sondern begnügen sich, als Rieselwelle und Sprengtau die Blumengärten der Athener zu netzen oder tanzend in tausend Springbrunnen ihr junges Leben schön zu verschwenden. Am Ilissos grünen die Gärten, von Menschen gepflanzt; aber ein Garten von Natur und eine liebliche Schatten-Oase im sonnigen Land Attika sind die Täler, wo aus dem hellen Grün der Olive die schönen Gewässer des Kephissos blitzen. Dies Gelände preis' ich mit Stolz, denn es ist mein Heimatgau, der Gau von Kolonos! Dein

kriegerischer Freund Perikles würde dir erzählen, daß in diesem Gau die schönsten Rosse gedeihen, und daß es die wilden Prachtfüllen von Kolonos waren, für welche in Urzeiten der Meergott die Zügel erfunden; ich aber sage dir, daß in jenem Tal des Kephissos niemals rauhe Winde wehen, daß dort der Weinstock und die Feige grünen, daß, befeuchtet vom reinsten Taue, dort die Narzissen blühen und die Veilchen und goldiger Krokos und weichrankender Efeu ..."

Des Dichters Züge hatten sich feurig belebt, indem er, in die hellen Augensterne des Jünglings blickend, die Reize seines Heimatgaues pries. Zuletzt faßte er die Hand desselben und sagte: „Komm doch selbst einmal in meinen schönen Gau, oder noch besser, folge mir sogleich und verlebe den Tag in meinem ländlichen Hause am Kephissosufer; ich werde dir meine Zithern und Lyren zeigen, und wenn es dir beliebt, können wir in der Weise arkadischer Hirten einen kleinen Wettstreit anstellen mit Saitenspiel und Gesang!"

Der Zitherspieler lächelte, und Perikles sagte nach einer kleinen Pause: „Ich selbst werde nächstens einmal dem jungen Aspasios als Wegweiser zu deinem ländlichen Hause dienen; auch bedürft ihr für euren Wettstreit im Saitenspiel und Gesang doch wohl eines Kampfrichters?"

„Aspasios nennt sich der Jüngling?" rief der Dichter; „der Name erinnert mich an den einer schönen Milesierin, von welcher ich in letzter Zeit habe sprechen hören" —

Der Zitherspieler errötete.

Dies Erröten befremdete den Dichter. Er hielt noch immer die zum Abschied ergriffene Hand des Jünglings in der seinigen. Und siehe, in diesem Augenblicke war eine Empfindung in ihm lebendig, die er ohne Zweifel schon früher gehabt, aber ohne sich derselben voll bewußt zu sein.

Er fühlte nämlich mit einem Male überaus deutlich, daß die Hand des jungen Milesiers sehr fein, sehr warm und sehr weich war. Einen Augenblick später war er sogar überzeugt, daß diese Hand zu fein, zu warm und zu weich

war, um einem männlichen Arme, und wär's auch der jugendlich-zarteste, anzugehören.

Die eine Hälfte des schönsten Geheimnisses las er in Purpurschrift auf den Wangen des Zitherspielers, die andere Hälfte desselben hielt er, sozusagen, in der Hand . . .

Der Dichter irrte nicht. Die Hand, welche er in der seinigen hielt, war nicht die eines Jünglings. Es war die Hand der schönen Aspasia.

Perikles und die Milesierin hatten sich im Laufe der Monde wiedergesehen seit jener ersten Begegnung im Hause des Pheidias, zuerst bei Hipponikos selbst, dem gutmütigen Schwelger, welcher dem Perikles befreundet war. Sie sahen oft sich wieder und zuletzt wären sie am liebsten unzertrennlich gewesen. Aspasia warf sich in männliches Gewand und begleitete den Freund zuweilen unter der Maske des „Zitherspielers von Milet". So war sie heute mit ihm auf die Akropolis gegangen. Auf dem Wege hatte sich der tragische Dichter ihnen angeschlossen. Und dieser offensten, empfänglichsten aller Griechenseelen war es wunderbar ergangen. Durch einen Zauber hatte der Dichter sich in dieser Gesellschaft bestrickt gefunden, der ihm selbst ein Rätsel war. Nun sah er dies Rätsel gelöst. Verwirrt ließ er die feine weiche Hand fahren. Bald aber faßte er sich wieder und sagte mit bedeutsamem Lächeln zu seinem Freunde Perikles: „Ich merke, daß der Seher- und Dichtergott Apollon mir noch immer günstig ist. Er hat den weiten Weg nach Delphi mir erspart, und nicht einmal mein nächtliches Einschlummern hat er abgewartet, um mir mit Offenbarungen im Traume zu erscheinen, sondern plötzlich hat er mir die Gabe verliehen, untrüglich aus der Hand des Menschen wahrzusagen und insonderheit sein Geschlecht daraus zu bestimmen, auch wenn er es noch so sehr verbergen will."

„Du bist von jeher ein Götterliebling," sagte Perikles, „und vor dir haben die Olympier keine Geheimnisse."

„Daran tun sie wohl", versetzte der Dichter. „Ich rechne zu ihnen auch den Olympier Perikles . . ."

„Was auch immer deine cheiromantische Kunst dir über das Geschlecht des milesischen Zitherspielers verraten haben mag,“ sagte Perikles, „gewiß ist, daß derselbe ein Recht hat, in männlichen Kleidern zu gehen und sich einen männlichen Namen beizulegen. Der Frauen Art ist's, sich überall empfangend und leidend zu verhalten. Dieser hingegen ist von einer durchaus tätigen und befruchtenden Natur, und du kannst dich ihm nicht nähern, ohne daß er auf dich wirkt und ein Samenkorn in deiner Seele zurückläßt.“

„Ich kann es bezeugen,“ sagte der Dichter; „auch in mir hat er soeben einen dichterischen Funken so leichthin und gleichsam spielend, mit ein paar hingeworfenen Worten, zu hellen Flammen angefacht. Es ist wunderbar, welche Kraft weise Gedanken aus schönem Munde haben! — Wie verlockend wär' es, sich so erwünschten Wirkungen noch länger preiszugeben! Aber die Sonne neigt sich hinter den Höhen von Akrokorinth zum Niedergange. In jenem Busch schlägt eine Nachtigall, von welcher ich glaube, daß sie aus dem Gau von Kolonos herüberflog, mich zur Heimkehr zu mahnen. Von der höchsten Warte der Akropolis bis zu jenem Weiler, den ihr dort auf dem Abhange des kleinen, von den Wellen des Kephissos umsäumten Hügels aus dem Laube der Oliven blicken seht, ist ein ziemlich weiter Weg zurückzulegen. So nehme ich denn Abschied von euch, und trotz der Verwandlungen, welche inzwischen vorgefallen, und welche anmutiger sind als alle, von welchen unser Mythos berichtet, wiederhole ich das Wort: „Kommt hinüber nach dem Gau von Kolonos! Flüchtet dorthin, wenn euch der Menschen Nähe lästig wird, und lebt einen Tag lang in schöner Einsamkeit!“

„Wir werden deines Wortes gedenken!“ sagte Perikles. „Einstweilen laß die Muse dir folgen in deine Einsamkeit. Im Wettstreit aller Künste muß auch die tragische zum höchsten Gipfel emporstreben. Du hast sie von der herben Strenge deiner Vorgänger weitergeführt zur Milde und zu reiner Menschlichkeit. Laß dein neues Werk des Schöpfers

der „Elektra“ würdig sein, damit wir es bald als die mildeste und reifste Frucht der sophokleischen Muse preisend genießen!“

„Schwebe nur über mir,“ versetzte der Dichter, „der Geist dieses Zitherspielers, von welchem ich zwar noch keinen Laut auf der Zither gehört, der mich aber doch schon bezaubert hat. Es scheint, daß er sich die Herzen der Staatsmänner und Dichter auserwählt, um seine Melodien darauf zu spielen . . .“

So sprach der Mann mit der hellen Stirne und den klaren, warmbeseelten, freundlichen Augen, drückte seinem Freunde die Hand, neigte sich vor der verkleideten Milesierin und wendete sich dann, um langsam, nicht ohne sich noch einmal umzublicken, die Akropolis hinabzugehen.

„Fürchte nichts von diesem Mitwisser unserer Geheimnisse!“ sagte Perikles zu Aspasia.

„Ich wollte soeben die gleiche Mahnung an dich richten!“ erwiderte lächelnd Aspasia.

„Du hast diese edle Dichterseele rasch durchschaut?“ fragte Perikles.

„Sie ist so heiter und spiegelklar bis zum Grunde, wie die Wellen des Kephissos“, erwiderte Aspasia.

„Aber laß uns nun auch den Abhang hinuntergehen,“ fuhr sie fort, „denn ich fühle mich durchströmt von der ganzen Schwüle des Sommerabends und meine Lippen lechzen nach erfrischender Feuchte —“

„Komm!“ sagte Perikles; „wir wenden uns nur wenige Schritte rechtshin, außerhalb der Mauer da hinab und wir haben die Pansgrotte mit der gepriesenen Quelle vor uns, die deinen Lippen unverweilt das erwünschte Labsal bieten wird.“

Perikles und Aspasia stiegen eine Anzahl von Stufen, die in den Felsen gehauen waren, hinab. Da kamen sie an die Grotte und an die Quelle, welche vor derselben aus dem Boden sprudelte.

Es war die Quelle Klepsydra, deren Gewässer sich zuweilen ganz verlor, dann plötzlich wiederkam.

Aspasia schöpfte Wasser in ihre hohle Hand und trank. Hierauf schöpfte sie neuerdings und bot die Handvoll des klaren erfrischenden Nasses mit neckischer Anmut dem Perikles und dieser trank das Wasser lächelnd aus ihrer hohlen Hand.

„Kein Perserkönig", sagte er, „hat jemals aus einer so köstlichen Schale getrunken! Nur ist sie so klein, daß ich schier fürchten muß, sie mit dem Trunke hinabzuschlucken!"

Aspasia lachte und wollte den Scherz erwidern, erschrak aber im selben Augenblicke, denn sie bemerkte plötzlich ein Gesicht, das aus dem Hintergrunde der dämmernden Grotte mit einer Art von gutmütig bäurischem Lächeln auf sie herausblickte. Näher tretend, fand sie ein ziemlich roh gearbeitetes Standbild des Gottes Pan, dem die Grotte geheiligt war.

„Fürchte nichts!" sagte Perikles; „der Hirtengott ist von gutmütiger Art!"

„Zuweilen auch von boshafter!" gab Aspasia zurück; „die Erzählungen der Hirten von ihm lauten verschiedenartig."

„Unserm Schnelläufer Pheidippides wenigstens," versetzte Perikles, „der nach Sparta lief, um die Sparter eiligst zum Mitkampfe gegen die Perser herbeizurufen, begegnete er sehr gutmütig auf dem Grenzgebirge von Argolis und Arkadien, wo er ja heimisch ist; es gefiel ihm, daß der Bursche aus Vaterlandsliebe so atemlos über die argolischen Berge lief, und er gewann eine gute Meinung von den Athenern, um welche er sich früher nicht viel gekümmert hatte. Er kam selber, uns zu helfen, nach Marathon."

„Pan mag so gutmütig sein als er will," sagte Aspasia, „diese Grotte aber ist zu anmutig für den Bauern- und Hirtengott."

„Du hast recht," erwiderte Perikles, „und mehr noch, als du denkst: wenn es nämlich wahr ist, was die alte Kunde berichtet, daß eben diese Grotte die Stätte des bedeutungsvollsten Brautlagers gewesen, das jemals innerhalb der hellenischen Welt gefeiert worden: daß hier in der trau-

lichen Dämmerung der Grotte sich der Lichtgott Apollon liebend zur rosigen Erechtheustochter Kreusa gesellte, und daß als die Frucht ihrer Liebesstunde Jon hervorging, der Ahnherr unseres ionischen Stammes!"

„Wie?" rief Aspasia erregt, halb scherzend und halb ernst. „Dies hier ist die Wiege des edelsten der Griechenstämme, der da blüht in den Gauen Attikas und drüben auf den Gestaden meiner Heimat? Und die Jungfrauen Athens behängen die Wände dieser Grotte nicht Tag für Tag mit Kränzen von Rosen und Lilien? Und statt des leuchtenden Gottes Apollon steht hier mit breitem Gesichte grinsend der plumpe Arkadier, ein Fremdling aus jenen feindselig-düsteren Bergen des Peloponnesos?"

Lächelnd erwiderte Perikles: „Warum ereiferst du dich so sehr wider den Gott der Berg- und Waldesstille? Wüßte ich doch keinen, unter dessen Schutze sich ein feurig Paar traulicher begegnen könnte, als unter dem des idyllischen Friedens- und Freudenspenders . . ."

„Nun," rief Aspasia, „für eines zum mindesten, für die Schattenkühle, die er hier in seiner Grotte mir spendet, bin ich ihm dankbar!"

Damit zog sie den Thessalerhut vom Haupte und setzte ihn auf das Haupt des Hirtengottes. Die goldbraunen, herrlichen Locken fielen ihr herab über die Schultern.

„O könnt' ich doch bald", fuhr sie lächelnd fort, „des Zitherspielers ganze Gewandung dem ehrlichen Pan opfern, wie diese Kopfbedeckung! Wahrlich, sie belästigt mich. Wie lange muß ich mich diesem Zwange noch fügen? O ihr Männer von Athen, wann gestattet ihr dem Weibe, Weib zu sein? Gib es nur zu, Perikles, ihr Athener seid nicht die würdigsten der Söhne des Jon, der in dieser Grotte seines Daseins Ursprung nahm. Ihr habt zuviel des dorischen Wesens in euch gesogen. Ihr solltet euch beugen vor den Enkeln der Auswanderer eures eigenen Stammes, die drüben auf den Küsten Asias sich reiner, freier, feuriger entwickelt haben."

„Tun wir es nicht?“ sagte Perikles mit bedeutsamem Lächeln, zu Aspasia sich niederlassend, welche zur Rast auf ein breitvorragendes, mit Moos bedecktes Felsstück der Grotte sich gesetzt. „Tun wir es nicht?“ wiederholte er und zog ihr duftiges Lockenhaupt an seine Brust.

„Pan ist tückisch!“ sagte Aspasia; „er versprach Erfrischung in seiner Grotte, aber er scheint mit seinem Odem insgeheim die Schwüle des Abends hier noch anzufachen.“

„In der Tat,“ sagte Perikles, „fast berauschend wehen die Lüfte herein, vom Gebüst des Thymians und wilder Rosen geschwängert.“

Während Perikles und Aspasia so sprachen, hatte das Blau des Himmels sich in glühend Rot verwandelt. Der langgestreckte Hymettos war ganz in Rosenglanz getaucht. Langsam war die Sonne hinter die Berge Arkadias hinabgesunken. Über den Hängen des Brilessos zuckte aus dunstigem Gewölk von Zeit zu Zeit durch den schwülen Äther hin ein mattes Wetterleuchten.

„Aspasia!“ rief Perikles, „die Botschaft, die du als Griechin zu Griechen aus dem heitern Jonien herüberbringst, sie wetterleuchtet, gleich jener sommerabendlichen Gewitterwolke, schwül und segenschwanger in meiner Seele und über allen Geistern Attikas! Sie soll verwirklicht werden, diese Botschaft: im engsten Kreise von mir und dir, im weitesten vom gesamten Volke der Athener! Wir fühlen alle eine neue Kraft, ein neues Feuer in uns, und wir sehen, das hellenische Leben trachtet empor zu seinen Gipfeln!“

So sprach Perikles und drückte einen Flammenkuß auf die Lippen Aspasias. Es war eine und dieselbe Glut, es war ein und derselbe Überschwang, es war die Würze einer und derselben Lebensblüte und Lebensschöne, welche die Faust des Marathonkämpfers, den Meißel des Pheidias, den Griffel des Sophokles, den Rededonner des Perikles auf der Pnyx und seinen Flammenkuß auf den Lippen des schönsten Hellenenweibes beseelte . . .

Wenn trautgesellt ein Paar wie dies, in welchem das

menschliche Dasein zur reinsten, üppigsten und edelsten Blüte entfaltet ist, im Kusse sich berührt, so ist dies des höchsten Lebens Feier und Vollzug, und ein Freudenschauer zuckt geheim durchs Herz der Welt von einem Pole zum andern — auch er vergleichbar jenem Wetterleuchten des schwülen Sommerabendgewitters über den Hängen des Brilessos.

Seelen begegnen sich wie funkenschwangere Wolken.

Aber die Wolken entladen sich — des Menschen Seele nährt die Glut. Trunken war die Seele des Perikles, als er mit Aspasia den Abhang des Berges beim blitzenden Gefunkel des Abendsterns hinunterstieg. Er drückte die Schöne leis' an sich und sagte, den Blick zum mondbeglänzten Riesenbilde der Göttin des Pheidias zurückgewandt:

„O Pallas Athene, leg' ab den Erzhelm und gönn' es den Nachtigallen der Kephissostäler, in seinem Raume zu nisten!"

---

5. Die Pfaue des Pyrilampes.

Zurzeit, als die hier erzählten Dinge sich ereigneten, gab es unter den reichen und angesehenen Bürgern zu Athen zwei Männer, welche zuerst den Versuch machten, nicht bloß, wie es Brauch war, durch glänzende Leistungen für den Staat, sondern auch durch einen bis dahin ungewohnten häuslichen Aufwand sich in einen Wettstreit miteinander einzulassen.

Der eine dieser beiden Männer war Hipponikos, in dessen gastlichem Hause Aspasia lebte, ein Mann von edlem Geschlechte.

Der andere war Pyrilampes, ein Emporkömmling, ein reich gewordener Wechsler aus dem Piräus.

Hipponikos leitete den Ursprung seines Geschlechts auf keinen Geringeren als den Triptolemos zurück, den Liebling

der Demeter, Stifter der eleusinischen Mysterien, Erfinder des Pfluges, Verbreiter des Ackerbaues und jeglicher Art von Gesittung. Ohne Zweifel hatte das Geschlecht des Hipponikos es der Abkunft von diesem eleusinischen Heros zu danken, daß das Amt eines Daduchen, eines priesterlichen Würdenträgers bei den Mysterien von Eleusis, in ihm erblich war.

Auch unser Hipponikos bekleidete diese Würde. Aber sie belästigte den Lebemann wenig. Nur einmal im Laufe des Jahres, zur Zeit der großen Mysterien, war er auf kurze Zeit nach Eleusis sich zu begeben genötigt.

Eine wunderliche Eigentümlichkeit eben dieses Geschlechtes des Hipponikos war es, daß die Stammhalter desselben immer abwechselnd Kallias und Hipponikos hießen. Jeder Kallias nannte seinen Erstgeborenen Hipponikos, und jeder Hipponikos den seinigen Kallias.

Die Lebensschicksale aller dieser verschiedenen Kalliasse und Hipponikosse waren fast durchgehends sehr denkwürdig. Insbesondere war die Art, in welcher sie zu ihren Reichtümern gelangten, eine meist absonderliche.

Dem Hipponikos, welcher zur Zeit des Solon lebte und ein persönlicher Freund dieses Gesetzgebers war, wurde vorgeworfen, daß er den Grund zur Wohlhabenheit seines Geschlechts durch den Mißbrauch einer vertraulichen Mitteilung jenes berühmten Mannes legte. Zur Zeit des Peisistratos hatte ein Hipponikos ganz allein den Mut, die Güter des vertriebenen Tyrannen käuflich an sich zu bringen. In den Perserkriegen verarmten viele, die Familie der Kalliasse und Hipponikosse wurde nur immer reicher. Ein Hipponikos war es nämlich, dem ein gewisser Eretrier, Diomnestos mit Namen, die Schätze in Verwahrung gab, welche er beim ersten Einfall der Asiaten einem feindlichen Feldherrn abgenommen. Beim zweiten Einfall führten die Perser bekanntlich sämtliche Eretrier, und unter ihnen auch jenen Diomnestos, in die Gefangenschaft hinweg und seine Schätze blieben in den Händen des Hipponikos. Dann war

es wieder ein Kallias, welchen bei Marathon ein Perser, um sein Leben von ihm zu erkaufen, heimlich an einen Ort führte, wo seine Landsleute vieles Gold vergraben hatten. Kallias gebrauchte die Vorsicht, den Perser, nachdem ihm derselbe die Grube gezeigt, zu töten, damit er nicht etwa das Geheimnis auch einem andern verrate, bevor Kallias Zeit gefunden, den Schatz völlig zu heben und beiseite zu schaffen.

Von solcher Art waren die Überlieferungen, welche für das in diesem Geschlechte forterbende Talent, Reichtümer an sich zu bringen, Zeugnis ablegten. Selbstverständlich gelangten die Sprossen desselben auch zu bedeutendem Ansehen im Gemeinwesen.

Mancher Kallias und Hipponikos diente seinen Mitbürgern als Gesandter an den Perserkönig oder sonst in Sendungen zur Friedensvermittlung; dem einen und dem andern von ihnen wurde auch von Staats wegen eine öffentliche Bildsäule gesetzt.

Unser Hipponikos nun, der Gastfreund Aspasias, machte seinen Vätern Ehre. Er war gutmütiger Natur und sehr beliebt beim Volke. Er opferte der Göttin Pallas Athene zuweilen eine wohlgezählte Hekatombe, bewirtete das Volk bei festlichen Gelegenheiten nach Stämmen und Geschlechtern, und beim großen Dionysosfeste veranstaltete er für alle, die kommen wollten, im Kerameikos ein Zechgelag im Freien und gab ihnen mit Efeu gefüllte Polster dazu, auf welche die Zecher sich niederlassen konnten. Als er einmal nach Korinth reiste, um einen seiner Freunde dort zu besuchen, unterwegs aber hörte, daß der Mann auf dem Punkte stehe, von seinen Gläubigern gepfändet zu werden, schickte er einen Boten mit dem zur Befriedigung der Gläubiger nötigen Gelde voraus, weil es ihm unangenehm gewesen wäre, bei seiner Ankunft den Freund in übler Laune anzutreffen. Sein Haus zu Athen unterschied sich, wie schon gesagt, gar sehr von den damaligen Behausungen der übrigen Athener.

Nur der reich gewordene Geldwechsler Pyrilampes ver-

suchte, es ihm gleichzutun. Dieser besaß ein Haus im Piräus, das er so einrichtete, wie das Haus des Hipponikos eingerichtet war. Er suchte überhaupt, dem Hipponikos in allen Dingen soviel als möglich nachzueifern. Wenn Hipponikos sich ein kleines Hündchen von der durch ihre Zierlichkeit berühmten melitäischen Rasse anschaffte, so schaffte sich Pyrilampes ein noch kleineres von derselben Rasse an. Vermehrte dagegen Hipponikos die Zahl seiner Hunde mit einem neuen Lakoner-, Molosser- oder Kreterhunde, dessen Größe die Leute bewunderten, so ruhte Pyrilampes nicht, bis er einen noch größeren besaß. Hipponikos hatte einen Riesen als Türhüter, und da Pyrilampes keinen noch höher gewachsenen Mann für sich auftreiben konnte, so schmückte er die Pforte seines Hauses mit einem drolligen Zwerge, welcher Aufsehen erregte. Des Hipponikos erstgebornes Söhnlein, welches, wie sich von selbst versteht, Kallias hieß, machte Schwierigkeiten, sich die Namen der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets zu merken. Da ließ Hipponikos die Spielgenossen des kleinen Kallias, seine Haussklaven und andere Personen in des Knaben Umgebung mit den Namen der Buchstaben des Alphabets benennen. Pyrilampes hatte ebenfalls ein Söhnlein, Demos geheißen, und da der kleine Demos am liebsten mit jungen Hunden spielte, so schaffte er vierundzwanzig Hündlein ins Haus, von welchen jedes den Namen eines Buchstaben auf einem Täfelchen um den Hals trug. Hipponikos war berühmt durch die Zucht ausgezeichneter Rosse; da Pyrilampes ihn in dieser Richtung nicht überbieten konnte, so suchte er die Rosse des Hipponikos durch eine Anzahl seltener und merkwürdiger Affen, die er hielt, in Schatten zu stellen. Hipponikos nährte immer viele Hähne und Wachteln, um sie miteinander kämpfen zu lassen, ein Schauspiel, woran die Athener mit Vorliebe sich ergötzten. Ganz besonders aber hatte er sich in letzter Zeit auf die Zucht sikelischer Tauben geworfen, welche zu Athen sehr beliebt waren und welche bald nirgends so schön und so trefflich zu finden waren, als bei Hipponikos. Den

Pyrilampes ließ dieser Triumph seines Nebenbuhlers nicht schlafen. Er sann lange, womit er die Tauben des Hipponikos ausstechen könnte. Da erhielt er aus Samos ein Paar jener prachtvollen, durch einen mit hundert Augen geschmückten Schweif ausgezeichneten, der Hera geweihten Vögel, welche damals in Athen fast nur erst dem Namen nach bekannt waren. Pyrilampes ließ die gefiederten Fremdlinge sich vermehren, wartete ihrer sorgsam und bald schritt eine gute Anzahl der erstaunlich schönen Tiere prunkendstolz in seinem weiten Geflügelhof, ja selbst auf seines Hauses flachem Dache zum Entzücken der Vorübergehenden umher.

Mit diesen samischen Vögeln schlug Pyrilampes den Hipponikos und seine Tauben aus dem Felde. Zahlreich strömten die neugierigen Athener herbei, um die Pfaue des Pyrilampes anzusehen. Man sprach eine Zeitlang fast nur von den Pfauen des Pyrilampes.

Der glückliche Nebenbuhler des Hipponikos ruhte nicht, bis ihm auch von Perikles das Versprechen geworden, daß er kommen wolle, um seine Pfaue anzusehen. Perikles ging zu ihm in Begleitung Aspasias, welche sich auch hier wieder in der Verkleidung des milesischen Zitherspielers barg.

Wer zu jenem Zeitpunkte in Athen seiner schönen Freundin ein besonders wertes Geschenk machen wollte, der kaufte und verehrte ihr einen der jungen Pfaue des Pyrilampes. Aspasia sprach sich über die prächtigen Vögel mit so unverkennbarem Wohlgefallen aus, und Perikles glaubte den Gedanken, welchen Schmuck ein solcher Vogel dem Peristyl ihrer Behausung verleihen würde, so deutlich in ihren Augen zu lesen, daß er nicht umhin konnte, den Pyrilampes beiseite zu ziehen und ihm insgeheim den Auftrag zu geben, einen der jungen Pfaue zur Milesierin Aspasia, welche im Nebenhause des Hipponikos wohne, zu senden. Der Freundin selbst verschwieg Perikles die Sache, um sie durch das Geschenk zu überraschen.

Am Morgen, der auf diesen Besuch des Perikles und der verkleideten Milesierin folgte, trat Hipponikos unerwartet

ins Gemach der seine Gastfreundschaft genießenden Schönen. Hipponikos war ein Mann von ziemlich starker Leibesfülle. Sein Gesicht war rot und etwas aufgedunsen. Seine Augen leuchteten gutmütig und auf seinen ziemlich dicken Lippen schwebte immer ein Lächeln. Mit diesem Lächeln auf den Lippen, das aber doch für diesmal, soweit solches bei Hipponikos möglich war, einen leisen spöttischen Anflug hatte, sagte er zu Aspasia:

„Schöne Gastfreundin, ich höre, daß es dir sehr wohl gefällt in der Stadt der Athener —“

„Das Verdienst ist dein!“ erwiderte Aspasia.

„Nicht ganz!“ gab Hipponikos zurück; „du hast von Anfang an ergötzlichen Verkehr gehabt mit den Kunstgenossen des Pheidias und in neuerer Zeit auch mit meinem Freunde, dem großen Perikles. Ich höre, daß du ihn bisweilen, der größeren Bequemlichkeit wegen, in der Verkleidung eines Zitherspielers begleitest. Und wenn ich recht unterrichtet bin, so gefallen dir die sikelischen Tauben des Hipponikos gar nicht mehr, sondern du ziehst es vor, in Gesellschaft des Perikles hinüberzugehen nach dem Piräus und die Pfaue des Pyrilampes zu bewundern —“

„Diese Pfaue sind schön,“ sagte Aspasia unbefangen, „und du solltest selber gehen, sie anzusehen.“

„Ich bin kürzlich am Hause des Pyrilampes vorbeigekommen“, erwiderte Hipponikos, „und ich habe diese Tiere schreien gehört. Das war mir genug. Nun, es ist eines jeden Sache, sein Vergnügen dort zu suchen, wo er es findet. Ein Vergnügen, das man im Hause hat, langweilt. Und es lohnt sich, wie ich merke, besser, jemand zu unterhalten, als ihn zu bewirten . . .“

Hipponikos blickte bei diesen Worten Aspasia scharf an und hoffte, daß sie etwas sagen werde.

Da sie aber schwieg, so fuhr er fort: „Du weißt, Aspasia, ich habe dich zu Megara aus unangenehmen Verwicklungen befreit; ich habe dich hierher geführt nach Athen; ich habe dich gastfreundlich bewirtet. Ich habe viel für dich getan.

Und nun sage, welchen Dank hab' ich dafür? Hörst du, Aspasia? Welchen Dank hab' ich dafür?"

„Wer nach dem Dank in solcher Weise fragt," entgegnete Aspasia, „der will Bezahlung, keinen Dank. Auch du willst bezahlt sein, wie ich sehe, für das, was du für mich getan. Deine Wohltaten haben, wie es scheint, einen bestimmten Preis. Aber du hast versäumt, Hipponikos, diesen Preis deines Wohltuns vorher auszubedingen. Und nun ärgerst du dich gleich einem Hökerweibe auf dem Markte, daß dieser Preis dem Käufer zu hoch ist!"

„Verdrehe nicht die Dinge, Aspasia," sagte schmunzelnd Hipponikos, „du weißt, ich war der Käufer, und deine Gunst war es, die ich mit allem, was dir genehm, zu erkaufen bereit war —"

„So bin ich die Ware?" rief Aspasia. „Es sei! ich bin Ware, wenn du willst, und habe einen Preis —"

„Und diesen Preis —?" fragte Hipponikos.

„Wirst du mit allen deinen Reichtümern niemals bezahlen!" entgegnete rasch Aspasia.

Hipponikos machte eine Bewegung auf seinem Sitze.

„Keine Redensarten!" sagte er dann, und seine Züge gewannen den gutmütigen Ausdruck wieder. „Du bist nicht mehr zu haben! Das ist alles. — Ein anderer hat dich gekauft. Um welchen Preis — das ist seine Sache. Da es der große Perikles ist, so grolle ich weder ihm noch dir. Ich liebe den Perikles und gönne ihm alles Gute; er hat mir einmal einen großen Gefallen erzeigt, den ich ihm nie vergessen werde. Er hat mir eine lästige Ehefrau, die damals noch schöne, aber zänkische Telesippe, abgenommen. Mögen es die Götter ihm lohnen!"

Mit diesem Ausspruche, den er stets, wenn auf Perikles die Rede kam, von sich zu geben pflegte, erhob sich Hipponikos und ging.

Aspasias erster Gedanke, nachdem er sich entfernt hatte, war, daß es ihr nicht länger gezieme, die Gastfreundschaft des Hipponikos in Anspruch zu nehmen.

Sie rief ihre Sklavin, ließ ein paar Maultiere mit ihren Habseligkeiten beladen und dieselben zu einer ihr befreundeten Milesierin bringen, einer Matrone, welche seit Jahren in Athen lebte. Mit Aspasias Mutter war sie von Jugend auf vertraut gewesen und liebte nun selbst fast mütterlich ihre jugendlich blühende Landsmännin.

Nachdem Aspasia noch dem Hipponikos ihre Danksagung für die erzeigte Gastfreundschaft und ihren Entschluß, sein Haus zu verlassen, hatte melden lassen, warf sie sich in die gewohnte Verkleidung des Zitherspielers und machte sich in Begleitung eines Sklaven auf den Weg, um den Perikles in seinem Hause aufzusuchen.

Sie hatte bis auf diesen Tag einen solchen Schritt noch nicht gewagt, auch nicht in der Verkleidung. Heute aber spornte sie die Ungeduld, die Gelegenheit einer Unterredung mit dem Freunde unverweilt zu suchen und mit ihm zu beraten, was sie nach ihrer Entfernung aus dem Hause des Hipponikos nun weiter beginnen solle.

Kurze Zeit, nachdem Aspasia hinweggegangen, wurde dem Hipponikos von seinen Leuten gemeldet, es sei ein Sklave von Pyrilampes dagewesen und habe einen jungen Pfau gebracht, bestimmt für die Milesierin, welche in seinem Nebenhause wohne.

Hipponikos haßte nichts so sehr in der Welt, als die Pfaue des Pyrilampes, und wäre er der ersten flüchtigen Erregung seines Herzens gefolgt, so hätte er jenem Vogel sofort den Hals umdrehen lassen.

Aber er begnügte sich, mit gerunzelten Brauen zu sagen:

„Die Milesierin ist fort, und ich weiß nicht, wohin sie gezogen. Tragt den Pfau in das Haus des Perikles! Dieser ist's ohne Zweifel, der ihn gekauft hat."

Mittlerweile war Aspasia auf ihrem Wege zu Perikles auf der Agora angelangt.

Während sie mit einer gewissen Hast durch das Gedränge unbekannter Menschen sich wand, begegnete ihr plötzlich Alkamenes.

Der Bildner blieb vor ihr stehen, sah ihr mit seinen hellen Augen ins Gesicht und sagte, überlegen lächelnd: „Wohin, schöner Zitherspieler? Ohne Zweifel zu Perikles? — Mögen die neuen Freunde mit ihren Ansprüchen auf dich und deine Gunst glücklicher sein als die alten!“

„Wem gab ich je ein Recht auf mich?“ fragte Aspasia.

„Unter andern auch mir!“ erwiderte Alkamenes.

„Dir?“ sagte Aspasia. „Ich gab dir, was du bedurftest, was dem Bildner nötig war. Nicht mehr, noch weniger!“

„Ein Weib muß nichts oder alles geben!“ versetzte Alkamenes.

„Dann vergiß, daß ich etwas gegeben!“ rief Aspasia und verschwand im Gedränge.

Rasch waren diese wenigen Worte gewechselt worden. Alkamenes lächelte bitter und spöttisch. Aspasia setzte ihren Weg in Eile fort.

Im Hause des Perikles war an diesem Morgen Frau Telesippe mit einer frommen Verrichtung beschäftigt.

Sie hoffte Ersatz für das, was ihrer Vorstellung nach Perikles in der Führung des Haushaltes versäumte, von der Gunst des Zeus Ktesios, des Schützers und Mehrers der Habe, welcher von allen frommgesinnten Athenern mit häuslichem Dienst geehrt zu werden pflegte. Niemand verstand sich auf heilige Urväterbräuche so gut wie Frau Telesippe. Sie umwand ihre Stirn und ihre rechte Schulter mit wollenen Fäden, nahm dann ein noch ungebrauchtes, mit einem Deckel versehenes tönernes Gefäß, umwickelte den Henkel desselben mit weißer Wolle, tat in das Gefäß selbst ein Gemisch von allerlei Früchten, mit reinem Wasser und Öl, und stellte diese Spende zu Ehren des besagten Gottes in die Vorratskammer.

Sie war eben mit ihrem frommen Werke zu Ende, als sie bemerkte, daß der Türhüter einen Sklaven einließ, der einen großen fremden Vogel mit langem Schwanzgefieder, die Füße zusammengebunden, auf den Armen dahergetragen brachte.

Der Sklave sagte, dieser Vogel gehöre dem Perikles, setzte denselben ab und ging seines Weges.

Telesippe verwunderte sich und wußte nicht recht, was sie von der Sache halten sollte.

Hatte Perikles den Vogel auf dem Markte eingekauft und sollte derselbe für die Mahlzeit gerupft und gebraten werden?

Aber Perikles pflegte sich ja sonst sehr wenig um häusliche Dinge zu kümmern.

Sie beschloß die Rückkehr des abwesenden Gatten zu erwarten. Vorläufig ließ sie den Vogel in den kleinen Hühnerhof des Hauses bringen.

Jetzt huschte eine Frauengestalt, begleitet von einer Sklavin, zur äußeren Tür herein, und als Telesippe derselben entgegentrat, wickelte sich aus dem dichten Himation das wohlbekannte Haupt und Angesicht ihrer Freundin Elpinike los.

Die Mienen Elpinikes zeigten diesmal einen ungewöhnlichen Ernst. Ihr Wesen war erregt, ihre Bewegungen hastig, ihre Augen rollten unstet und ihre Lippen zitterten, wie vor Ungeduld, etwas zu sagen, sich auszuschütten, sich eines wichtigen Geheimnisses zu entlasten.

„Telesippe," sagte sie, „entferne alle Zeugen oder ziehe dich mit mir zurück in das innerste deiner Gemächer!"

Die Gattin des Perikles war es nicht ganz ungewohnt, ihre Freundin in solch aufgeregter Art bei ihr sich einführen zu sehen. Hatte diese doch vielen Verkehr und bildete gleichsam den Mittelpunkt, von welchem der Frauenklatsch Athens nach allen Richtungen auslief. Sie wußte viel und warf den Zunder aufregender Neuigkeiten in die Stille so mancher Frauengemächer. Als die beiden im innersten Gelasse des Hauses allein und ungestört waren, begann die Schwester Kimons mit einer Art von Feierlichkeit:

„Telesippe, was hältst du von der Treue deines Gemahls?"

Telesippe wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte.

„Was hältst du von der Neigung deines Mannes für unser Geschlecht im allgemeinen?" fuhr Elpinike fort.

„Ach," erwiderte jene, „der Kopf dieses Mannes steckt so gänzlich voll von Staatsgeschäften . . ."

„Daß er an die Weiber nicht mehr denkt, meinst du?" fiel die Schwester des Kimon ein und verzog den Mund zu einem mitleidig-spöttischen Lächeln. „Natürlich!" fuhr sie lauernd fort, „du vor allen mußt es wissen, als seine angetraute Ehefrau, als seine rechtmäßige Lagergenossin!"

„Freilich!" erwiderte harmlos das Weib des Perikles.

Elpinike ergriff ihre Hand, lächelte noch einmal mitleidig und sagte:

„Telesippe, ist deines Mannes Art und Wesen dir unbekannt? Denke doch ein wenig nach! Erinnere dich an die schöne Chrysilla — die Geliebte des tragischen Dichters Jon, welcher dein Gatte, wie alle Welt weiß, eine geraume Zeit hindurch den Hof machte —"

„Aber das ist nun wohl lange vorbei!" entgegnete Telesippe.

„Möglich!" sagte die Schwester des Kimon. „Aber ist in der letzten Zeit niemals ein Verdacht in dir aufgestiegen? Hat nichts in deines Mannes Betragen dich mehr als sonst befremdet? Nichts deine Seele mit Ahnungen böser Art erfüllt?"

Jene besann sich und schüttelte das Haupt.

„Arme Freundin!" rief Elpinike. „So trifft es dich denn unvorbereitet und du vernimmst alles auf einmal!"

„Sprich!" sagte die Gattin des Perikles.

„Ist der Name Aspasia noch nicht zu deinen Ohren gedrungen?" fragte Elpinike.

„Der Name ist mir fremd!" erwiderte jene.

„So höre!" sprach die Schwester des Kimon. „Aspasia ist der Name einer jungen Milesierin, welche, die Götter wissen durch welche Irrfahrten und Abenteuer, nach Megara verschlagen und von dort durch deinen ehemaligen Gatten Hipponikos nach Athen herübergebracht wurde. Ich denke, dir ist nicht unbekannt, von welcher Art und was sie wert sind, diese Milesierinnen, diese Jonierinnen überhaupt, diese

Weiber von der jenseitigen Küste? Es sind Bacchantinnen, welche sich über Griechenland verbreiten und mit brennenden Fackeln die Herzen der Männer in Brand stecken. Aspasia ist von allen diesen Bacchantinnen die gefährlichste, die durchtriebenste, die schlaueste, die verwegenste! . . . In die Schlingen dieses Weibes ist dein Gatte gefallen!"

„Was sagst du?" rief betroffen das Weib des Perikles. „Wo findet er sich mit dieser Fremden zusammen?"

„Im Hause des Hipponikos!" versetzte Elpinike. „Denn sie wohnt im Hause des Hipponikos. — Dort haben diese Hetären ihre Zusammenkünfte. Dort werden Orgien gefeiert, Orgien, Telesippe — schauerlich ist's, was man sich zuflüstert von den Orgien im Hause des Hipponikos! Und dein Gatte mitten darin! — Aber das ist noch nicht das schlimmste. Gib acht, er verschwendet seine Habe mit der milesischen Buhlerin! Er macht ihr Sklaven, Hausrat, Teppiche, Tauben, sprechende Stare, alles mögliche zum Geschenk! Seit gestern ist alles stadtbekannt! Bisher trieb man's so geheim als möglich. Es verbreitete sich so schnell wie ein Lauffeuer. Denn gestern hat Perikles seinem schamlosen Treiben die Krone aufgesetzt. Gestern hat er von Pyrilampes einen fremdländischen Vogel, einen Pfau, gekauft für die Milesierin Aspasia! Alle Welt spricht heute von diesem Pfau. Und diesen Morgen ist der Vogel von einem Sklaven des Pyrilampes in das Haus des Hipponikos getragen worden. Ich selbst habe auf dem Wege hierher mit Leuten gesprochen, welche jenen Sklaven den Pfau auf den Armen tragen sahen. Aber nun denke dir! Dieselben Leute erzählten mir, der Pfau sei im Hause des Hipponikos nicht angenommen worden; die Milesierin wohne nicht mehr bei Hipponikos! Merkst du, wie das zusammenhängt? Sie ist von Hipponikos weggezogen in ein anderes Haus. Und wer hat ihr dies andere Haus gekauft oder gemietet? Dein Gatte Perikles! — Was starrst du mir so nachdenklich ins Gesicht?"

„Ich denke nach", sagte Telesippe, „über den aus-

ländischen Vogel, von dem du mir erzählst. Wenige Augenblicke, bevor du kamst, ist ein fremder Vogel von einem Sklaven hierher ins Haus gebracht worden, mit dem Bedeuten, Perikles habe ihn gekauft."

„Wo ist der Vogel?" rief Elpinike. Telesippe führte ihre Freundin in den Hühnerhof, wo der junge Pfau kläglich zappelnd auf dem Boden lag, denn man hatte ihm noch gar nicht die Bande von den Füßen genommen.

„Es ist der Pfau!" sagte Elpinike; „geradeso habe ich die Pfaue des Pyrilampes beschreiben hören. Die Sache ist klar. Der Pfau ist im Hause des Hipponikos nicht angenommen worden; der Sklave wollte oder konnte die Milesierin selbst nicht weiter suchen und brachte den Vogel kurzweg hierher zu dem Käufer. Das ist Götterfügung, Telesippe! Bringe doch der Hera ein Opfer, der Schützerin und Rächerin heiliger Bande!"

„Unseliger Vogel!" rief Telesippe und warf einen Blick des Zornes auf das Tier, „du sollst nicht umsonst in meine Hände gefallen sein!"

„Schlachte ihn!" rief die Schwester des Kimon; „schlachte ihn und schmore ihn am Feuer und bereite deinem treulosen Gatten ein Thyestesmahl damit!"

„Das will ich!" erwiderte Telesippe, „und Perikles darf mir nicht einmal einen Vorwurf machen. Um einen Vogel wie diesen frei umhergehen zu lassen, hat unser Hühnerhof zu geringen Umfang. Wenn er ihn also kaufte, so konnte ich nur voraussetzen, daß derselbe gerupft und geschmort und gegessen werden solle. Perikles muß schweigen. Er kann gegen diese Entschuldigung nichts einwenden. Er soll schweigen und heimlich bersten vor Ärger, wenn ich ihm den Vogel gebraten vorsetze. Und erst wenn er die verwünschte Speise grollend hinabwürgt, will ich meinen Mund öffnen, um das Bild seiner offenbar gewordenen Schändlichkeit ihm rückhaltlos vor Augen zu stellen!"

„Du tust wohl!" sagte Elpinike und rieb sich lächelnd die Hände.

„Siehst du nun," fuhr sie fort, „von welcher Art die Staatsgeschäfte sind, die deinen Gemahl seiner rechtmäßigen ehelichen Lagergenossin entfremden?"

„Seine Freunde sind es, die ihn verderbt haben!" sagte Telesippe. „Sein Herz ist allenthalben leicht zu entflammen, immer offen ist es für jeglichen Eindruck. Der Umgang mit Götterleugnern hat ihn unfromm gemacht. Ja, er ist unfromm geworden, er betreibt den häuslichen Dienst der Götter mit lauem Gemüte und tut oder duldet manches dieser Art im Hause nur um meinetwillen. Du erinnerst dich, wie er kürzlich einige Tage am Fieber krank lag. Du rietest mir, ein Amulett um seinen Hals zu hängen, einen Ring mit eingeritzten magischen Zeichen oder ein mit wirksamen Sprüchen beschriebenes Pergament, in Leder genäht. Ich verschaffte mir ein solches Amulett und hing es dem Kranken um den Hals. Er lag in halbem Schlummer und achtete nicht darauf. Bald danach kam einer seiner Freunde, um ihn zu besuchen. Als dieser das Amulett auf der Brust des Perikles erblickte, nahm er es weg und warf es beiseite. Perikles erwachte aus seinem Halbschlummer; da sagte der Freund zu ihm, wie mir ein Sklave erzählt, der eben im Gemache war: „Die Weiber haben dir ein Amulett um den Hals gehängt: ich bin ein aufgeklärter Mann und habe das Ding hinweggenommen!" — „Es ist gut," erwiderte Perikles, „aber ich würde dich für noch aufgeklärter gehalten haben, wenn du es hättest hängen lassen."

„Das war gewiß einer von den neumodischen Bildnern", sagte Elpinike. „Ich habe den Perikles nie geliebt — wie hätte ich den Nebenbuhler meines herrlichen und unvergleichlichen Bruders lieben können? Aber er ist mir sogar verhaßt geworden, seit er sich ganz und gar zum Spiel- und Werkzeug in den Händen des Pheidias, des Iktinos, des Kallikrates und all jener Leute gemacht hat, welche jetzt mit ihrem ehrsüchtigen Treiben soviel Lärm machen und welche jedes echte Verdienst in den Hintergrund drängen. Weißt du, daß, während alle diese mit Meißel und Kelle

sich auf der Akropolis wichtig machen, der edle Polygnotos, der treffliche Meister, welchen mein Bruder Kimon so hoch schätzte, müßig gehen muß?"

Elpinike ergoß sich noch einige Zeit in Klagen solcher Art, erhob sich aber doch zuletzt, um zu gehen. Telesippe begleitete sie bis ins Peristyl. Dort unterredeten die beiden, nach Art der Frauen, welche beim Abschiede schwer das letzte Wort finden, noch eine Weile zwischen Tür und Angel sich lebhaft über die große Angelegenheit des Tages.

Da wurde plötzlich die äußere Pforte geöffnet und ein Jüngling trat ins Haus.

Der Jüngling war von auffallender Schönheit.

Die beiden Frauen hätten beim Anblick eines fremden männlichen Ankömmlings, der strengen athenischen Sitte gemäß, sich zurückziehen sollen. Aber sie waren wie festgebannt.

Und war es denn ein Mann, war es nicht ein bartloser Jüngling, was sie erblickten?

Auch hatte, bevor Telesippe sich recht besinnen konnte, dieser schon ebenso bescheiden als anmutig sich an sie mit der Frage gewendet, ob Perikles im Hause und geneigt sei, den Besuch eines Fremden zu empfangen.

„Mein Gemahl ist ausgegangen!" erwiderte Telesippe.

„Ich freue mich, seine Gemahlin, die Herrin des Hauses, begrüßen zu dürfen!" sagte der Jüngling. „Ich bin", fuhr er fort, die rauhklingenden Namen wie mit Absicht schärfer betonend, „Pasikompsos, der Sohn des Exekestides aus —", er durfte nicht sagen aus Milet, denn ein Blick auf die beiden Frauen, in deren Hände er gefallen war, hatte ihn belehrt, daß er mit der Nennung des fröhlichen Milet hier keinen besonders günstigen Eindruck machen würde. Den geringsten Verdacht erregte er jedenfalls, wenn er aus dem sittenstrengen Sparta kam.

„Ich bin", sagte er also, „Pasikompsos, der Sohn des Exekestides aus Sparta. Meines Vaters Exekestides Vater, Astrampsychos, war mit dem Vater des Vaters des Perikles verbunden durch Bande der Gastfreundschaft!"

Als Elpinike, die Lakonerfreundin, hörte, der Jüngling komme aus Sparta, war sie entzückt.

„Willkommen, Fremdling!“ sagte sie, „wenn du aus dem Lande der guten alten Sitte kommst! Aber welcher Mutter Sohn bist du, daß du, ein Sproß des rauhen Sparta, so reichumlockt und so schlanken, geschmeidigen Wesens erscheinst?“

„Ich schlug aus der Art!“ erwiderte der Jüngling. „Man hat mich daheim in Sparta immer für ein Weib gehalten. Und doch habe ich vor keinem gezittert, der sich mit mir messen wollte. Ich habe manchen vor mir im Staube gesehen. Aber das half nichts. Sie nahmen mich doch immer für ein Weib. Das bekam ich satt, und um den Spöttern auszuweichen, beschloß ich, in die Fremde zu gehen und nicht früher ins rauhe Sparta zurückzukehren, als bis mir ein Bart um das Kinn und die Lippen gesproßt sein würde. Einstweilen denke ich mich hier zu Athen den schönen Künsten, welche da blühen, zu widmen.“

„Ich werde dich dem edlen Meister Polygnotos empfehlen,“ sagte Elpinike, „ich hoffe, du bist ein Maler, nicht einer von den hierzulande schon so zahlreichen und übermütigen Steinklopfern!“

„Allerdings habe ich Steine zu klopfen nicht gelernt,“ versetzte der Jüngling, „aber von Farbenauftrag glaube ich etwas zu verstehen, so gut als irgendeiner meines Geschlechts, obgleich ich solche Kunstausübung vorderhand nicht nötig habe, denn ich zehre, den Göttern sei Dank, von den eigenen Mitteln —“

„Wie gefällt dir Athen?“ fuhr Elpinike zu fragen fort, „und wie gefallen dir seine Bewohner?“

„Sie würden mir wohlgefallen,“ sagte der Jüngling, „wenn sie alle so ehrwürdig und so liebenswürdig zugleich wären wie die, welche die Götter so bald nach meiner Ankunft mich in diesem Hause begegnen ließen —“

„Jüngling!“ rief Elpinike begeistert, „du machst deiner Heimat Ehre! Ach, wenn unsere athenische Jugend doch

auch so artig und so bescheiden wäre! O glückliches Sparta! Glückliche spartanische Mütter und Frauen und Jungfrauen!"

„Ist es wahr," nahm Telesippe das Wort, „daß die spartanischen Frauen die schönsten in ganz Hellas sind? Ich habe das oft versichern hören."

Der Jüngling schien nicht angenehm berührt von dieser Frage. Seine Nasenflügel gerieten in leise Bewegung, und seine Lippen zuckten ein wenig, als er geringschätzend sagte: „Wenn derbe Gestalt eins ist mit weiblicher Schönheit, dann sind die spartanischen Frauen die schönsten!" — „Wenn aber Feinheit und Adel der Formen entscheidet," fügte der lockige Fremdling nach einer kleinen Pause mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt hinzu, und ließ dabei seinen Blick über Gestalt und Antlitz Elpinikes gleiten, „so ist es billig, den Preis der Schönheit den Athenerinnen zuzuerkennen!"

„Spartanischer Jüngling," sagte Elpinike, „du sprichst, wie der Meister Polygnotos sprach, als er mit meinem Bruder Kimon von Thasos nach Athen herüberkam und mich bat, für die schönste der Töchter des Priamos auf dem Bilde, mit welchem er die bunte Halle schmückte, meine Züge entlehnen zu dürfen. Ich saß ihm fünfzehn Tage lang in der bunten Halle und er malte mich Zug für Zug."

„Du bist Elpinike, die Schwester des Kimon?" rief der Jüngling mit lebhafter Gebärde des Erstaunens. „Sei mir gegrüßt! Von dir und deinem Bruder Kimon, dem Lakonerfreund, sprach mir mein Großvater Astrampsychos zu Sparta, wenn er mich als Knabe auf den Knien schaukelte! Und genau wie er dich mir schilderte, so stehst du vor mir! Und nun erinnere ich mich auch an die schönste von Priamos Töchtern auf dem Bilde des Polygnotos. Ich sah sie gestern, als ich durch die bunte Halle ging, und ich weiß nicht, soll ich mehr dem Bilde des Polygnotos Glück wünschen, daß es dir so ähnlich ausgefallen, oder dir, daß du jenem Bilde so ähnlich bist!"

Die Schwester des Kimon stand da, Hoheit in den Mienen.

Aber eine Träne drang ihr ins Auge, und sie mußte dieselbe hinwegwischen. Ihr Herz war berauscht. Wie dieser junge Sparter zu ihr sprach, so hatte seit dreißig Jahren kein heimischer Jüngling mehr zu ihr gesprochen. Sie hätte ganz Sparta, sie hätte alle Sparter umarmen mögen, und sie durfte nicht einmal diesen einen, der vor ihr stand, dem Drange ihres Busens folgend, umarmen! Aber sie lohnte ihn mit einem zärtlichen Blicke.

„Amykle,“ sagte jetzt die Gattin des Perikles, sich zu einem Weibe wendend, das, mit irgendeiner häuslichen Verrichtung beschäftigt, im Peristyl erschien, „hier magst du einen Landsmann begrüßen: der Jüngling kommt aus Sparta!“ — Und zu dem Jüngling wandte sie sich mit den Worten: „Dies Weib war die Amme des kleinen Alkibiades, welchen mein Gemahl, als den ihm blutsverwandten verwaisten Sproß des Kleinias, ins Haus genommen. Die gesunden und kräftigen Lakonerinnen sind ja als Ammen überall gesucht. Wir haben Amykle liebgewonnen, und gegenwärtig dient sie uns als Schaffnerin im Hause.“

Der Jüngling erwiderte die kurze Begrüßung, welche das derbe, rotwangige, vollbusige Lakonerweib in ihrer breiten, heimischen Mundart an ihn richtete, mit einem spöttischen Lächeln, und die Amme ihrerseits musterte mit Blicken, in welchen sich einiger Zweifel spiegelte, die feinen und dabei weichlichen, fast üppigen Glieder des angeblichen Stammesverwandten.

„Zu solchen derben, wuchtigen Formen“, sagte Telesippe, der sich entfernenden Schaffnerin nachblickend, „wachsen diese Lakonerfrauen heran.“

„Hätten sie nicht den großen Ammenbusen,“ sagte der Jüngling, „so würde man sie für Lastträger halten. Nun mögt ihr, insoweit von den Ammen auf die Jungfrauen zurückzuschließen erlaubt ist, euch die Spartanermädchen vorstellen, welche laufen, ringen, springen, sich im Diskos- und Speerwurf üben und mit den Jünglingen sich in Wettkämpfe einlassen. Sie sind derb und keck und tragen das

Röckchen kurz, kaum bis ans Knie und obendrein noch an der Seite aufgeschlitzt —"

Unbemerkt von den Frauen, hatte inzwischen der Knabe Alkibiades sich ins Peristyl geschlichen, hatte den fremden schönen Jüngling betrachtet und die letzten Worte desselben mit angehört.

„Wie aber werden die spartanischen Knaben erzogen?" fragte er, plötzlich hinter einer Säule hervortretend und mit seinem tiefdunklen, prächtigen Augenpaare dem Fremden gerade ins Gesicht blickend.

Dieser war überrascht durch die plötzliche Erscheinung des anmutvollen Knaben.

„Das eben ist der kleine Alkibiades, der Sohn des Kleinias!" sagte Telesippe.

„Alkibiades," fuhr sie fort, zu dem Knaben selbst gewendet, „mache deinen Erziehern nicht Unehre durch Unbescheidenheit! Ein Sparterjüngling ist's, vor dem du stehst!"

Der Fremde neigte sich zu dem Knaben herab, um ihn auf die Stirne zu küssen.

„Unbeschuht", sagte er hierauf zu ihm, „gehen in Sparta die Knaben, schlafen auf Stroh, Schilf oder Rohr, dürfen sich niemals völlig satt essen, werden jährlich einmal am Altare der Artemis, zur Abhärtung gegen Schmerzen, bis aufs Blut gegeißelt, erhalten Unterricht in jeder Art von Turnübung, im Gebrauche der Waffen, in Waffentänzen und in der Kunst zu stehlen, ohne sich ertappen zu lassen; dagegen brauchen sie die Buchstaben nicht zu lernen, und es ist ihnen ausdrücklich verboten, sich öfter als ein- oder zweimal im Jahre zu baden oder zu salben —"

„Pfui!" rief der kleine Alkibiades.

„Im übrigen", fuhr der Fremde fort, „sind sie immer in Rotten zusammengeordnet und die jüngeren haben ältere zu Freunden, von welchen sie allerlei Tüchtiges zu lernen suchen, um deren Beifall sie buhlen, und welchen sie mit Leib und Seele überall ergeben sind."

„Wenn ich ein Sparterknabe sein und einen solchen

Freund wählen müßte," sagte der Kleine mit funkelnden Augen, „so würde ich dich wählen!"

Der Jüngling lachte und beugte sich noch einmal zu dem Knaben hinab, um ihn zu küssen.

In diesem Augenblick zeigte sich in den Zügen Elpinikes, welche bisher ruhig neben dem Jüngling, in seiner unmittelbaren Nähe, gestanden, urplötzlich eine Aufregung sondergleichen.

Es war, als ob ein Schauer ihre Glieder durchzuckte.

Hastig zog sie Telesippe beiseite und flüsterte ihr leise zu:

„Telesippe, dieser Jüngling —"

„Nun?" fragte jene ebenso leise.

„O Zeus und Apollon!" seufzte die Schwester des Kimon mit unterdrückter Stimme.

„Was ist's?" fragte Telesippe gespannt.

Wieder näherte sich Elpinike dem Ohr der Freundin.

„Telesippe," flüsterte sie, „ich sah vorhin —"

„Was sahst du?" fragte das Weib des Perikles ängstlich.

„Als der Fremde sich mit halbem Leib zu dem Knaben hinunterneigte und der Rand des Chitons an seiner Brust sich ein wenig lüftete, da sah ich —" Neuerdings erstickte die Aufregung den Laut in der Kehle der Schwester des Kimon.

„Was sahst du?" fragte nochmals Telesippe.

„Ein Weib!" stieß Elpinike heraus.

„Ein Weib?"

„Ein Weib! — Es ist die Milesierin. Schicke den Knaben hinweg und überlaß mir das übrige!"

Telesippe befahl dem Knaben, zu seinen Gespielen zurückzukehren. Er wollte nicht; er wünschte bei seinem „Freunde" zu bleiben. Telesippe mußte Amykle rufen, den Widerspenstigen hinwegzuführen.

Nachdem dies geschehen, warf Elpinike ihrer Freundin einen bedeutungsvollen Blick zu, richtete sich sodann stolz und streng empor, trat auf den Fremden zu und sah ihm eine Zeitlang mit durchdringendem Auge ins Gesicht.

Der Fremde suchte anfangs den Blick der Schwester des Kimon auszuhalten.

Aber ihr Blick schien den seinigen zu packen und festzuhalten, wie der Häscher den ertappten Verbrecher. Unwillkürlich machte der Blick des Schuldbewußten einen leisen Versuch, sich dem Banne des Häscherblicks zu entziehen — und jetzt erst, nachdem sie aus diesem Zweikampf der Augen als Siegerin hervorgegangen, brach Elpinike das gewitterschwüle Schweigen und begann in schneidigem Tone:

„Spartanischer Jüngling! Issest du gerne gebratene Pfaue? Perikles wird heute einen solchen auf seiner Tafel haben. Möchtest du nicht sein Gast sein?"

Jetzt nahm Telesippe das Wort, und der Ausdruck ihres Angesichts überbot beinahe noch den vernichtenden Hohn Elpinikes: „Ein Pfau von Pyrilampes ist's! Ein Pfau, den gestern Perikles gekauft. Er wollte ihn einer ionischen Buhlerin zum Geschenk machen, aber nun zieht er vor, ihn gebraten zu essen!"

„Bürschchen," rief Elpinike von der andern Seite, „ist es wahr, daß deine Altersgenossen am Eurotas behauptet haben, du seiest ein Weib? Denke! Auch hier zu Athen gibt es Leute, welche behaupten, daß du kein Mann bist, sondern — eine Hetäre von Milet!"

„Elende!" rief nun wieder Telesippe mit rückhaltlosem Zorn; „genügte dir's nicht, daß du die Männer außerhalb des Hauses buhlerisch betörst? Mußt du dich einschleichen sogar ins Heiligtum des häuslichen Herdes? Scheust du nicht die Götterbilder dieses Hauses, welche mit Blicken des Unmuts auf die Störerin und Entweiherin der geheiligten Familienstätte herunterblicken? — Stelle dich gesalbt und geschmückt vor deines eigenen Hauses Tür und ziehe die Vorübergehenden am Gewande hinein! — Wie? Du wagst es noch immer, mir ins Angesicht zu blicken? Du gehst noch nicht?"

„Rufe Amykle herbei," sagte die Schwester des Kimon zur empört aufwallenden Freundin, „damit sie mit ihren

echten Lakonerfäusten diesen unechten ‚Landsmann', diese üppige Zierpuppe zur Türe hinausstoße!"

„Vorher," rief Telesippe, welche, nachdem ihr schwer bewegliches Wesen einmal erregt war, nun immer heftiger aufbrauste, „vorher will ich ihr noch das Auge mit diesen Fingern aus dem Gesichte kratzen —, ihr das erborgte Truggewand von den Gliedern reißen!"

In dieser Weise tobten die beiden Frauen, jene zur Linken, diese zur Rechten der verkleideten und entlarvten Milesierin gestellt, schrankenlos sich ereifernd auf sie ein.

Diese selbst ließ die erste und heftigste Flut der Beschimpfung über sich ergehen, bis die Zornentfesselten, wie verblüfft über die ruhige Fassung der Geschmähten, beide zugleich einen Augenblick verstummten.

Dann aber begann sie.

„Habt ihr nun eure schärfsten, eure giftgetränktesten Pfeile versendet? Ich habe diesen Hagel eurer Zorngeschosse ruhig über mein Haupt ergehen lassen, denn ich begab mich nun einmal in die Gefahr, ich wagte mich in den Bereich dieser zornigen Hausgötter, und ich habe, obgleich ihr mein Kleid Lügen straft, doch soviel Männliches in mir, um mich in das, was begreiflich und unausbleiblich ist, zu finden. Aber auch du, o Herrin des Hauses, Telesippe, und du, ehrwürdige Elpinike, werdet es begreifen und ertragen, daß ich auf so viele Anreden einiges, wenn auch in einem Tone, der mit dem eurigen nichts gemein haben will, erwidere. — Was ist es denn, Herrin Telesippe, angetraute Gemahlin des großen Perikles, um dessentwillen du mich in so harten Worten schmähst und beschuldigst? Sage, was hab' ich dir geraubt? Deinen Herd? Deine Kinder? Deinen guten Ruf? Deinen Tugendstolz? Deine Habe? Dein Geschmeide? Deine Salben- und Schminktöpfe? Nichts von alldem! Nur ein Kleines kann ich dir entrissen zu haben scheinen: Das, was dir das letzte war von allem, was du selber preisgegeben, was du im Grunde nie wahrhaft besessen, was du zu erwerben und zu erhalten niemals ernstlich

bedacht gewesen: die Liebe deines Gatten! Und wenn es in der Tat sich so verhielte, wenn dein Gatte mich liebte, dich aber nicht, wäre es meine Schuld? Nein! Es wäre die deine! Bin ich nach Athen gekommen, um die Athener zu zwingen, ihre Frauen zu lieben? Besser geziemt es und leichter fällt es mir, die athenischen Frauen zu lehren, wie sie es anfangen sollen, um von ihren Männern geliebt zu werden. Ihr athenischen Hausfrauen, kindergebärende Sklavinnen, verkümmernd in der Verborgenheit eurer Frauengemächer, ihr versteht sie nicht, diese Kunst, des Mannes Herz zu unterjochen, und ihr zürnt uns Ionierinnen, weil wir sie verstehen? Ist es ein Verbrechen, sie zu verstehen? Nein! Es ist ein Verbrechen, sie nicht zu verstehen! Was heißt geliebt werden? Es heißt gefallen! Willst du geliebt werden, so gefalle! Da hilft nicht Band, nicht Eidschwur, nicht Berufung auf göttliches oder menschliches Gesetz; da gilt nur der Wahrspruch: Wisse zu gefallen! — Und wann gefällt das Weib? Vor allem, wenn es will! Und womit muß es zu gefallen suchen? Mit allem, was gefällt. Nicht lange wird es fesseln, wenn es bloß die Sinne besticht, nicht lange, wenn es bloß die Einbildungskraft bezaubert, oder den Geist anspricht, oder das Herz rührt — es muß das alles in sich zu vereinigen wissen, es muß, um es mit einem Worte zu sagen, liebenswürdig sein! — Aber um den Sieg der Liebenswürdigkeit zu vollenden und fremde Leidenschaft desto sicherer zu erwecken, wird es die eigene sorgfältiger zu verbergen als zu verraten suchen. Ernüchternd wirkt des Weibes zuvorkommende Glut auf den Entflammten, anwidernd auf den Erkalteten. Sie beginnt damit, den Mann stolz zu machen, und endet damit, ihn zu langweilen. Des Mannes Langeweile aber ist des Eheglücks, der Frauenherrschaft sicheres Grab. Kosen oder grollen, girren oder fluchen mag der Mann, gleichviel; nur gähnen, gähnen darf er nicht! — Du, o Telesippe, tatest zu wenig und zu viel: zu wenig, denn du botest dem Gatten nur deinen Leib und deine Treue; zu viel, denn du brachtest

ihm das, was du botest, dar wie den Trank im Becher! Das Weib soll aber nicht Trank im Becher sein, noch Gerät im Hause, noch Sklavin, selbst nicht ‚Ehefrau‘, wie man es nennt, denn Hymen ist des Eros räuberischer Feind. Täglich neu muß es um sich werben lassen, und die wunderliche Kunst muß es verstehen, abends als Braut sein Lager zu besteigen und des Morgens als Mädchen wieder aufzustehen! — Das sind die Regeln jener Kunst; befolge sie, wenn du willst und wenn du kannst. Wo nicht, so verzichte auf das, was durch diese Kunst gewonnen wird und gönne neidlos andern, die Früchte derselben zu ernten!“

So sprach Aspasia.

Hochmütig aber blickte das Weib des Perikles auf sie herab und verzog die Winkel des Mundes zu einem verachtenden Lächeln.

„Behalte sie für dich, die Weisheit deiner Buhlerkünste,“ sagte sie, „du magst ihrer bedürfen. Unterlaß es, mich belehren zu wollen, wie man eines Mannes Wohlgefallen und Hochschätzung gewinnt, mich, die der Archon Basileus zur Gattin haben wollte! Was glaubst du denn zu erreichen mit all deinen Künsten, du, die Fremde, die Buhlerin? Du kannst mir den Gatten verlocken zu heimlicher Buhlschaft, aber fremd bleibst du seinem Hause, seinem Herd; und selbst, wenn er mich verstieße, du kannst sein vollberechtigtes Weib nicht werden, du kannst ihm keinen rechtmäßigen Erben gebären, denn du bist eine Hergelaufene, du bist keine Athenerin! Ob mein Gemahl nach mir mit Liebesseufzern girrt oder nicht, gleichviel: ich stehe waltend hier am Herd seines Hauses; ich bin des Hauses Herrin, du aber bist ein Eindringling. Ich sage dir: Geh! und du mußt gehorchen!“

„Ich gehorche und gehe!“ erwiderte Aspasia. — „Wir haben ehrlich geteilt!“ fügte sie scharfbetonend hinzu. „Dir sein Haus und Herd, mir sein Herz! — Behaupte nun jede das Ihrige! — Lebe wohl, Telesippe!“

Mit diesen Worten entfernte sich Aspasia.

Telesippe war mit Elpinike wieder allein. Diese billigte

den Stolz ihrer Freundin, lobte die Antwort, welche sie der Fremden gegeben.

Nach erneutem langem Zwiegespräch entfernte auch sie sich; das Weib des Perikles ging an die Besorgung häuslicher Angelegenheiten.

Der kleine Alkibiades sprach den Tag über viel von seinem „spartanischen Freunde“, zum Ärger der ehrlichen Amykle, welche den Kopf schüttelte und sagte:

„Jenes Bürschchen ist niemals durch den Eurotas geschwommen!“

Telesippe verbot beiden, des Fremden in Gegenwart des Perikles zu gedenken.

Der Tag verstrich, die Stunde des Mahls war herangekommen.

Perikles war heimgekehrt und ging mit den Seinen zu Tische.

Er aß von den Speisen, welche aufgetragen wurden, beantwortete die Fragen des kleinen Alkibiades und der beiden andern Knaben und richtete auch zuweilen ein Wort an Telesippe, welche jedoch in ein halb finsteres, halb höhnisches Stillschweigen versunken blieb.

Perikles sah die Menschen um sich gern heiter. Das herbe, schweigsame Wesen seiner Gattin machte ihn unruhig.

Nun wurde noch ein Gericht aufgetragen. Es war der gebratene Pfau.

Perikles warf einen sonderbaren Blick auf den Vogel.

„Was ist das?“ fragte er.

„Das ist der Pfau,“ erwiderte Telesippe, „der auf dein Geheiß diesen Morgen ins Haus gebracht wurde.“

Perikles verstummte. Nach einer Pause, während welcher er sich den Zusammenhang der Dinge klarzumachen suchte, fragte er in einem Tone, der aus der Brust des heldenhaften Mannes etwas gepreßt klang:

„Wer sagte dir, daß ich den Vogel gebraten haben wolle?“

„Was sonst?“ erwiderte Telesippe. „Um ein so großes

Tier zu füttern und frei umhergehen zu lassen, ist unser Geflügelhof nicht groß genug. Ich konnte also nur denken, daß du den Vogel auf dem Markt eingekauft, damit er für das heutige Mahl bereitet werde. Warum auch nicht? Er ist schmackhaft und trefflich gebraten. Versuche nur ein Stück!"

Damit legte sie ein schön gebräuntes Stück auf den Teller des Gatten.

Perikles, den sie den Olympier nannten, Perikles, der siegreiche Feldherr, der gewaltige Redner, der Lenker der Geschicke Athens, der mit würdevollem Gleichmut auf die wildbewegte Masse der Athener wie auf die Heerhaufen anrückender Feinde im Schlachtgefild zu schauen pflegte — er schlug die Augen nieder vor dem Stückchen Pfau, das ihm seine angetraute Gemahlin Telesippe auf den Teller legte.

Aber er faßte sich bald. Er erhob sich mit der Entschuldigung, daß er sich gesättigt fühle und wollte sich in seine Gemächer zurückziehen.

In diesem Augenblick tat der kleine Alkibiades die Frage:

„Haben die Schwäne in Eurotas ebenfalls ein so prächtiges Gefieder wie dieser Pfau?"

Und ohne die zögernde Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Amykle ist eine alte Törin, wenn sie behauptet, daß mein spartanischer Freund niemals durch den Eurotas geschwommen!"

Bei dieser Erwähnung eines spartanischen Freundes sah Perikles erst den Knaben und dann Telesippe fragend an.

„Von welchem spartanischen Freunde sprichst du?" fragte er zuletzt.

Weder der Knabe, noch Telesippe gab ihm Bescheid.

Perikles verließ den Speisesaal. Telesippe folgte ihm.

An der Schwelle der inneren Gemächer sagte sie leise, aber in scharfem Tone zu dem Gatten:

„Verbiete den milesischen Buhlerinnen, dich hier in deiner Behausung aufzusuchen, damit sie nicht auch schon die Knaben

verführen. Gib ihnen dein Herz, diesen Buhlerinnen, o Perikles, wenn du willst; aber dein Haus, deinen Herd sollen sie nicht entweihen. Folge du jenen, wohin du willst; hier aber, in diesem Hause, an diesem Herde, behaupte ich mein Recht. Hier bin ich Herrin, ich allein!"

Seltsam ward Perikles berührt von dem Ton dieser Worte. Das war nicht eines gekränkten Weiberherzens Laut, es war der verletzte kalte Stolz der Herrin des Hauses.

Kühl erwiderte er den kühlen Blick der Sprecherin und sagte ruhig:

„Es sei wie du sagst, Telesippe!"

Denselben Tag kam noch ein fremder Sklave zu Perikles mit schriftlicher Botschaft.

Perikles öffnete sie und las folgende Zeilen von der Hand Aspasias: „Ich habe das Haus des Hipponikos verlassen. Viel habe ich dir zu berichten. Besuche mich, wenn du kannst, im Hause der Milesierin Agariste."

Perikles antwortete wie folgt:

„Komm morgen in das Landhaus des Dichters Sophokles am Kephissosufer. Du wirst mich dort finden. Komm verkleidet oder laß dich ohne Verkleidung in einer Sänfte dahin tragen."

---

6. Am Kephissosufer.

Wenn man in mitternächtiger Richtung die alte Stadt Athen verließ, etwas zur Linken gewandt den äußeren Kerameikos durchschritt, über die Gärten und Platanengänge der „Akademie" hinaus seinen Weg fortsetzte, dann noch eine Strecke mitternachtwärts im Freien auf besonnter Straße zurücklegte, so erreichte man das anmutige, hold umschattete Kephissostal.

Man hatte beim Eintritt in dieses Tal sofort einen

flüsternden, üppig grünenden Olivenwald zur Linken. Er erstreckte wie ein grüner Wall sich weithin immer zur Seite des Weges. Baumhoch sproßte dazwischen der Keuschlammstrauch, dessen blaue Blüte gegen das sanfte Grün der schmalen Blätter angenehm abstach. Efeuranken hingen von den Ästen überall herab: auch Taxusbäume wuchsen den Abhang empor und bedeckten ihn dergestalt, daß man nichts als Grünes sah.

Zur andern Seite des Wegs aber, zur Rechten, kamen die kristallklaren Murmelwellen des Kephissos aus dem Innern des Tales über blitzend weiße Kiesel dem Wanderer entgegengerieselt, hier und da in den Rosenlorbeer- und Keuschlammbüschen sich bergend.

Jenseits des Kephissos sah man aus einiger Entfernung den nicht minder lieblich umlaubten, sagenreichen Hügel Kolonos herüberwinken.

Ging man, nachdem man das Tal betreten, eine kurze Strecke zwischen dem Olivenhain und dem fließenden Gewässer hin, so sah man am jenseitigen Ufer des Kephissos auf wiesigem, sanft ansteigendem Boden einen anmutigen Weiler im Schein der Sonne glänzen, umgrünt von einzelnen uralten, hochgewipfelten Zypressen, Platanen und Pinien und von einem Garten, der fast bis an den Kephissos herüberreichte. Aber nicht bloß von dieser Seite erstreckte sich jenes Gartengelände bis ans Ufer des Flüßchens, sondern dieses, seinen Weg aus dem Innern des Tals gegen den Eingang desselben fortsetzend, machte eine Krümmung nach der rechten Seite hin und bespülte sonach auch dort die Gründe, in welche der Frucht- und Blumengarten, der das Landhaus umgab, nach jener Seite hin auslief. Nur daß dort der Boden des Gartens einigermaßen sich abdachte und der Bach in seiner Vertiefung zwischen höherem, von den Strahlen der Sonne durchblitztem und von Nachtigallen durchtöntem Gebüsch um so traulicher plätschernd dahinfloß.

In der Mitte des weiten Raumes zwischen diesem sich abdachenden Kephissosufer und dem Wohnhause stand ein

von Rosen umbüschtes Gartenhäuschen. An den Ecken des Gartens trat Lorbeer-, Myrten- und Rosengebüsch zu dichten, traulich-verschwiegenen Lauben zusammen. Auch die Scharlachblüte des Granatbaums fehlte nicht. Doppelreihen von Oliven, Feigen- und andern Fruchtbäumen umsäumten, von einer dieser Lauben zur andern führend, den Garten.

Wo der Boden gegen den Kolonoshügel sanft anstieg, da bräunten sich an sonnigen Hängen die Trauben. Das ländliche Wohnhaus selbst umschlangen Rebengewinde, ja selbst an den Bäumen wanden sie in üppiger Fülle sprossend sich empor. Mit ihnen wetteiferte wuchernd der Efeu, dessen große schwarze Dolden von Wänden und Baumstämmen, nicht minder Trauben ähnlich, herunterhingen und dessen üppiges Geblätter, sich fortschlängelnd, selbst das Gefild der tauigen Wiese besäumte.

Zwischen den blühenden Hecken und freien Rasenplätzen waren kleine Beete von Blumen angelegt. Wenig hatte von den schöntraubigen Narzissen, vom goldenen Schmelz des Krokos, von den Lilien, Irisblumen und Veilchen die vorgerückte Jahreszeit und die kranzwindende Lust des Atheners übriggelassen, aber unzählig flammten die Rosen überall, von Violen umsäumt, in purpurn lachenden Fluren auf dem Boden sich hinverbreitend oder auf hohen Sträuchern prunkend, niemals angeweht von rauhen Winden und allmorgendlich erfrischt vom reinsten Taue des Himmels.

Leicht erscheint es, so der Dinge, die hier zu schauen waren, Namen und äußere Gestalt mit Worten anzugeben; unmöglich aber ist es, den heiteren und glücklichen Frieden zu schildern, welcher über diesen üppig grünen, waldumsäumten, von den Wässern des Kephissos betauten, von Nachtigallen durchschwärmten Talgrunde verbreitet lag. Man war der lauten Stadt so nahe und fühlte sich ihr doch weltenweit entrückt. Es war, als müsse der ländliche Gott Pan hier aus schattendunkler Waldstille treten, eine Najade dort unter hellaubigem Schattendach aus dem Bade der

Kephissoswellen steigen. Weiter innen in der lauschigen Tiefe des Hains tummelten sich gewiß bocksfüßige Satyrn, und man konnte das Gekicher vollbusiger, reigenschlingender, oder auf grünem Laub zur Ruhe hingelagerter Hamadryaden vernehmen. Zuweilen ging ein Schauer durch die Kronen der Bäume, die in der reinsten Bläue des hellenischen Himmels zitterten, wie ein Wonneahnungsschauer, einherwehend vor dem Schritt des Freudengottes Dionysos. Will er etwa vom Talgewässer des Kephissos erobernd hinaufstürmen gegen den von ernsten Kunden der Vorwelt umflüsterten Eumenidenhain auf dem Hügel Kolonos?

Aber auch der Reigen apollinischer Gefährtinnen war diesem Orte nicht fern. Hier hauste ja der Musenliebling Sophokles. Dies hier war seine heimische Stätte, wie er sie von der Höhe der Akropolis dem Perikles und der Aspasia lobpreisend aus der Ferne gewiesen. Hier war er geboren und hier lebte er. Unter den weißen, von Efeu und Blumen überwucherten Denksteinen, welche hier und da aus dem Grün des Gartens und der Büsche hervorblinkten, schliefen seine Väter.

Eben saß er, umsäuselt von den Lüften des Morgens, in einer Rosenlaube und hatte vor sich Wachstäfelchen auf den Knien liegen, auf deren Fläche er zuweilen einige Verse mit einem spitzen Griffel einritzte, mehrmals mit des Griffels stumpfem Ende das Wachs wieder glättend und das Geschriebene austilgend, wenn die erste Eingebung der Muse ihn nicht völlig befriedigte.

Dazwischen einen Blick nach dem Talwege hinüberwerfend, sah er einen stattlichen Mann leichten, behenden Fußes das Tal durchschreiten.

„Wer ist der Frühwache,“ dachte er bei sich, „der da schier beflügelt wie Hermes, der Götterbote, heranschreitet?“

Bald war der Wanderer näher gekommen, und der Dichter erkannte den liebsten seiner Freunde. Er ging ihm freudig erregt bis zum Eingang des Gartens entgegen.

Perikles schüttelte ihm die Hand. „Ich folge deiner Einladung,“ sagte er; „ich bin für heute dein Gast, dem Lärm und Getriebe der Stadt und allen Staatsgeschäften entflohen. Auch der Zitherspieler aus Milet — du erinnerst dich seiner ohne Zweifel — wird kommen und den Tag mit uns zubringen, wenn du es gestattest. Ich habe vieles mit ihm zu besprechen und weiß keinen Ort, wo ich es ungestört tun könnte.“

„Der schöne Zitherspieler aus Milet also wird kommen?“ rief Sophokles freudig. „Dacht' ich's doch, daß es etwas sehr Begeisterndes sein müsse, was dich herführte, als ich dich so feurig und erregt des Weges kommen sah. Da war nicht viel zu sehen von der ruhigen Würde des Redners auf der Pnyx: ich erkannte dich kaum, so warfst du das Haupt und die Hüften hin und her, mich schier an den bekannten edlen Renner beim Homeros gemahnend, von welchem es heißt, daß er die Halfter in seinem Stalle zerreißt und hochgehobenen Hauptes mit fliegenden Mähnen dahineilt zur Weide der . . .“

„Schweig!“ fiel Perikles ein und schloß dem Freunde mit der Hand den Mund. „Es waren die würzigen Lüfte des Kephissostales, die so voll beseelend in der Morgenfrische auf mich wirkten!“

„Warum nicht auch das Verlangen, die schöne Milesierin zu sehen?“ sagte Sophokles; „ist sie nicht das reizendste aller Weiber?“

„Sie ist zart wie eine Lyderin, würdevoll wie eine Athenerin, stark wie eine Lakonerin!“ sagte Perikles.

„Du brauchst den Jon um die blonde, lilienwangige Chrysilla nicht mehr zu beneiden!“ bemerkte Sophokles mit schalkhaftem Lächeln.

„Laß die Chrysilla!“ rief Perikles. „Aspasia ist unvergleichlich! Man weiß nicht, ob sie mehr von einer Muse oder von einer Charis an sich hat.“

„Auch Parze ist sie dir vielleicht,“ sagte Sophokles; „sie kann dir Gutes und Böses in den Lebensfaden spinnen!“

„Warum nicht gar auch Lamia und Empusa?“ rief Perikles. „Und wäre sie's — wir haben reichliches Blut in den Adern und ein Schwert an der Seite, um es, wie Held Odysseus, jeder Kirke gegenüber im rechten Augenblicke aus der Scheide reißen zu können . . .“

„Ich komme zu dir als ein müde Gehetzter,“ fuhr Perikles fort, sich den Schweiß des sommerlichen Weges von der Stirne trocknend; „ich habe mich den unzähligen Sorgen und Mühen meiner unzähligen Ämter und Würden einmal entrissen, um einen Tag der schönen Muße und ihrem liebsten Pflegekind, der Liebe, zu leben.“

„Du tust wohl,“ sagte Sophokles, „wenn du die Muße suchst, um zu lieben. Zur heißen Sommerzeit soll man entweder nicht lieben oder nichts anderes tun als lieben.“

„Ich glaube, du selber sündigst gegen diesen Ausspruch,“ bemerkte Perikles; „die Wachstäfelchen da in deiner Hand beweisen, daß du fleißig Vers an Verse reihst. Das hindert dich aber nicht, wie man erzählt, die schöne Ephesierin Philainion in jenen verschwiegenen Myrten- und Rosengehegen zu bewirten . . .“

„Ist Poesie Arbeit?“ fragte Sophokles; „ich wußte das nicht. Wenn die heiße Stirn den Dichter macht, so ist wohl die Poesie ein klingendes Ausatmen all des schönen Lichts und all des göttlichen Feuers, das man so mit seinen sterblichen Sinnen aus dem himmlischen Äther in sich trinkt. Licht verwandelt sich in Klang. Und so möchte ich auch die Liebe am Sommertag nicht missen, denn da ist sie am feurigsten und am süßesten und am meisten des Gottes voll. Und am wenigsten möchte ich sie missen, während ich dichte. Da fließt so schön eine Glut in die andere: von apollinischen Flammen erhitzt, suchst du Erfrischung im Wonnehauch der Liebe und kehrst mit wunschloser, schön befriedigter, harmonisch gestimmter Seele zur Muse zurück. Zuletzt vertauschen Eros und die Muse gar die Rollen: die Muse wird zur Kupplerin der Liebesglut, und der Geliebten Auge oder Busen beschenkt dich mit den schönsten Dichtergedanken.“

„Ich glaube, man ist niemals so müde," sagte Perikles, „daß die Liebe nicht Erholung wäre. Wir alle von einem Taten- oder Schaffensdrange mächtig Befeuerten wissen das!"

So unterredeten sich die beiden warmbeseelten, in des Lebens reifer Vollblüte stehenden Männer.

Jetzt hielt eine Sänfte vor dem Hause des Sophokles.

Aus derselben stieg Aspasia. Sie war in Frauengewändern. Sophokles begrüßte sie und führte sie zu Perikles ins reichbebüschte Gehege des duftigen Gartens.

Geborgen von unberufenen Späheraugen, schlug sie den Schleier zurück, ließ das Himation, das über das Hinterhaupt heraufgezogen war, vom Haupte und von den Schultern gleiten und stand da im farbenhellen, schmuckreich geränderten Frauenchiton, das krause, goldbraune Haar in Wellenlinien an den Schläfen geordnet und auf dem Haupte als einzige Zier eine breite purpurne Haarbinde tragend, die von der oberen Fläche des Scheitels nach hinten ringartig um das reiche Gelock zusammenlief. In der Hand trug sie einen kleinen, überaus zierlich gestalteten Schirm gegen die Strahlen der Sonne und im Gürtel, der ihr Gewand in der Mitte des Leibes zusammenhielt, stak ein nicht weniger anmutiger, blattförmig gestalteter, buntbemalter Fächer.

Sophokles sah Aspasia jetzt zum ersten Male in Frauengewändern. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr ihm. Die Milesierin fiel in die Idylle des Kephissostales als ein fast allzu blendendes, bestechendes Wunder hinein. Sie erschien fremdartig in dieser ländlichen Stille. Sie brachte ein Arom mit sich, ein berauschendes Arom von Schönheit und Jugend, das alle Duftwürze des Hains und den Odem aller Blüten des Gartens in den Hintergrund zu drängen schien.

„Laß dir genügen, Aspasia," sagte Sophokles, indem er die Schöne mit ihrem Freunde einen durch reichbelaubte Ranken versehenen Gang entlang führte, „laß dir genügen an dem, was die Natur für diesen Ort getan. Die Gartenkunst der Athener zu bewundern wirst du keinen Anlaß haben.

Ich weiß sehr wohl, daß ihr asiatischen Hellenen es besser versteht, als wir diesseits des Meeres, anmutige Lustgärten kunstreich anzulegen, mit Labyrinthen, Siedeleien und Grotten. Ihr habt ja dort des Persers weitgedehnte, großartig angelegte Paradiese als Muster vor Augen. Wir Athener glauben, daß die schöne Natur, wie eine schöne Frau, auch ungeschmückt schön ist."

„Laß nur Aspasia eine kurze Zeit in diesem Gehege sich ergehen," sagte Perikles, „und du wirst bald mit der ungeschminkten Natur nicht mehr zufrieden sein. Sie wird dich bald samt deinem Garten verzaubern und verwandeln. Das ist so ihre Art. Wo sie hintritt, da sproßt es unter ihren Füßen. Den Menschen weiß sie unvermerkt einen Stachel ins Herz zu pflanzen, und wenn sie ein paar Worte über deinen Garten fallen läßt, so wirst du nicht früher zur Ruhe kommen, als bis du etwas hergestellt, was mit dem Fruchthain der Hesperiden, oder dem Garten des Phoibos an der äußersten Meeresgrenze, oder den kyrenäischen Gärten des Zeus und der Aphrodite, oder den Gärten des Midas mit ihren hundertblättrigen Rosen zu vergleichen, oder wenigstens mit der Gartenkunst des homerischen Phäakenfürsten Alkinoos auf Scheria sich messen kann."

„Wohl weiß ich," entgegnete Sophokles, „daß dieses Frauenwesen Unruhe zaubert in der Menschen Gemüter. Habe Mitleid, schöne Zauberin, und laß mich und meinen Garten hier unverwandelt! Ich war bisher so zufrieden und so glücklich hier. Glänzte Phoibos am Himmelszelte, so freute ich mich, daß meine Oliven, meine Feigen, meine Granatäpfel reiften; regnete Zeus, so dankte ich ihm, denn meine Wiesen grünten. Ich begnügte mich mit dem, was da zu finden war: Blumen im Frühling, Schatten im Sommer, Fruchtfülle im Herbst, erfrischender Lufthauch und musengesegnete Stille im Winter. Vor allem aber, mächtige Aspasia, besprich und verwandle mir nicht durch eine Zauberformel das, was mir durch Gewöhnung das liebste geworden, und was dem Liebenden und dem Dichter immer das Er-

wünschteste: die trauliche Heimlichkeit dieser Lorbeerbüsche, dieser Myrten und Rosenlauben."

„Sollte in der Tat", warf Aspasia ein, „die lorbeerumschattete Einsamkeit das zuträglichste für den Dichter sein? Sollte er nicht lieber, um völlig zu reifen, aus dem stillen Schatten hinaustreten ins volle Licht der Welt und des Lebens?"

„Man glaubt so lange," erwiderte Sophokles, „daß es die Sonne ist und nur die Sonne, welche die Beeren des Weinstocks reift, bis man entdeckt, daß gerade die größten, die üppigsten, die farbigsten Trauben verborgen unter dem Schatten der dichtesten Blätter hängen. Und wenn du bezweifelst, daß diese Einsamkeit dem Dichter nützt, so wirst du doch gestehen, daß sie dem Liebenden willkommen ist? Hier könnt ihr, so ihr wollt, euch tagelang derselben erfreuen, nur gestört von zwitschernden Vögeln oder rieselnden Wellen. Kein Sklave betritt diesen Garten jemals ungerufen. Wollt ihr aber die traulichste, von den Musen und den Charitinnen am meisten gesegnete Stelle kennen lernen, so kommt!"

Perikles und Aspasia folgten dem Dichter. Er führte sie hinab bis dorthin, wo, wie schon erwähnt, der Kephissos, eine Krümmung machend, das Gartengelände auch von der anderen Seite begrenzte. Hier senkte sich der Boden gegen den Bach hin, der in etwas vertiefterem Grunde dahinfloß. Aber nicht steil fiel das Ufer unmittelbar in das Gewässer ab, sondern es war zwischen dem Bache und der ansteigenden Fläche ein überaus lieblicher Raum gelassen, der eben breit genug war, daß zwei Menschen, traulich gesellt, unter grünem, von spielenden Sonnenstrahlen durchblitztem Laubdache den Bach entlang zu wandeln vermochten.

Der Dichter führte seine Gäste diesen reizenden Pfad. Hier erklang das Geplätscher und Geriesel der Wellen am lieblichsten, hier trillerten und flöteten die Vögel am süßesten, hier spielten wie neckische Geister die Schatten und Lichter auf den Wellen und zwischen den Ästen. Hie und da fand

sich ein üppiger Rasenplatz, wo man zur Rast sich hinstrecken und die erfrischende Kühle des Schattens ruhend und träumend genießen konnte. Auch eine Felsgrotte war hier zu finden, von außen halb verhangen durch blumiges Gerank, das Innere mit Sitzen und Kissen zur Einkehr in den heißesten Tagesstunden einladend ausgestattet.

Aspasia war beim Anblicke dieses holden Ruheplatzes entzückt und folgte gerne der Aufforderung des Freundes, sich niederzulassen. Perikles und der Dichter selbst folgten ihrem Beispiel. Man sah auf die klaren Wellen des Baches, der hier in einem natürlichen Felsbecken sich ein wenig staute, hinunter. Farbig schimmernde Libellen schwebten und tanzten wie sonnetrunken über den Uferblumen und ein prächtiges Paar unschädlicher Wassernattern beschrieb, sich ungesehen wähnend, in der Kristallflut sich schlängelnd, seine behenden, reizvollen Windungen. Rasch aber huschten sie, als ihre Betrachter durch ein leises Geräusch sich verrieten, unter das buschige Kräuticht, das üppig wuchernd vom Ufer in das Gewässer des Baches hinunterhing.

„Ein bräutlich Paar," sagte Sophokles; „ich belausche sie hier oft. Sie sind unzertrennlich."

„Schwer ist's," begann Perikles nach einer kleinen Pause, während welcher alle sich dem Anhauch der sie umatmenden Natur unbewußt hingaben — „schwer ist's, aus dieser friedlichen Welt sich wieder im Geiste zurückzuversetzen zu den Menschen und Dingen, welchen man eben entflohen, welche man weit hinter sich zurückgelassen. Und doch würde der Zweck unserer heutigen Wanderung, Aspasia, nur halb erreicht werden, wenn wir jener Menschen und Dinge, vor welchen wir hierher geflüchtet, gar nicht gedächten. Wir müssen im Gegenteil uns mit ihnen zuerst und vor allem andern beschäftigen, denn nicht bloß du hast von den Ereignissen der letzten Tage mir vieles mitzuteilen, sondern ich selbst habe dich über manches, was dir rätselhaft geblieben, aufzuklären. Hier schweben über den Wassern anmutig die Libellen und aalglatt behende Schlänglein ziehen in der

Flut ihre reizende Kreise; aber nicht dieser dürfen wir zunächst achten, sondern von Tieren ganz verschiedener Art habe ich zu sprechen, von unseligen Vögeln, die mir und dir gestern verhängnisvoll geworden; von den verwünschten Pfauen des Pyrilampes. Durch des Hipponikos Verrat ward einer jener Vögel, der zum Geschenk für dich bestimmt war, in mein Haus gebracht und fiel in die Hände der Herrin Telesippe."

„Und was war dort des Fremdlings Los?" fragte Aspasia.

„O frage mich nicht nach meinem und seinem Schicksal an jenem Tage!" rief lächelnd Perikles. „Stelle dir den Mann vor, dem man, wie die Sage berichtet, seine Kinder, lecker zubereitet, zum Mahle vorsetzte; seines Gemütes Staunen und Entsetzen weiß ich erst zu ermessen, seit mir das zwar nicht ganz so Grausenhafte, aber kaum minder Verblüffende widerfuhr, den prächtigen Vogel, von dem ich glaubte, daß er soeben sein herrliches Gefieder vor der entzückten Aspasia entfalte, und daß sie einen Argus in ihm erblicke, von dem Geliebten ihr zugesendet, um sie an seiner Statt mit hundert Augen der Liebe zu bewachen — daß ich diesen Vogel tot, entfiedert, zu formloser, schnöde gebräunter Masse entstellt, auf meinem Teller erblickte!"

Heiter lachte bei dieser Erzählung Sophokles. „Du hast dich versündigt," sagte er, „indem du diesen der Ehegöttin Hera geweihten Vogel verwendetest im Dienste ihrer Widersacherin, der goldenen Aphrodite . . ."

„Weit ärger als über dich und deinen Pfau, o Perikles," sagte Aspasia, „hat der Zorn der Götter am selben Tage über mein Haupt sich entladen. Wisse, daß ich am selben Morgen verkleidet in deinem Hause dich aufsuchte, daß auch ich, wie jener Pfau, in die Hände Telesippes fiel, und daß ich, wenn auch nicht geschlachtet wie der Vogel, doch einen kaum weniger tückischen und grausamen Empfang als er gefunden. Bei den Göttern, Telesippe wünschte bloß, ich hätte hundert Augen wie der Pfau, um sie mir alle aus-

kratzen zu können! In der Gesellschaft deiner tobenden Gattin war ein betagtes, lächerliches Frauenwesen, Elpinike geheißen. Diese Matrone entbrannte in heller Liebesbrunst für den jungen Zitherspieler und verfiel in einen unbeschreiblichen Ärger, als sie entdeckte, daß er ein Weib war. Ich wurde besudelt von diesen beiden Harpyen, mit Schmähungen überhäuft, aus dem Hause gestoßen! „Ich stehe als Herrin an dieses Hauses Herd!" rief Telesippe; „du aber bist eine Hergelaufene, eine Buhlerin! Ich befehle dir, von hinnen zu weichen!" Sie fügte hinzu, auf dein Herz wolle sie verzichten, aber deinen Herd sei sie nicht gesonnen, preiszugeben. Willig gönn' ich ihr deinen Herd, o Perikles; aber gedenkst du dem Weibe, welches an deinem Herde waltet, das Recht zuzuerkennen, über das Weib, welches dein Herz besitzt, mit Schmähungen und wilden Drohungen herzufallen?"

„Was vermag ich zu tun?" versetzte Perikles. „Der athenischen Frauenrechte sind gering. Aber diejenigen, die sie nun einmal haben, müssen wir achten. Reichen sie doch nur bis an die Schwelle des Hauses . . ."

„Es scheint also," erwiderte Aspasia, „daß ihr Männer von Athen nicht Herren im Hause, sondern bloß außer dem Hause seid . . . Wie sonderbar! Ihr macht das Weib zur Sklavin, und dann erklärt ihr euch selbst wieder zu Sklaven dieser Sklavinnen!"

„Das ist die Ehe!" sagte Perikles achselzuckend.

„Wenn dies die Ehe ist," erwiderte Aspasia, „so wäre es vielleicht besser, es gäbe keine Ehe in der Welt."

„Den Freudenbund der Herzen schließt die Liebe," sagte Perikles, „zur Gattin aber und zur Herrin des Hauses wird das Weib durch das Gesetz!"

„Durch das Gesetz?" entgegnete Aspasia; „ich meinte immer, es sei eigentlich nur die Mutterschaft, durch welche ein geliebtes Weib zur Gattin würde, und die Ehe beginne, sozusagen, erst mit dem Kinde . . ."

„Nicht nach athenischem Bürgergesetz!" wendete Perikles ein.

„So ändert euer Bürgergesetz," rief Aspasia, „denn es taugt nichts!"

„Frommer Götterliebling Sophokles," rief Perikles, zu dem Freunde sich wendend, „hilf mir doch diese zürnende Schöne zur Besonnenheit zurückzuführen, damit sie uns nicht mit ihrer kleinen weißen Hand das gesamte Staatswesen der Athener über den Haufen werfe!"

„Wie könnte ich glauben," sagte der Dichter, „daß unserer hochgesinnten Aspasia des Menschen und seines Glückes bester Teil, die Besonnenheit, verloren gehen könne? — Sie weiß es so gut, daß sie es uns wieder lehren könnte, wenn wir es je vergäßen, daß ein Leben ohne Lust kein Leben ist, daß aber, um des Lebens Lust in schöner Heiterkeit zu genießen, wir uns vor allem hüten müssen, die finstere Göttin Ate, die Göttin der Verblendung und des blindhastigen, leidenschaftlichen Vorwärtsstürmens, wider uns zu erregen; daß wir niemals gegen etwas ankämpfen sollen, ohne das Maß unserer Kraft vorher weise zu prüfen; daß frohes Behagen unmöglich ist ohne Selbstbeherrschung; daß wir die Menschen lieben sollen, denn sie sind die Gespielen unserer Lust, und die Götter ehren, denn sie sind nicht leere Namen, sondern bezeichnen die Schranken unserer Kraft und stehen mächtig waltend auf der Grenze zwischen unserm Eigenwillen und dem Verhängnis, zwischen der Freiheit und der ewigen Notwendigkeit; daß wir —"

„Genug!" fiel lächelnd Aspasia dem Dichter hier ins Wort; „ich fürchte sonst, daß wir aus dem heiteren Äther des reinen Gedankens, in welchen uns deine weisen und schönen Worte emporgetragen, den Weg nicht wieder zurückfinden zu den kleinlichen, aber greifbaren Dingen, von welchen wir in unserer Unterredung ausgegangen. Wenn es aber erlaubt ist, allgemein Gesagtes auf Besonderes anzuwenden, so scheint es mir, o Sophokles, du habest sagen wollen, daß die ausländischen Vögel und die ausländischen Frauen zu Athen sich darein ergeben sollen, gerupft und gezaust zu werden, und daß sie, in frommer

Scheu sich fügend, nicht ankämpfen sollen gegen Landesgesetze, welche sie rechtlos machen . . ."

„Unserm Freunde hier," fügte Perikles zu dem, was Aspasia gesprochen, hinzu, auf Sophokles weisend, „fällt es freilich leicht, für menschliches Tun und Lassen, insonderheit der Ehemänner, weise Regeln aufzustellen, und ebenso leicht, sie zu befolgen. Sein Leben fließt ohne Widerstreit dahin; denn er lebt unvermählt und keine Telesippe tritt seinen Aspasien mit einem vom Herde des Hauses gerissenen Feuerbrande drohend entgegen."

„So ergeht es stets den Vermittlern", erwiderte Sophokles lächelnd, „und allen, welche sich, wenn auch aufgefordert, in die Angelegenheiten der Liebenden mischen. Ich werde nun verspottet und fast gescholten, weil ich, Besinnung predigend, selbst so unbesonnen war, Liebenden Rat erteilen zu wollen. Dafür will ich mich selbst nun strafen, indem ich euch sofort ganz eurer eigenen Weisheit überlasse und von euch für eine kurze Zeit Abschied nehme, damit ihr eure Angelegenheit unter euch ins reine bringt. Ich gehe, um dafür zu sorgen, daß ihr den Tag über hier nicht ohne Labung durch Trank und Speise bleibt. Und wenn ich nebenbei, wenn ihr den Gegenstand eurer Erörterung erledigt, ein wenig in jenen Lorbeerbüschen säume, so wisset, daß dort keine Aspasia mich erwartet, sondern daß ich in jener Schattendämmerung, die Täfelchen auf den Knien und den Griffel in der Hand, die Klageseufzer der edlen Ödipustochter belausche —"

„Du bist also", sagte Aspasia, „jenes dichterischen Planes, dessen du auf der Akropolis Erwähnung tatest, eingedenk geblieben?"

„Schon ist des Werkes Hälfte vollendet," erwiderte Sophokles, „und ein Sklave sitzt Tag für Tag mit dem schwarzbefeuchteten Schilfrohrkiel in Händen, um das Vollendete und Gefeilte von den Wachstäfelchen auf den Papyros zu übertragen."

„Wirst du uns nichts davon zum Vorgenusse bescheren?“ fragte Perikles.

„Eure Zeit ist zu kostbar!“ erwiderte der Dichter und entfernte sich.

Nachdem in solcher Weise Perikles und Aspasia allein geblieben, kamen sie auf die Gegenstände der Unterredung zurück, welche sich in Gegenwart des vertrauten Freundes entsponnen hatte.

Aber es geschah, was bei den Gesprächen der Liebenden gewöhnlich ist, sie irrten häufig von ihrem Gegenstande ab, sie strebten nicht nach strenger Folgerichtigkeit der Erörterung, weil in ihr Denken sich zu vieles Empfinden mischte, und sie erlaubten sich viele Unterbrechungen. Sie horchten dazwischen auf den Gesang eines Vogels in den Zweigen, atmeten den würzigen Duft der Wiesen mit besonderem Wohlbehagen in sich, nahmen hie und da eine lockende Beere aus einer fruchtschwer niederhängenden Traube oder eine rotwangige, saftige Frucht vom Baume, Aspasia biß einen Apfel an und reichte ihn dem Perikles und dieser dankte mit dem Lächeln des Glücklichen, denn es war ihm nicht unbekannt, was das Geschenk eines angebissenen Apfels in der Zeichensprache der Liebe bedeute. Auch blieben Gelegenheiten, Liebesorakel zu befragen, nicht ungenützt. Aspasia flocht während des Gesprächs einen Kranz, gab ihn dann dem Perikles zu tragen, und lachte, wenn demselben Blätter entfielen, denn dies deutet für die Kundigen auf große Liebesglut im Herzen des Kranzträgers. Perikles dagegen pflückte solche Blüten, deren Kelche die Eigenschaft hatten, wenn man sie zwischen den Fingern zusammendrückte, mit einem kleinen Knall zu zerplatzen, und er verschmähte nicht, aus der Stärke dieses Knalles ein Orakel in betreff des von Liebesfülle geschwellten Herzens der Geliebten zu schöpfen.

Aber wie sehr auch die Liebesglut des Perikles ausströmend den Kranz, den er in der Hand trug, zum Welken und zum Entfallen der Blätter bringen und die Liebes-

fülle im Herzen Aspasias dem klatschenden Blumenorakel Ehre machen mochte, beide versuchten doch immer wieder auf ein besonnenes Gespräch zurückzukommen. Viele Fragen wurden aufgeworfen; aber freilich nur wenige erledigt. Es wurde erwogen, wie Aspasia mit Hilfe des Perikles ihr neues Hauswesen am besten einrichten könne, ferner, wie sie ihren Verkehr so ungestört als möglich fortsetzen könnten; und da Liebende von nichts lieber plaudern, als von der Geschichte ihrer ersten Begegnung, so kamen auch Perikles und Aspasia auf die ihrige im Hause des Pheidias zurück und Perikles erwähnte, was infolge jener ersten Begegnung seither sich ereignet, wie seit jenem Tage so Großes begonnen worden, wie er damals gegen die Vorwürfe der Freunde sich verteidigen mußte, zuletzt aber alle befriedigt hinweggingen, bis auf des Sophroniskus Sohn, den Wahrheitsucher, welcher durchaus noch die Frage erörtert sehen wollte, ob die Pflege des Schönen die Pflege des Sittlichen entbehrlich mache.

Diese Frage war damals fallen gelassen und seither geradezu vergessen worden. Da aber Aspasia bei der Wiedererinnerung an dieselbe sogleich wieder sehr entschieden ihre Lieblingsbehauptung hinwarf, die Forderung des Schönen sei in der Welt ebenso berechtigt oder noch berechtigter als die Forderung des Sittlichen, und ein Pfau soviel wert, wie eine Ente, obgleich letztere sich besser mästen lasse — und Perikles nicht gleich wußte, ob er ihr soviel zugestehen dürfe, so wurde das lustwandelnde Liebespaar im Garten des Sophokles durch das Wiedererscheinen des Dichters gerade zur rechten Zeit unterbrochen.

Dieser kam, um sie zu einem kleinen Morgenimbisse einzuladen. Er führte sie in das Gartenhäuschen, welches in des Gartenraumes Mitte gelegen war. Sie fanden das Innere desselben anmutig ausgeschmückt, beinahe weichlich eingerichtet für bequeme Rast, und in diesem Augenblicke in ein zierliches Speisegemach verwandelt. Bereit standen Pfühle jener Art, auf welchen, zu zweien gelagert, die

Tischgenossen, den emporgerichteten Oberleib auf den linken Arm gestützt, ihr Mahl einzunehmen pflegten. Vor den Pfühlen aber standen die Tischchen mit den Speisen, für jeden Pfühl ein besonderes.

Perikles und Aspasia lagerten sich, der Einladung des Sophokles folgend, und streckten die Hände nach den dargebotenen Erfrischungen aus. Es gab da Geflügel, Kuchen, sikelischen Käse, Feigen, Mandeln, Nüsse, Trauben und dazu köstlichen Feuerwein von den Inseln.

„Ich hoffe, frommer Sophokles,“ scherzte Aspasia, „daß du uns keine gebratenen heimischen Nachtigallen vorsetzest, obgleich in einer Stadt, wo man Pfaue zu braten sich nicht scheut, wohl auch Nachtigallen der Bratpfanne verfallen könnten.“

„Schmähe nicht um der einen Frevlerin willen das gesamte Athenervolk!“ bat Sophokles.

„Ein Weib,“ rief Aspasia, neuerdings aufwallend, „das fähig war, einen Pfau zu schlachten, ihm sein schönes Gefieder auszzurupfen und ihn selbst in eine Pfanne zu werfen, verdiente mit Ruten aus Hellas hinausgepeitscht zu werden. Wenn über irgend jemand, muß über sie der Zorn der Griechengötter kommen, denn sie hat sich versündigt am Heiligsten, was es gibt, am Schönen!“

„Wenn wir unserer schönen und weisen Aspasia glauben dürfen,“ fiel Perikles ein, zu Sophokles gewendet, „so ist Schönheit das oberste Gesetz des Lebens und, die Seele wie den Leib durchdringend, aller Tugenden erste und letzte.“

„Der Gedanke spricht mich lieblich an,“ sagte der Dichter, „ob ich gleich nicht weiß, was Anaxagoras und jener bekannte Steinmetz des Pheidias und die andern weisen Männer davon urteilen würden. Aber auch von diesen wird keiner die hohe Macht der Schönheit und dessen, was durch sie in den Herzen der Menschen bewirkt wird, der Liebe, bestreiten. Ich habe an eben diesem Morgen, ganz deinem Wunsche gemäß, Aspasia, um die unüberwindliche Gewalt der Liebe zu zeigen, meinem Werke eine Szene ein=

gefügt, in welcher ich den Haimon, des Königs Kreon Sohn, freiwillig in den Hades hinabsteigen lasse, um seiner geliebten Braut Antigone dahin zu folgen . . ."

„Das ist zuviel, o Sophokles!" erwiderte Aspasia dem einigermaßen betroffenen Dichter, der es ihr doch zu Danke gemacht zu haben glaubte. „Von so düsterer Seite soll der Griffel der Poeten die Liebe nicht zeigen. Die Liebe ist heiter in ihrem Wesen und soll eher sich selbst als ihre Heiterkeit aufgeben. Sie soll es nicht sein, die eine menschliche Seele in den Hades hinabführt. Sie soll die Menschen nur mit dem Leben, nicht mit dem Tode befreunden. Düstere, schwärmerische Leidenschaft sollte unter Hellenen nicht mit dem Namen der Liebe bezeichnet werden. Sie ist Krankheit, sie ist Sklaverei!"

„Du hast recht, Aspasia!" gab Sophokles zurück. „Die Regel, die du da aussprichst, ist einleuchtend; und du, und Perikles, und ich, wir werden gewiß immer nur der schönen, freien heiteren Liebe huldigen; und wir wollen, wenn es dir angenehm, noch heut den Göttern ein Opfer bringen, damit sie uns das holde Feuer im Busen niemals zu tod- und verderbenschwangerer Glut entfachen. Aber in der Dicht- und Bildkunst drängt der Geist die Poeten und die Bildner, daß sie das, was sie ausdrücken wollen, auf eine scharfe, eindringliche Spitze hinaustreiben. Mir galt es, zu zeigen, daß Eros ein mächtiger Gott sei; aber ich wünsche von Herzen, daß er die ganze Schärfe seiner Macht niemals wieder in solcher Art gegen einen Hellenen kehre. Möge er nur vor allem die Herzen der Schönen mild und willfährig stimmen, denn wer anders als die Schönheit verschuldet die Übel und das Ungemach der Liebe in der Welt? In der Tat, die Schönheit ist eine verhängnisvolle, vielfach entscheidende, bestimmende Macht im Leben der Sterblichen. Sie sitzt, wenn es so mich auszudrücken erlaubt ist, mitratend im Rate höchster Gewalten."

„Schönheit sitzt mitratend im Rat höchster Gewalten!" wiederholte Aspasia. „Dieser Ausspruch ver-

diente, meines Erachtens, den Sprüchen der Weisen von Hellas angereiht zu werden."

„Wenn du Wohlgefallen an demselben hast," versetzte der Dichter, „so will ich ihn vor ganz Hellas laut wiederholen und ihn einem Chorgesange auf den Eros in meiner Tragödie einflechten. Wann könnte ich dieses Chorlied auf den Eros unter besserer Vorbedeutung vollenden, als während dein Fuß noch auf diesem Gartenplane wandelt? Ihr dürfet von hier nicht scheiden, bevor ich den Hymnus niedergeschrieben und ihr euer Urteil darüber abgegeben."

„Kein schöneres Gastgeschenk könntest du uns bescheren!" erwiderte Perikles.

„Für jetzt verzeihet," hub Sophokles wieder an, „wenn ich euch so gar nichts biete, womit man sonst einen Imbiß zu würzen pflegt. Ich führe euch keine Tänzerin und keine Flötenbläserin vor; denn heute sind, wie mich dünkt, meine Gäste sich selbst genug; und überdies, wer möchte vor dem schönen ‚Zitherspieler aus Milet' mit der Zither sich vernehmen lassen und es wagen, in einen Wettstreit mit einem solchen Kunstgenossen einzugehen?"

„Vor allen du selbst!" rief Perikles; „du bist uns den Wettkampf sogar schuldig, denn du hast uns ja auf der Akropolis etwas dergleichen versprochen. Hole nur dein Saitenspiel herbei, o Sophokles, und bringe auch ein zweites für Aspasia; und dann beginnt in der Art sikelischer Hirten mit Spiel und Gesang zu wetteifern, gewärtig meines unparteiischen Spruches — denn daß ihr mich als Kampfrichter gelten lasset, versteht sich wohl von selbst, da ihr außer mir keinen Zuhörer vor euch habt!"

„Das Vergnügen, Aspasias Gesang und Saitenspiel zu vernehmen," erwiderte Sophokles, „wird für mich um den Preis einer Niederlage nicht zu teuer erkauft sein."

Er entfernte sich, brachte nach kurzer Zeit zwei schönverzierte Saitenspiele und bat Aspasia, sich eines davon auszuwählen.

Prüfend streifte die Schöne mit den Fingern die Saiten,

und ein liebliches Geriesel entstob sogleich, wie Funken der Esse, dem beseelten Tonwerkzeug.

Und nun begannen der Dichter und die schöne Milesierin, erwärmt vom süßen Feuer des Inselweins, zum Klange der Saiten Liederchen von Anakreon und Sappho zu singen, und Skolien und geflügelte Distichen, darunter auch Neues und eigen Gedachtes in rascher Erfindung.

„Was heißt Leben und Lust, wenn die lächelnde Kypria mangelt?
Möcht' ich nur sterben, sobald wonniger Reize Genuß
Nimmer das Herz mir erfreut und ergötzliche Huld und Umarmung:
Blüten der Jugend, wie schnell mäht euch die Sense der Zeit!"

Feurig erwiderte Aspasia:

„Kurz wohl ist sie, die Zeit für den Sterblichen; aber es ladet
Bacchos, ladet der Tanz, und der blühende Kranz und die Liebe!
Dies, nur dies heißt Leben; nur Lust ist Leben — Hinweg denn
Sorgen! genieße das Heut', denn das Morgende liegt im Verborgnen!" —

Mit leuchtendem Blick auf Aspasia sang der Dichter:

„Süß ist, süß, beim Pan, dem arkadischen, was du zur Laute
Singst, o Aspasia! süß tönet der holde Gesang;
Könnt' ich entfliehn? Es verbirgt sich die himmlische Macht der Eroten
In der Sirene Gestalt, welche das Ohr mir entzückt!"

Mit bezauberndem Lächeln auf den rosigen Lippen sang jetzt Aspasia:

„Scherzend ergötzte sich jüngst mit Neära der Freund. Um die Hüften
Schlang ihr Kypris ein Band, bunt und von Blumen gewebt
Goldene Schrift umgab es. Sie lautete: Liebe mich immer,
Aber betrübe dich nicht, wenn mich ein andrer besitzt!"

„Wie lange willst du noch säumen, o Perikles," sagte der Dichter, „Aspasia den Kranz des Sieges zuzuerkennen?"

„Reich' ihn dem Dichter, o Perikles," sagte Aspasia; „aber stelle ihm vorher noch eine Bedingung; er soll uns noch ein Distichon auf die schöne Philainion singen!"

„Hörst du, was Aspasia verlangt?" sagte Perikles zu

dem Dichter; „du sollst Philainion besingen, die schöne Ephesierin, welche jetzt, wie man erzählt, die Genossin deiner schönsten Stunden ist, und welche wir beiden fremden Gäste vielleicht für diesen Tag, zu deiner heimlichen Qual, aus diesem reizenden Orte verdrängt haben!“

„Die Bedingung ist nicht ohne geheime Tücke und Grausamkeit,“ erwiderte Sophokles lächelnd, „aber ich will sie nicht unerfüllt lassen.“

Und er sang:

„Klein zwar ist und schwärzlich Philainion, aber der Eppich
Ist nicht krauser und nicht zarter die Blüte des Mohns.
Mehr als Kypriens Gürtel bestrickt ihr holdes Geschwätz mich;
Was sie gewährt, das gewährt lächelnd von Herzen sie stets.
Traun, Philainion lieb' ich, die reizende, bis mir die goldne
Kypris eine beschert, welche noch reizender ist!“

„Bist du zufrieden, Aspasia?“ fragte Perikles, und als diese lächelnd nickte, wandte er sich zu Sophokles und reichte ihm den Preis des Wettkampfs mit den Worten:

„Empfange den Kranz, gastfreundlicher Sänger!“

„Nicht wär' ich dies,“ entgegnete Sophokles, „wollte ich nicht schließen mit dem Lobe der Schönsten:

„Kypriens Schönheit hast du, der Peitho Lippen, der Horen
Frühlingsblüte dazu, und der Kalliope Ton,
Themis' sittliches Maß, und der Pallas Sinn, und der Charis
Lächelnden Reiz mit dem Ernst sinnender Muse vereint!“

„Das heißt uns beschämen“, sagte Aspasia, „und uns zu größerem Danke verpflichten, als wir jemals entrichten können!“

So endete der Wettsang. Der Dichter und die Milesierin erörterten dann noch manches über die Tonkunst, und Aspasia sprach dabei so gelehrt von dorischen, phrygischen, lydischen, hypodorischen, hypophrygischen Tonarten, von den feinen Unterschieden derselben und von den Vorzügen der einen vor der andern, daß Perikles erstaunte und zuletzt ausrief:

„Sage mir doch, Aspasia, wie hieß der Mann, der sich

rühmen darf, dein erstes aufsprossendes Alter in diese schwierigen Künste eingeweiht und eingeübt zu haben?"

„Du wirst es erfahren," entgegnete Aspasia, „wenn ich dir einmal die Geschichte meiner ersten Jugend erzähle."

„Warum tatest du es noch nie?" gab Perikles zurück. „Wie lange willst du es verschieben? Tu' es heute noch! Die Gelegenheit ist günstig, und Sophokles ist so sehr unser vertrauter Freund und so verschwiegen, daß du dich nicht zu scheuen brauchtest, ihn zum Zeugen und Mithörer deiner Erzählung zu machen."

„Nein!" sagte Sophokles; „so anmutend ich mir auch Aspasias Jugendgeschichte vorstelle, muß ich doch fürchten, daß, wenn du das Vergnügen, sie zu hören, mit einem andern teilen mußt, die Erzählung nicht halb so lang ausfallen wird, als wenn du sie allein vernimmst. Überdies erinnere dich, daß ich gelobt, euch nicht zu entlassen, bis ich Aspasia durch einen Chorgesang auf den Eros wieder völlig versöhnt habe, und so muß ich wohl neuerdings meine Einsamkeit aufsuchen, euch aber der eurigen, nicht minder erwünschten, überlassen. Indem ich an demselben Tage, an welchem ich für mein tragisches Werk einen Lobgesang auf den Eros dichte, ein liebend Paar, wie ihr seid, in meinem Asyl beherberge, glaube ich mir ein so großes Verdienst um den Liebesgott zu erwerben, daß es mich nicht wundern sollte, wenn mir das schönste Lied als Götterdank dafür gelänge."

Mit diesen Worten entfernte sich der Dichter.

Scherzend rief dem Abgehenden Aspasia nach, er solle nicht zurückkehren, ohne die reizende, krausgelockte Philainion mitzubringen.

Perikles und Aspasia waren nun wieder in den traulichen, stillverschwiegenen, duftschwülen Gartenräumen sich selbst überlassen.

Noch angeregt von dem heiteren Gespräch bei Becherklang und Saitenspiel und doch in einer Art von sanfter Abspannung, brachten sie, jetzt lustwandelnd, jetzt ruhend,

die nächste Zeit in jenem süßen, träumerischen Zustande hin, welcher das Gemüt, namentlich im Walde, auf der Flur oder in duftigen, schattigen Gärten befängt in den Stunden des Mittags, wenn Pan schläft und seine Geister herrenlos in den einsamen Gründen ihr neckendes Spiel treiben.

Die fettglänzende Frucht der Olive funkelte in der Mittagssonne. Keine Lerche mit buschiger Krone schwärmte mehr umher, die Eidechslein lagen schlummernd in den Hecken. Nur die Baumgrille begann hie und da leise und melodisch auf den Ästen zu zirpen.

So erwärmt, so angeregt, so durchtränkt von Sonnenschein und Würzeduft ist in solchen Momenten des Lustwandelnden Natur, daß, wenn er zur Rast sich hinstreckt auf beschatteten Rasen unter säuselnden Bäumen, seine Lebensgeister nicht wissen, ob es ein süßes Ermatten ist, was sie durchzittert, oder das ungenützte Übermaß ihrer Schwungkraft.

Die beiden Liebenden weilten zuletzt wieder an jenem efeuverhangenen Ruheorte, wo die Wellen des Kephissos unter durchsonnten Zweigen plätscherten, und wo in schwüler Mittagsstille das arglose Paar von Wassernattern, von gaukelnden Libellen überschwebt, sacht hingleitend in der Kristallflut seine Kreise zu beschreiben pflegte.

Aus dem Halbschlummer einer träumerischen und wonnigen Siesta erwachend, wiederholte Perikles seine Bitte an Aspasia, das traute Beisammensein dieses Tages durch die lang versprochene Erzählung der ersten Schicksale ihrer Jugend zu krönen.

Aber es ist ein eigen Ding um eine Erzählerin, deren Lippen fein, weichgeschwellt und würzig süß sind wie attischer Honigseim. Perikles gestand, daß er nicht wisse, ob er begieriger sei nach den Küssen seiner Freundin oder nach ihrer Erzählung. Endlich kam sie zu Worte.

„Du weißt,“ sagte sie lächelnd, „ich bin nicht alt genug, um dich mit einer langen, abenteuerlichen und bunten Erzählung ergötzen zu können. Aber du hast ein Recht, nach

meiner Herkunft zu fragen und zu erkunden, von welcher Art mein Geschick war, bevor es mit dem deinigen sich verknüpfte."

„Philammon hieß der Mann, nach welchem du zuvor gefragt, welchem ich meine Kenntnisse in der Tonkunst und in den andern Künsten und überhaupt alles verdanke, was ein Mensch dem andern danken mag, und was freilich zuletzt, wie ich glaube, nicht allzuviel sein mag, denn das meiste entscheidet ja doch bei dem Menschenkinde, insonderheit bei dem Weibe, der Boden, auf welchem es emporgesproßt, und der Heimatäther, den es in sich geatmet, und der Dinge Gestalt, die es früh um sich gesehen, vor allem aber die Sendung, und das Verhängnis, und der Stern, unter dem es geboren worden.

Der gute Philammon! Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder mit einem Manne in so glücklichem Frieden zusammenleben werde als mit ihm; denn er machte keine Ansprüche mehr an mein Geschlecht und ich noch keine an das seinige. Er zählte achtzig Jahre und ich zehn. Freilich erschien er um den vierten Teil seiner Jahre jünger und ich um den vierten Teil der meinigen älter.

Nach meines Vaters Axiochos und meiner Mutter Tode zu Milet war ich von ihm als väterlichem Freunde und Vormunde in sein Haus aufgenommen worden. Er war der gelehrteste, weiseste, beredetste und zugleich heiterste Greis im heiteren Milet, der liebenswürdigste Greis vielleicht, den seit Anakreon die Erde getragen. Ich weiß nicht, ob sich irgendetwas schöner befreundet, als ein jugendlicher Greis und ein frühreifes weibliches Kind. Die schönsten Gegensätze des Lebens suchen und berühren sich da aufs sinnigste. Ich war bis zur Leidenschaft entflammt in des Philammon schneeweißen, lang hinabwallenden Bart, in seine hellen Augen, aus welchen mir alles Wissenslicht der Welt zu leuchten schien, in seine Lyren und Zithern, in seine Bücherrollen, in die Erz- und Marmorbilder seines Hauses und in den herrlichen Blumenflor seines Gartens. Was ihn

betrifft, schien er an mir nicht weniger Freude zu haben; von der Stunde an, wo ich in sein Haus gebracht worden, trug er ein Lächeln auf den Lippen, wie ich es nie wieder so schön bei einem Glücklichen gesehen, und das zuletzt nicht einmal der Tod auf denselben völlig auszulöschen vermochte. Fünf Jahre lang lebte ich im Dufte der Rosen, mit welchen dieser göttliche Greis seine Becher umkränzte, trank die Weisheit seiner wissenshellen Augen und seiner von Beredsamkeit überströmenden Lippen, spielte auf seinen Lyren und Zithern, entfaltete mit entflammten Wangen seine Bücherrollen, betrachtete seine Erz- und Marmorbilder und pflegte die Blumen seines Gartens. Die Welt der Poesie, der Töne und des Frühlings war für ihn selbst aufs neue lebendig geworden, indem er sie noch einmal mit dem Kinde durchgenoß. Er sagte, er sei achtzig Jahre alt geworden, und er verstehe manche seiner Bücherrollen erst, seit ich, das Kind, sie ihm vorgelesen.

Als er tot war, nannten mich die Milesier das schönste Mädchen der ionischen Gestade, und ich sah zum erstenmal in einen Spiegel. Das Leben der reichen Stadt, wo früh der Hellenengeist an Asias Sonne zu üppiger Milde gereift ist, begann mich mit rauschenden Wellen zu umdrängen.

Aber ich war unzufrieden.

Bei Philammons Bücherrollen und Marmorbildern war ich heiter gewesen; im rauschenden Reigen der Freude, von Huldigungen umgeben, wurde ich ernst, nachdenklich, eigenwillig, launenhaft, anspruchsvoll. Ich vermißte etwas.

Die Männer von Milet erschienen mir geckenhaft. Sie umwarben mich; ich verachtete sie.

Ich stand nach des Philammon Tode verwaist, jung, arm, unerfahren in der Welt.

Da sah mich ein persischer Satrap und faßte sofort den Plan, das vielgepriesene ionische Mädchen nach Persepolis zu bringen, es dem großen König zuzuführen. Meine törichte Mädchenseele ward entflammt. Ich dachte an Rho-

dopis, welche den Ägypterkönig, an meine Landsmännin Thargelia, welche den Thessalerkönig zum Gemahl gewann. Der Perserkönig selbst aber, der mächtigste der Erde, schwebte meiner Seele vor als der Inbegriff alles männlich Schönen, Erhabenen, Liebenswerten und geistig Gewaltigen. Als Kind bei Philammon war ich altklug gewesen; jetzt, als heranreifende Jungfrau, ward ich töricht. Zu Persepolis angelangt, wurde ich aufs reichste geschmückt und sodann in die mit blendender Pracht ausgestattete Königsburg geführt. Inmitten dieser Pracht saß der Perserkönig, nicht minder prunkvoll behängt, aber mit dem Antlitz eines gewöhnlichen Menschen. Er glotzte mich mit matten Despotenaugen an. Zuletzt begann er schläfrig nach mir die Hand wie nach einer Ware prüfend auszustrecken. Das empörte mich, Tränen des Unmuts traten mir in die Augen. Dem Perser aber gefiel das und er lächelte mit schlaffen Zügen. Er schonte meiner sogar seit jenem Augenblicke und sagte, der Stolz der Griechinnen gefalle ihm besser als die sklavische Willenlosigkeit der andern Weiber. Nach wenigen Wochen war des Despoten Herz für mich entflammt. Mich aber befiel eine Angst; ich versank in Schwermut. Fremd, einförmig, ernst erschien mir das Leben um mich her. Diese Menschen ließen nicht auf sich wirken. Dumpf lebten sie hin in ihren, von erschlaffenden Aromen durchwürzten Prunkgemächern. Fremdartig und beängstigend starrte des Morgenlandes Prunk mich an, und rasch war der Zauber gewichen, mit welchem er anfangs meine Phantasie gefangennahm. Ein kühler Schauer ergriff mich vor den Tempeln und Götzen der Fremde; ich sehnte mich zurück zu den Göttern von Hellas.

Ich floh nach kurzer Zeit. Hoch atmetete ich auf, als ich den ionischen Boden wieder betrat, als ich das griechische Meer, neues und schöneres Glück verheißend, wieder ans Gestade branden sah. Im Geleit einer einzigen treuen Sklavin suchte ich im Hafen von Milet ein Schiff, das mich nach Hellas bringen konnte. Ich fand einen megarischen Kauf-

fahrer, welcher bereit war, mich nach Megara zu bringen. Von dort konnte ich rasch das nahe, stolzaufblühende Athen, nach welchem meine Seele längst sich gesehnt, erreichen. Zu Megara mit meiner Sklavin angekommen, stand ich für den Augenblick allein und ratlos da. Der betagte Schiffsherr, der mich von Milet auf seinem Fahrzeug mit herübergebracht, lud mich in sein Haus und versprach, mich in den nächsten Tagen nach Athen zu entsenden. Ich folgte seiner Einladung. Er aber verzögerte von Tag zu Tag die Vorbereitungen meiner Entsendung, und zuletzt merkte ich, daß er die Absicht habe, in seinem Hause mich festzuhalten. Bald aber sah ich zugleich mit dem Vater den heranwachsenden Sohn in Leidenschaft entbrannt, und im Hause wie eine Gefangene zurückgehalten, ward ich zu meiner Qual verfolgt von doppelter Liebeswerbung. Für sie, meinten jene Toren, hätte ich, dem Perserkönig unverletzt entflohen, mich aufgespart. Als ich nun spröde blieb und alles tat, um die Fesseln, die man tückisch mir angelegt, zu sprengen, da brach der Groll jener beiden in helle Flammen aus. Des Schiffsherrn Gattin aber hatte von Anfang an die jugendliche Fremde mit argwöhnischem Auge gesehen; und da nun diese, während die beiden Männer mir grollten und unter sich um meinetwillen grimmig haderten, von wilder Eifersucht ergriffen wurde, so sah ich mich wie von Furien umgeben und schwer bedroht von den Leidenschaften aller dieser Erregten. Dem Weibe kam der Gedanke, die Megarer gegen mich als fremde Betörerin, als Störerin des Friedens aufzuhetzen, und da die beiden Männer durch meine Sprödigkeit und die Unmöglichkeit, mich länger zu halten, aufs äußerste erbittert waren, so unterstützten sie aus Rachedurst das Beginnen des Weibes. Ihr Bemühen war nicht erfolglos. War ich doch in Megara, unter Leuten dorischen Stammes; unter Leuten, welche mitten unter umwohnenden Joniern, losgetrennt von ihren Stammesgenossen im Peloponnesos, dem mächtig drohenden Athen so nahe, nur um so bewußter ihr dorisches Wesen hervor-

zukehren, nur um so sklavischer mit Spartersitte liebäugeln zu müssen vermeinen. Streng und männlich in ihrem Tun wollen sie erscheinen, aber sie sind doppelt zügellos, wenn die Leidenschaft sie ergreift, denn ihr Gemüt ist roh, gemein ihr Sinn. Ihr heftiges Empfinden ist fremd der Sänftigung, welche über die Gemüter anderer Menschen verbreitet wird vom Hauche der Anmut.

Auf mein dringendes Verlangen gab man sich endlich den Anschein, mich ruhig ziehen zu lassen. Ein Maultier stand bereit für meine Habe, eine Sänfte für mich und meine Sklavin. Als ich aber aus dem Hause des Megarers trat, fand ich das gegen mich entflammte Volk auf der Straße versammelt, sah mich mit spottenden und schmähenden Worten empfangen. Dem Megarervolke hatte es genügt, zu hören, daß ich eine Milesierin sei, um mich zu hassen und mich in blinder Wut zu verfolgen. Ich weiß nicht, was mit solchem Mute, mit solchem Stolz mich beseelte, als ich diesen Dorerpöbel grinsend, schreiend, drohend um mich versammelt sah. Mit erhobenem Haupte durchschritt ich die Menge, hinter mir die zitternde Sklavin. Die vordersten, welche ein wenig vor mir zurückwichen, wurden von denjenigen, welche hinter ihnen standen, neuerdings gegen mich gedrängt; ich sah mich im Knäuel der Verwirrung festgehalten, gestoßen, und da ich aufglühend ein Wort des Zornes gegen die Menge schleuderte, so faßten einige mit frecher Bedrohung mich an den Armen und am Gewande.

In diesem Augenblicke kam ein von Rossen bespanntes Reisegefährt des Weges. In diesem Gefährte saß ein Mann, ansehnlich und begütert, wie es schien, von Sklaven umgeben.

Als dieser Mann mich erblickte, inmitten des bedrohlichen Getümmels, während einige der Verwegensten schon Hand an mich legten, ließ er halten, befahl den Seinigen, mich und meine Sklavin in den geräumigen Reisewagen zu heben, und nachdem dies geschehen, sah ich in wenigen Augenblicken durch das Gespann des Fremden mich der unver-

geßlichen Schmach, die mich bedrohte, und dem für immer verwünschten Megara entführt.“

„Ich begreife nun, o Aspasia,“ fiel hier Perikles ein, „warum du, deinem sonst so maßvollen Wesen zuwider, dich so feindselig entflammt zeigst, sobald der Dorer und dorischen Wesens gedacht wird!“

„Ich leugne es nicht,“ erwiderte Aspasia, „ich habe seit jenem Tage von Megara allen Dorern Feindschaft und Rache geschworen für immer!“

„Jener Mann, der dich rettend entführte,“ sagte Perikles, „war ohne Zweifel kein anderer als Hipponikos?“

„Er war es!“ erwiderte Aspasia.

„Du hast“, fuhr Perikles fort, „des ionischen Wesens üppigste Blüte zu Milet, und des dorischen plumpes Übermaß zu Megara kennen gelernt. Auf dem Boden Athens angelangt, fühlst du dich, wie ich hoffe, in jener schönen und glücklichen Mitte, welche die Versöhnung und Harmonie der Gegensätze in sich schließt.“

„Es war mir sogleich ein gutes Zeichen,“ gab Aspasia zur Antwort, „daß, nachdem ich den Boden Athens betreten, der Zufall mich mit jener Stätte in Berührung brachte, in welcher des neuen athenischen Geistes lebendigste Funken sprühen — der Werkstätte des Pheidias!“

„Und dort,“ fiel Perikles ein, „dort fandest du die Männer, die du am Hofe des Persers vermißtest, die Regsamen, Empfänglichen, auf welche du wirken konntest — dort fandest du den feurigen, blühenden Alkamenes . . .“

„Und den grübelnden, nicht feurigen, noch blühenden Sohn des Sophroniskos,“ versetzte Aspasia; „und beiden strebte ich, das zu bieten, wessen sie mir für ihr eigenstes Wesen zu bedürfen schienen. Dem Bildner zeigte ich, daß er nicht bloß von Meister Pheidias lernen könne, und die falsche Bescheidenheit des Wahrheitsuchers, der alle Welt mit seinen grübelnden Fragen quält, gelang es mir zum Teil in eine wirkliche umzuwandeln. Aber noch fehlte der Mann, dem ich nicht bloß dieses und jenes, dem ich alles,

dem ich mein ganzes Selbst darzubringen nicht zurückschreckte. Endlich fand ich ihn. Seitdem bin ich der Esse, wo des neuen hellenischen Geistes und Lebens ureigenste Funken sprühen, noch näher gekommen, als in der Werkstätte des Pheidias . . ."

„Und wo war dies?" fragte Perikles.

„Am Herzen des Gemahls der Pfauenschlächterin Telesippe!" erwiderte lächelnd Aspasia und lehnte ihr schönumlocktes Haupt mit bedeutungsvoller Gebärde an die Brust des herrlichen Mannes.

Dieser neigte sich mit einem Kusse zu ihr hinab und erwiderte:

„Mancher von jenen Lebensfunken des hellenischen Geistes schliefe vielleicht unerweckt in dieser Brust, o Aspasia, wenn du dein schönes Haupt niemals an dieselbe gelehnt hättest!"

So verfloß dem glücklichen Paare der Tag in den Gärten des Sophokles.

Der Abend begann zu dämmern, die Büsche dufteten stärker, die Nachtigallen begannen ihr Lied in den Zweigen, und als wollten sie mit diesen wetteifern, erhoben ihre hellen Stimmen im Grase die Zikaden; Glühwürmer leuchteten aus dem tieferen Dunkel der Büsche und Hesperus sprühte Funken am Abendhimmel.

Jetzt erschien der Dichter wieder, um seine Gäste zum Mahle zu laden. Wieder führte er sie in jenes trauliche, lieblich ausgeschmückte Gartenhaus.

„Du hast mir," sagte Sophokles, zu Aspasia gewendet, „als ich von euch schied, einen Befehl mit auf den Weg gegeben. Und wer möchte säumen, dir zu gehorchen in allem, was du wünschen magst?"

Damit deutete er nach dem Hintergrunde des Gemaches, aus welchem lächelnd Philainion hervortrat.

Perikles und Aspasia waren angenehm überrascht. Philainion war klein, aber von bezauberndem Ebenmaß der Gestalt; dabei kräftig an Gliedern und doch voll Anmut in den Bewegungen. Sie hatte die schwärzesten Augen,

und über der etwas niedrigen Stirne das schwärzeste Kraushaar, das man sehen konnte.

Aspasia dankte dem Dichter in anmutigen Worten für seinen Gehorsam und küßte Philainion auf die Stirne. Fröhlich lagerte man sich dann zum Mahle. Viel der süßen Labe ward geboten, und wieder floß der feurige Chierwein unter heiterem, geistbeflügeltem Gespräch und Gelächter.

Dann las Sophokles den Gästen seinen versprochenen Lobgesang auf den Eros, das unsterbliche Chorlied auf den „Allsieger im Kampfe".

Berauscht von schöner Begeisterung, begannen Aspasia und der Dichter das Lied sogleich auch zum Klange der Saiten zu singen. Die Melodie dazu floß wie von selbst von ihren Lippen: sie erfanden dieselbe gemeinsam.

Philainion, von der gleichen Trunkenheit ergriffen, stimmte ein und, vom Liede sowie vom feurigen Chier begeistert, fing sie bald auch an, den Gesang mit den reizendsten, ausdrucksvollsten Tanzbewegungen zu begleiten.

Wer vermöchte das Glück dieser begnadeten Menschen zu schildern?

Sie waren heiter-selig wie die olympischen Götter.

Als Perikles mit Aspasia den Gartenraum durchschritt in später Stunde der Heimkehr, dufteten die Rosen berauschend, die scharlachrote, geheimnisvoll flammende Blüte der Lichtnelke wetterleuchtete im Dunkeln.

Und niemals schmetterten die Nachtigallen am Kephissosufer lauter als in jener Nacht.

„Weißt du, was sie singen", sagte Perikles zur lächelnden, an seiner Seite wandelnden Aspasia. „Sie singen alle das Chorlied des Sophokles an den Eros; sie singen alle:

„Eros, du Allsieger im Kampf,
Du ruhst auf zarten Wangen
Des Mädchens und übernachtest" —

Sie singen alle:

„Siegenden Zauber spielt
Die göttliche Schaumgeborne!“

Sie singen alle:

„Strahlender Schönheit Reiz
Sitzt mitratend im Rat
Höchster Gewalten!“

---

7. Der Diskoswurf.

Seit das von Perikles den tonkünstlerischen Aufführungen gewidmete Prachthaus mit einem Wettkampfe der Tonmeister eingeweiht und eröffnet worden, strömten die Athener fleißig herbei gegen den mittäglichen Fuß der Akropolis, um das eigentümliche Bauwerk und sein keilförmig zulaufendes, aus den Masten erbeuteter Perserschiffe erbautes Dach zu bewundern.

Aber gar bald folgte der Vollendung des Odeion die des Lykeion, und wie eben erst zu jenem, so drängt der Schwarm jetzt sich hinaus vor das gegen Sonnenaufgang gewendete Tor nach dem Ilissos hin, um die neue herrliche Ringschule, die nicht ihresgleichen hat, zu sehen.

Obgleich noch neu, sind Wände und Säulen doch schon hie und da bekritzelt mit schmeichelnden Inschriften, welche das Lob des einen oder des andern schönen Knaben verkündigen. Denn nicht die schaffenden Bildner allein, welchen die Wohlgestalt der Jünglinge, bei vielen Leibesübungen hier ohne Hülle sich zeigend, eine willkommene Schule des Naturgemäßen und des Schönen in der Bildkunst ist, auch die müßigen Schönheitsfreunde kommen hierher, um an dem Anblick reinentwickelter Jugendblüte sich zu ergötzen. Mit ihren begeisterten Kennerblicken wetteifert das Auge zärtlicher und ehrgeiziger Väter, welche mit stolzer Befriedigung die

übungen und Wettkämpfe ihrer Erzeugten verfolgen, die Kraftentfaltung und den Eifer derselben mit mancher lebhaften Gebärde, mit manchem lauten Zurufe spornend. Im übrigen gibt es auch schwärmerische Liebhaber der gymnischen Künste, welchen die Schau derselben an und für sich selbst ein Labsal ist, und welche mit alternden Gliedern, wie verjüngt durch den Eifer, die Bewegungen und Übungen der Jugend, soviel deren vor ihren Augen gemacht werden, im Zusehen bewußt oder unbewußt mitmachen. Ja, bis auf einen solchen Grad steigt bei manchen dieser leidenschaftlichen Liebhaber die eingeborene Lust, daß sie nicht damit sich begnügen, tagelang müßige Zuschauer im Lykeion so wie in den Palästren abzugeben, sondern geradeswegs, wenn der Drang sie überkommt, werfen sie sich unter die Jünglinge, um an ihren Übungen teilzunehmen, oder sie fordern gar einen Altersgenossen aus der Menge zu einem kleinen Ringkampfe auf dem Sande des Gymnasions heraus. „Heda, Charisios," heißt es, „wollen wir nicht noch einmal ein Wettspielchen miteinander wagen, wie so oft in unserer glücklichen Ephebenzeit? Welche jungen Herkulesse waren doch wir — wie anders, als diese Knäblein von heute!" So heißt es, und die beiden Männer gedenken ihrer blühenden Jugendtage und fassen sich und ringen miteinander nach unvergessenen Regeln der Kunst im Kreise ermunternder Zuschauer.

Aber nicht bloß den körperlichen Übungen dient der Ort: er ist ein riesiger Gesellschaftssaal. Und so sehr ist er dies, daß alle die eigentlichen Übungsräume auf der einen, mittäglichen Seite des Peristyls hinter der doppelten Säulenhalle liegen, die drei übrigen Hallen aber, sowie die Baumpflanzungen, welche an die Ringschule sich schließen, nur dem geselligen Verkehr der Athener gewidmet sind. Hier finden mit ihren Bewunderern, Freunden, Schülern sich vielgesuchte Männer zusammen. Mag man hier doch immer noch ungestörter sich unterreden, als in den Hallen der lärmvollen Agora. Was die Nachwelt eifrig in bestaubten Bücherrollen lesen wird, das strömt lebendig hier von den

Lippen der Denker. An den Meister und seine vorerst nur wenigen Schüler, die hier an seiner Seite horchend dahinschreiten, schließt aus der Menge wer da will sich an. Wenige Tage sind es, seit des Lykeions Räume ihre Pforten erschlossen und schon könnt ihr den kühnen Flügelschlag des hellenischen Gedankens in denselben rauschen hören.

In jenem Greise mit den hellen Augen erkennt ihr den Freund des Perikles, den edlen Anaxagoras, wieder. Gleich ihm hat mancher Athener schon gelernt, nach des Naturlaufs Gründen zu fragen, und über olympische Götterlaunen hinaus ewige Gesetze des natürlichen Geschehens aufzusuchen. Aber viele noch gibt es auch, die geneigt sind, eine unheimliche Art von Magier in ihm zu erblicken.

„Ist dies nicht der Weise von Klazomenä?“ fragt ein Athener, an einen der Schüler und Hörer in der Gruppe sich wendend, welche den Philosophen umgibt; „ist's nicht derselbe, von welchem man sagt, daß er einmal bei den Spielen zu Olympia mit einer Wildschur um den Leib sich hinsetzte, während die Sonne am heiteren Himmel schien, und denjenigen, die ihn deshalb bespöttelten, sagte, daß, bevor noch eine Stunde verflossen, ein Unwetter losbrechen würde, was denn auch in der Tat zu aller Verwunderung eintraf. Woher schöpfte wohl der Mann eine solche Voraussicht, wenn er nicht besser als irgendeiner auf übernatürliche Dinge und auf die Ausübung der mantischen Künste sich versteht?“

„Frage doch ihn selbst!“ erwiderte der Schüler.

Der Athener befolgt den Rat und wiederholt seine Frage dem Anaxagoras ins Angesicht: „Bist du der Mann, der zu Olympia in einer Wildschur sich hingesetzt und ein Ungewitter vorausgesagt bei heiterem Himmel und hellem Sonnenschein?“

„Allerdings!“ erwidert lächelnd Anaxagoras. „Und auch du hättest dasselbe vermocht, ohne Anwendung von magischen oder mantischen Künsten, wenn dich, wie mich, ein arkadischer Hirt belehrt hätte über die Haube des Erymanthos?“

„Was willst du sagen mit der Haube des Erymanthos?“ fragt der Athener.

„Der Erymanthos“, versetzt Anaxagoras, „steht als ein hoher Gebirgstock dort, wo die Grenzen von Arkadien, Achaja und Elis zusammenstoßen; und sieht man von Olympia aus einen gewissen Gipfel dieses Gebirges bei großer Hitze und wehendem Nordost sich mit der leichtesten Wolkenhaube bedecken, so entladet binnen weniger als Stundenfrist sich ein Gewitter, das kühlen Schauer bringt und gewaltigen Regenguß über die pisatischen Auen.“

Und als hierauf von den Umstehenden die Rede auf Entstehung und Ursachen der Gewitter gebracht wird, versichert Anaxagoras, der Blitz entstehe durch eine gewisse Art von Reibung der Wolken aneinander. Er geht auch auf andere Naturerscheinungen über und bringt ganz neue ungewöhnliche Behauptungen vor; so z. B. will er wissen, die Sonne bestehe aus einer glühenden Erzmasse und sei größer als der Peloponnesos. Der Mond, behauptet er, sei bewohnt und habe Hügel und Täler.

Während solchergestalt der Weltweise mit seinen Hörern lustwandelt, anderswo lebendig erregte Kreise um den Politiker sich bilden oder um den Neuigkeitskrämer, sitzt in einer menschenleeren Ecke der entferntesten mitternächtigen Halle des Lykeion auf der glattgemeißelten umlaufenden Marmorbank ein Paar, das über wichtige Dinge in der Zurückgezogenheit mit Eifer zu verhandeln scheint.

Es ist ein Jüngling von ausnehmender Schönheit, und ein junger Mann von einer Gesichtsbildung, welche der seines Gefährten und Mitunterredners sehr unähnlich ist.

Es gab unter den einzelnen, welche vorübergingen, kaum einen, der nicht stehen geblieben wäre oder im Vorüberwandeln sich nicht wenigstens umgesehen hätte, um die auffallende Schönheit des Jünglings mit einem aufmerksamen Blicke zu mustern. Einige kamen sogar wieder zurück oder blieben in der Nähe und behielten den Jüngling im Auge, des Augenblickes harrend, wenn er, um an den gymnischen

übungen teilzunehmen — denn zu diesem Zwecke schien er doch wohl gekommen — die ganze enthüllte Wohlgestalt seiner Glieder den Blicken darbieten würde.

Aber sie täuschten sich, die solches erwarteten. Denn der bezaubernde Jüngling war eben wieder die schöne Freundin des Perikles, die heute noch einmal zu dem Hilfsmittel der männlichen Verkleidung zu greifen sich entschlossen hatte, um eine der Lieblingsschöpfungen ihres Freundes, das nun vollendete Lykeion, zu besichtigen. Sie hatte sich diesmals den lange befreundeten Sokrates zum Begleiter erkoren. Sich mit Perikles in dieser Verkleidung öffentlich zu zeigen, konnte sie kaum mehr wagen, da das Geheimnis des im Geleite des allbekannten Mannes gehenden Zitherspielers schon von zu vielen durchschaut war. Sokrates hatte willig auf sich genommen, was Perikles sich selbst und der Freundin versagen mußte.

Er hatte sich am frühen Morgen mit ihr dort eingefunden, um ihr das Innere der Ringschule zu zeigen, bevor die übungen der Knaben und Jünglinge beginnen würden. Er tat mit Eifer das Seinige, indem er Aspasia umhergeleitete in des Gymnasions Mittelraume, dem ins Ungeheure ausgedehnten, von Säulenhallen umgebenen Hofe, hinter welchem geräumige Säle sich reihten, auch die Bäder nicht vergaß, noch die jungen Baumpflanzungen, die neben dem Gymnasion, als eine den Lustwandelnden willkommene Ergänzung desselben, auf dem wiesigen Grunde des Ilissosufers sich hinzogen.

Den „Wahrheitsucher", den „Weisheitsfreund", den Grübler aus der Werkstätte des Pheidias zum Begleiter wählen, ohne den geheimen Anschlägen des unterredungslustigen Mannes zum Opfer zu fallen, war unmöglich. Und so hatte er denn auch jetzt vorerst, in seiner nachdenklichen Art sprechend, erwogen, wie sinnvoll Perikles das Odeion durch das Lykeion ergänzte und wie er damit vielleicht habe sagen wollen, daß die musischen und die Turnkünste immer verschwistert bleiben müßten, und daß sie ver-

einigt die harmonische Tüchtigkeit des Leibes und der Seele erzeugten, und daß nicht bloß in Erz und Gestein der Grieche das Schöne bildend und schauend genießen wolle, sondern im eigenen lebendigen Wesen, dem leiblichen und seelischen, es zu verwirklichen durch einen starken Drang seiner Natur sich getrieben fühle.

Und nachdem er schon der Führerpflicht genügt, wußte er Aspasia noch immer festzuhalten, sie noch tiefer in ein Gespräch zu verstricken. Mit ihr auf der zierlichen Steinbank einer der am wenigsten von Menschen erfüllten, entferntesten Hallen sich niederlassend, war er wieder auf jenen Lieblingsgegenstand zurückgekommen, den er auf die Bahn zu bringen nie versäumte, so oft er der schönen Milesierin habhaft werden konnte. Unglücklicherweise fielen, während er auch jetzt sich bemühte, von ihr die lang gewünschte Aufklärung über den Begriff und das Wesen der Liebe zu erhalten, die Antworten Aspasias so aus, daß Sokrates immer zu erwidern sich genötigt glaubte:

„Was du da beschreibst, Aspasia, das ist ja nicht Liebe des andern — das ist ja alles nur Liebe zu sich selbst . . .“

Er wollte nämlich wissen, was es denn eigentlich heiße, wenn man z. B. sagt, Perikles liebt die Aspasia, oder Aspasia liebt den Perikles. Aber welche schöne Wendungen die Milesierin der Sache geben mochte, Sokrates drehte und wendete sie stets noch geschickter und zog aus Aspasias Worten, sie mochte sagen, was sie wollte, stets nur die Erklärung, daß, wer eine andere Person zu lieben scheine, doch im Grunde nur sich selbst und sein persönliches Vergnügen liebe und suche. Ihm schwebte nur der Gedanke einer Liebe vor, welche wirklich Liebe eines andern, nicht bloß seiner selbst wäre. Und grillenhaft, wie er war, stellte er sich an, als könne er in den Erklärungen Aspasias auch nicht die geringste Spur einer solchen Liebe finden. Er fand darin immer nur einen Egoismus — einen Egoismus zu zweien.

Der Wahrheitsucher und die Schöne hatten schon geraume Zeit über diesen Gegenstand verhandelt, als sie den weisen Anaxagoras mit einigen Begleitern langsam die Halle heraufkommen sahen.

„Die Götter senden uns“, sagte Sokrates, „ohne Zweifel diesen Mann, damit er im Vorübergehen uns aus der Verlegenheit rette.“

„Meinst du nicht,“ erwiderte Aspasia lächelnd, „daß die Jugend sich schämen müßte, wenn sie sich nach der Liebe bei dem Alter erkundigte?“

Anaxagoras war, langsam die Halle heraufkommend und zuweilen einen Augenblick im Gehen einhaltend, soeben beschäftigt, seinen Zuhörern auseinanderzusetzen, der Anfang aller Dinge seien kleine, untereinander ganz ähnliche Teilchen: denn wie das Gold aus Goldstaub, so bestehe das ganze Weltall aus kleinsten, staubkornähnlichen Teilchen, welche durch die in allen waltende Vernunft den ersten Anstoß zu Form und Harmonie erhielten. Diese Vernunft, die er auch den Nus, das ist den Geist, nannte, sei nicht bloß im bewußten Menschenwesen vorhanden, sondern auch des Naturlebens scheinbar dunkelste Tiefen durchwalte sie und alles sei voll Seelen.

Als der Philosoph mit seinen Begleitern jener Stelle ganz nahe gekommen war, wo Sokrates mit Aspasia sich unterredend saß, wendete er von selbst, ohne einen Gruß des jüngeren Mannes abzuwarten, mit einem freundlichen Blicke sich zu ihm, denn er war ihm gewogen. Sokrates erhob sich von seinem Sitze und sagte:

„Wie sehr beneide ich diese deine Freunde da, o Anaxagoras, welche dich den ganzen Tag zu begleiten und jeden Augenblick ihren Wissensdurst aus deinem Borne zu löschen imstande sind. Wir andern, die wir dir nur selten begegnen, tragen die ungelösten Zweifel tagelang in uns umher und quälen uns oder unsere nicht minder wissensdurstigen Freunde mit Bemühungen ab, die zu keinem Ergebnisse führen. Da plage ich nun schon eine Stunde lang

den Sohn des Axiochos und will von ihm erfahren, was die Liebe sei, denn er versteht sich auf solche Dinge. Aber er hält, wie es scheint, mit seiner Weisheit geflissentlich zurück und gibt mit boshafter Neckerei mir Dinge zu hören, bei welchen ich noch unklüger werde als zuvor. Erbarme du dich meiner, Anaxagoras, und sage mir: was ist die Liebe?"

„Im Anfang", erwiderte der Philosoph, die Frage mißverstehend und den Gegenstand von seiner übernatürlichen Seite fassend, „waren die Urstoffe und Samen der Dinge in blinder Unordnung gemischt. Da war alles Chaos und Nacht und Erebos. Nicht Himmel, noch Erde, noch Luft war da, bis die schattenbeschwingte Nacht, vom Winde befruchtet, das Urei gebar, aus welchem die verlangende Liebe zur Welt kam, oder der geflügelte Eros, wie die Dichter sagen, durch dessen waltende Macht der innere Streit und Zwiespalt der Dinge sich löste, und anderes mit anderm liebend sich mischte, bis Wasser und Erd' und Himmel und Menschen und Götter in gesonderten Gestalten hervortraten aus dem Schoße der allbefruchtenden Natur, als Kinder der Liebe . . ."

„So wäre also Eros das Urwesen," sagte Sokrates, einen Augenblick dem ins übermenschliche Gebiet abschweifenden Philosophen folgend; „aber ich habe von dir, o Anaxagoras, auch den Nus als erstes und höchstes nennen hören. Sollten Nus und Eros, allwaltende Vernunft und allzeugende Liebe, dasselbe sein?"

„Es ist wohl möglich," versetzte Anaxagoras, „daß sie eins sind im innersten Grunde, und daß sie nach demselben Ziele trachten — jenes wissend, dieses blind . . ."

„Dann wäre es mit einem Male erklärt," rief Sokrates, „was es besagen will, wenn man von der Blindheit der Liebe, von den verbundenen Augen des Eros spricht. Wenn ich dich recht verstanden, Anaxagoras, so ist Eros nichts anderes, als der Nus mit verbundenen Augen . . ."

„Nimm es immerhin so, wenn es dir so gefällt!" sagte Anaxagoras lächelnd.

„Nun sieh' aber, Anaxagoras," fuhr Sokrates fort, „wie du mich und diesen Jüngling hier, den Sprößling des Milesiers Axiochos, von unserm eigentlichen Gegenstande abgebracht hast, in dem du uns in die obersten Höhen der Weisheit entführtest. Denn ich und dieser Jüngling, wir hatten bei unserm Gespräch eine andere Art von Liebe im Auge, als die du uns in deiner Rede vom Streit der Dinge und vom Erebos und vom Urei soeben gedeutet hast. Wir fragen nämlich — und auch dieses erscheint der Frage vielleicht nicht unwert — welches denn die eigentliche Natur, das Wesen und der Zweck jener Empfindung sei, kraft welcher ein Mensch den andern, insbesondere aber jener Mann dieses Weib, oder jenes Weib diesen Mann zu lieben behauptet?"

„Ein Verlangen dieser Art," versetzte Anaxagoras, „durch welches der Mann zum Weibe, aber nicht zum Weibe überhaupt, sondern zu einem bestimmten Weibe und hinwiederum ein Weib nicht zum Manne überhaupt, sondern zu einem bestimmten Manne in leidenschaftlicher und willenloser Begierde hingezogen wird, ist eine Art von Erkrankung der Seele und als solche wohl beklagenswert. Denn eine krankhafte Begier und leidenschaftliche Neigung dieser Art stürzt nicht bloß denjenigen, dessen Begierde von dem Gegenstande, auf welchen sie sich ausschließlich richtet, ungestillt bleibt, in die kläglichste Verzweiflung und in den trübseligsten Jammer, sondern sie bringt, auch wenn sie Hoffnung hat gestillt zu werden, oder wirklich zum Teile gestillt wird, die von ihr Behafteten in eine Abhängigkeit von dem geliebten Gegenstande, welche jeder schon an sich als seiner unwürdig und als schmählich erkennen müßte, welche aber auch deshalb für den Weisen durchaus zu vermeiden ist, weil er, um den Gleichmut und die innere Zufriedenheit der Seele zu behaupten, niemals sich an irgend etwas mit leidenschaftlicher Vorliebe hängen darf. Denn alles, woran wir uns in solcher Weise durch Gewöhnung fesseln lassen, kann uns wieder entrissen werden, und sein Verlust

bereitet uns dann unerträgliche Qualen. Solch krankhafte Liebesleidenschaft verwirrt das Gemüt, erfüllt es mit beständiger Angst und Eifersucht, macht den Kühnsten zag, den Stärksten schwach, den Besten gleichgültig gegen Ehre und Schmach und den Sparsamsten zum Verschwender. Untereinander aber entflammt sie die Menschen zum erbitterten Hader und stiftet Unheil für ganze Völker und Städte, sowie ja auch um eines Weibes willen Ilion zerstört worden und die Griechen ein Jahrzehnt lang alle erdenkliche Mühsal und das vergossene Blut ihrer Besten erduldet."

Anaxagoras hatte noch kaum seine Rede beendet, als Perikles, mit einem Begleiter im Gespräch, die Halle heraufkam. Er sah den Anaxagoras mit Sokrates sich unterreden. Er erkannte auch die verkleidete Aspasia an der Seite des Sokrates und warf ihr einen verwundert fragenden Blick zu, den sie mit einem unbefangenen Lächeln erwiderte.

Perikles blieb stehen, und da er die letzten Worte der Rede des Anaxagoras gehört, so fragte er die ihn Grüßenden, über welchen Gegenstand sie sich denn eben mit so gespannter Aufmerksamkeit von Anaxagoras hätten belehren lassen.

„Laß dir dieses, o Perikles," sagte Sokrates mit schlauem Lächeln, „von dem Jüngling hier, dem Sohn des Milesiers Axiochos, auseinandersetzen; denn er eben ist schuld, daß Anaxagoras gezwungen wurde, an dieser Stelle Halt zu machen und einiges über einen der nach meinem Bedünken schwierigsten Punkte des menschlichen Erkennens zu äußern."

„Die Rede des weisen Klazomeniers", sagte Aspasia, „war veranlaßt durch die Frage des Sokrates, was zu halten sei von der Liebe."

„Und was antwortete der weise Klazomenier in betreff dessen, was zu halten sei von der Liebe?" fragte Perikles.

„Er sagte," gab Aspasia zurück, „wenn ich anders seinen Gedanken und nicht bloß seinen Worten gefolgt bin, daß die Liebe, so feurig sie sein möge, doch immer nur Sache des heiteren, fröhlichen Lebensgenusses bleiben müsse, und daß sie nicht zu krankhafter, trübseliger Schwärmerei ent-

arten dürfe, noch zur Tyrannei, noch zu herznagender Eifersucht . . .“

„Er sagte,“ fiel Sokrates mit bedeutungsvollem Lächeln ein, „daß, wenn einer den Jüngling, der ihm teuer, oder die Schöne, die er liebt, an der Seite eines andern, schönen oder häßlichen Mannes erblicken sollte, er deshalb nicht sogleich für nötig halten dürfe, olympische Brauen zu runzeln, oder eine Griechenflotte in Aulis zu versammeln, um in wildem Rachedurst Völker auszutilgen und Städte zu verwüsten . . .“

Perikles lächelte. Er fand die Silensgestalt des Wahrheitsuchers beinahe drollig neben dem strahlenden Liebreiz der ihm zur Seite sitzenden verkleideten Aspasia. Es war im ersten Augenblicke allerdings befremdend für ihn gewesen, Aspasia hier zu treffen, und seine olympischen Brauen hatten sich in der Tat bei ihrem Anblicke ein wenig zusammengezogen; aber nun schämte er sich beinahe dieser ersten Regung. Er zweifelte nicht an der Absicht seiner schönen Freundin, sich, wie es mit Rücksicht auf ihr Geschlecht ihr geziemte, vor Beginn der Leibesübungen aus der Ringschule zu entfernen. Aber er hielt es doch für geraten, sie durch eine versteckte Mahnung daran zu erinnern, daß dieser Zeitpunkt nahe sei, und daß sie bedacht sein müsse, denselben nicht zu versäumen. Er ließ die Äußerung fallen, daß die Übungen unverweilt beginnen würden. Er fügte hinzu, daß es heute für ihn selbst Ehrensache sei, sich hier einzufinden, da seine beiden Söhnlein, Xanthippos und Paralos, sowie sein Mündel Alkibiades, nachdem sie schon eine kleine gymnische Vorschule in der Palästra durchgemacht, zum erstenmal in den öffentlichen Übungen der Knaben in der Ringschule teilnehmen würden. Nicht länger sei der kleine Alkibiades zurückzuhalten gewesen, der nichts mehr von der armseligen Palästra hören wolle und danach glühe, sich auf dem öffentlichen Felde der Ehren, im Lykeion, mit seinen Altersgenossen zu messen.

Anaxagoras und seine Begleiter vernahmen diese Nach-

richt nicht ohne lebhafte Teilnahme und schlossen dem Perikles sich an, um Zeugen der Wettkämpfe des kleinen Alkibiades zu sein, von welchem die Athener, so jung er war, doch schon zu sprechen begannen.

Aspasia erhob sich ebenfalls mit Sokrates, wie um den übrigen zu folgen, forderte jedoch insgeheim den Wahrheitsucher auf, sie aus dem Lykeion hinwegzugeleiten.

Aber der grüblerische junge Steinmetz aus der Werkstätte des Pheidias schritt, nachdem er mit der verkleideten Schönen aus dem Gedränge entwichen, wie traumwandelnd neben ihr hin, und ohne es zu wissen und zu wollen, führte er sie, statt aus der Ringschule hinaus, in die abgelegenste, eben völlig verödete Halle derselben, weit ab von dem Schauplatze, wo die Jünglinge und Knaben sich übten.

Sein Inneres war ganz ausgefüllt durch die schweigsame Erwägung dessen, was Anaxagoras über die Leidenschaft der Liebe geäußert hatte. Die Worte des Weisen waren tief in seine Seele gedrungen.

Aspasia fragte ihn zuletzt nach dem Grunde seines nachdenklichen Schweigens.

Er antwortete lange nicht; dann aber, wie aus einem tiefen Traume erwachend, begann er, nachdem er seine Begleiterin eingeladen, sich neben ihm auf einen Marmorsitz in der völlig menschenleeren Halle niederzulassen:

„Weißt du, Aspasia, wann in meinem Leben zum ersten Male mein Dämon sich bei mir meldete?"

„Was nennst du deinen Dämon?" fragte Aspasia.

„Mein Dämon", erwiderte jener, „ist ein Mittelwesen zwischen göttlicher und menschlicher Natur. Er ist kein Phantom, kein Hirngespinst: denn ich höre zuweilen ganz deutlich, so deutlich, als man nur etwas vernehmen kann, seine Stimme in meinem Innern. Aber er verschmäht es leider, mir die Tiefen der Weisheit in geheimer Offenbarung aufzuschließen; was Erkenntnis anlangt, scheint er nicht stärker und nicht weiser als ich selbst. Er begnügt sich damit, mir in einzelnen Fällen kurz und ohne alle Be-

gründung mit seiner innerlich vernehmlichen Stimme zu sagen, was ich tun oder was ich lassen soll. Zum erstenmal in meinem Leben vernahm ich diese seine Stimme, als ich dich, Aspasia, zum erstenmal erblickte!“

Aspasia fühlte sich sonderbar berührt, als sie den jungen Grübler so ernsthaft und wie von einer wirklichen Person und der natürlichsten Sache von der Welt von seinem Dämon reden hörte.

„Und was gebot dir der Dämon in jenem Augenblicke?“ fragte sie lächelnd.

„Als ich dich erblickte und der Gedanke sogleich sich meiner bemächtigte, dich nach dem Wesen der Liebe zu fragen, da ließ er sich leise, aber deutlich vernehmen. ‚Tue das nicht!‘ sagte er. Aber ich dachte: Was will dieser Fremdling? Was kümmern ihn meine Angelegenheiten? — Ich gehorchte nicht und fragte dich, fragte dich oft, und immer nach dem Wesen der Liebe. Aber nun bin ich entschlossen, ihm für die Zukunft in allem, was er mir gebieten oder verbieten mag, zu gehorchen; denn ich habe mich indessen überzeugt, daß er der rechten Einsicht voll, und wohlwollend, und alles Vertrauens würdig ist.“

„Du bist ein Träumer, Freund!“ sagte Aspasia, „obgleich du vorgibst, nach den klaren Begriffen der Dinge zu jagen. Zu sehr nach innen gekehrt ist dein Wesen, o Sohn des Sophroniskos! Blick' um dich und sieh' den reinen, ruhigen, gesunden, von heiterer Schönheit gesättigten Umriß des Lebens dich überall umgeben! Opfere den Charitinnen, o Sokrates! opfere den Charitinnen! Und vergiß nicht, daß du ein Grieche bist!“

„Ein Grieche?“ erwiderte lächelnd Sokrates. „Bin ich nicht zu häßlich, um ein Grieche zu sein? Meine Stumpfnase fällt hinaus aus der Sphäre des reinen Griechentums. Ich mache aus der Not eine Tugend und suche ein Lebensideal, das verträglich ist mit der Unschönheit!“

Aspasia blickte nach diesen Worten dem Sokrates mit einem Gemisch von Befremdung und von Mitleid ins Gesicht.

Der arme Sohn des Sophroniskos! Er schritt unter den heiter befriedigten Menschen dahin als der einzig Unbefriedigte. Man fing an, ihn zu den Weisen zu zählen. Aber niemand hatte ihn jemals etwas behaupten gehört. Er fragte nur immer. Er wandelte durch seine Mitwelt als ein großes, lebendes, fast unheimliches Fragezeichen. War er das verkörperte Bedürfnis einer neuen Offenbarung, eines neuen Gedankens, einer neuen Zeit? . . .

Da die Wirklichkeit, selbst in ihrer üppigsten Blüte, seine Fragen nicht ganz beantwortete, so flüchtete er sich ins Gebiet des reinen Gedankens. Er jagte den „klaren Begriffen“ nach. Aber nichts liegt der grübelnden Gedankenjagd näher, als ihr scheinbares Widerspiel, die Schwärmerei. Und so sprach er von seinem Dämon.

Es war ihm Ernst damit. Des Griechen Auge war gewohnt, klar und offen nach außen zu blicken. Sokrates wendete das seine nach innen. Er hörte sich denken; er entdeckte die Innerlichkeit und erschrak davor so sehr, daß sie ihm als eine dämonische Macht erschien. Er nannte sie seinen Dämon.

Viel wurde von seiner „Ironie“ gesprochen. Ach, die Ironie, mit welcher er die Unwissenheit der andern in Gesprächen aufdeckte, sie war nur ein schwacher Nachhall jener Ironie, deren Stachel er gegen sich selbst, gegen das vergeblich nach Erkenntnis dürstende Ringen in seinem eigenen Busen kehrte!

Es war sein schmerzlicher Ernst, wenn er von sich versicherte, er wisse, daß er nichts wisse . . .

Und doch gärte es in ihm von Gedankenkeimen der Zukunft.

Er suchte, wie Aspasia ihn soeben sagen gehört, ein Lebensideal, das, ungleich dem hellenischen, verträglich wäre mit der Unschönheit.

Er suchte, ahnte ein ernsteres Ideal gegenüber dem Ideal des „allsiegend Schönen“, das über sein Zeitalter den Glorienschein in goldener Lebensblüte warf . . .

Von solcher Art war das Wesen dieses noch jugendlichen Grüblers. Und doch — er war ein Grieche. Unschön von außen, grüblerisch in seinem Innern, war er doch angehaucht von der Anmut hellenischen Geistes. Ein düsterer Schwärmer war er nicht und konnte es nicht werden. Der Hauch Aspasias hatte auch ihn berührt; niemals konnte er den düsteren Gewalten ganz verfallen. Mehr und mehr mußte sein Wesen sich verklären zu milder Heiterkeit, wenn auch nur zur Heiterkeit des Weisen, der den Giftbecher mit Gleichmut leert, wenn seine Stunde gekommen . . .

Jetzt aber gärte in ihm noch die Jugend und eine geheime, ihm selbst fast unbewußte jugendliche Leidenschaft. Noch war er nicht der Mann und nicht der Greis, von welchem die Bücher der Alten erzählen — noch war er der Steinmetz aus der Werkstätte des Pheidias.

Er liebte im geheimen die schöne und weise Aspasia.

Er liebte sie, und er wußte, daß er eine stumpfe Barbarennase und das Gesicht eines Silens habe, und daß sie ihn niemals lieben könne.

Er wußte es, aber er war noch jung, und er ermaß selbst nur halb die Gewalt des Feuers, das heimlich in seinem Busen loderte.

„Ich weiß es, Aspasia," sagte er, „ich scheine dir auf der Blüte des hellenischen Lebens als eine Raupe umherzukriechen, sie heimlich zernagend und mit skeptischem Gedankengeifer besudelnd, und du hättest Lust, mich davon hinwegzuschnellen mit den Spitzen deiner rosigen Finger. Aber sieh, Aspasia, ich möchte ja gerne lieber schön als weise sein. Sage mir nur, wie ich es anstellen soll, um schön zu sein?"

„Sei immer mild und heiter", entgegnete Aspasia, „und — ich wiederhole es dir — beeifre dich, den Charitinnen zu opfern!"

„Durchsonne mich mit dem Strahl deiner Augen!" rief, von der Regung seines Herzens überwältigt, der sonst so ruhige Wahrheitsucher. „Dann", fuhr er fort, „werde ich immer mild und heiter sein!"

Er sagte diese Worte in leidenschaftlicher Aufwallung und rückte dabei dem Antlitz Aspasias mit dem seinigen näher, als ob er jenen erheiternden Strahl ihres Auges mit dem seinigen auffangen wollte.

Dabei kam das Silensgesicht des Weisheitsfreundes dem liebreizenden Antlitz der Milesierin so nahe, daß seine aufgeworfene Lippe den wonnigen Rosenmund der Schönen beinahe berührte.

„Opfere den Charitinnen!“ rief Aspasia, sprang empor und enteilte . . .

In eben demselben Augenblicke kam ein nackter Knabe, fast atemlos, flüchtend die Halle heraufgelaufen, stürzte sich, als er den Sokrates erblickte, auf diesen, riß den Mantel desselben an sich und verbarg darin seine nackten Glieder.

Der Wahrheitsucher wußte nicht, sollte er seine Blicke auf die von ihm hinweg enteilende Aspasia oder auf den zu ihm sich flüchtenden Knaben richten. Er sah aus wie ein Mann, dem eine Taube aus der Hand entflieht und dem im selben Augenblick eine Schwalbe an den Busen fliegt . . .

Der Knabe, in den Mantel gewickelt, schmiegte sich in seinen Schoß und bat flehentlich, noch immer keuchend vor Angst, ihn zu verbergen und zu beschützen.

„Wessen Sohn bist du und was ist der Grund deines ängstlichen Entweichens?“ fragte Sokrates den Knaben.

„Ich bin des Kleinias Sohn, des Perikles Mündel, Alkibiades geheißen!“

So antwortete der Knabe. — In folgender Art aber hatte sich zugetragen, was das Söhnlein des Kleinias zwang, mit nackten Gliedern zitternd sich in den Schoß des Sokrates zu flüchten.

Zur Zeit, als dieser neuerdings sich in ein Gespräch mit Aspasia vertiefte, hatten die Übungen der Jünglinge und auch der Knaben in den dazu bestimmten Räumen des Lykeion begonnen.

Perikles und seine Begleiter umstanden mit vielen andern den Übungsplatz der Knaben.

Es war eine Schau voll lebendiger Anmut, diese schönen, munteren, zarten und doch schon durch die Vorübung der Palästra gekräftigten, unverderbt knospenden Knabengestalten, der purpurnen Chylamis entkleidet, im Sande der Ringschule sich tummeln zu sehen.

Unter allen aber leuchtete der Knabe Alkibiades hervor, einer der jüngsten zwar, aber fest schon auf den Beinen und etwas Trotziges, Keckes in seinem Wesen zur Schau tragend. Aber das Kecke und Trotzige wurde gemildert durch den Reiz seiner Schönheit. Die Bildner drängten sich herzu, um dieses noch unentwickelte, aber gleichsam in leiser Andeutung sich ankündende Muskelspiel, diese knospende Wohlgestalt, diese gleichsam auf einen verjüngten Maßstab zurückgeführte männliche Formenharmonie zu bewundern.

Nebst dem jungen Alkibiades befanden sich unter den Knaben auch seine beiden Altersgenossen, die Sprößlinge des Perikles, Xanthippos und Paralos; ferner der kleine Kallias, des reichen Hipponikos Sohn, mit welchem Alkibiades schon Freundschaft geschlossen hatte. Auch das Söhnlein des reichen Pyrilampes, Demos geheißen, war da zu sehen.

Die Knaben, feurig und lebhaft, wie sie waren, konnten den Beginn der Übungen kaum erwarten.

Mit dem Wettlaufe begannen jetzt unter der Leitung der Paidotriben die Übungen der Knaben.

Die Paidotriben unterwiesen ihre Zöglinge, wie sie im Laufe haushalten sollten mit ihrem Atem und mit ihrer Kraft, wie sie die oberen und die unteren Glieder im Gleichmaß bewegen, wie sie mit erhobenem, gleichsam schwebendem Fuße weit ausschreiten sollten, um mit der kleinsten Anzahl von Schritten den größten Raum zu durchmessen; auch gewisse taktmäßige Bewegungen der Arme lehrten sie die Knaben, welche nach ihrer Meinung geeignet waren, dem Ausschreiten der Füße entsprechend, die Schnelligkeit der Bewegung zu fördern.

Doch, siehe da! Der kleine Alkibiades wollte von dieser

Lehre nichts wissen: Er erklärte die Bewegungen der Arme, zu welchen man ihn zwingen wollte, für unschön und stritt sich mit den Paidotriben über die Sache. Begütigend mischte einer der Aufseher und Leiter der Übungen sich in den Streit, streichelte die Wange des Knaben und lobte seinen Eifer für die Bewahrung der dem Auge wohlgefälligen Schönheit in Bewegung und Haltung, verwies ihn aber in betreff der Zweckmäßigkeit jener Bewegungen auf das Beispiel der mauretanischen Strauße, welche ihren Lauf durch die Bewegung der kleinen Flügel, die sie gleichsam wie Segel gebrauchen, unterstützen.

Die nackten Knaben liefen gegen das Ziel mit einem fröhlichen Geschrei, das immer stärker erscholl, je mehr sie dem Ziele sich näherten. Mehrmals wurde der Wettlauf wiederholt — immer war der erste am Ziel der junge Alkibiades.

Nach den Übungen des Laufes kamen die des Sprunges, des Hochsprungs, des Weitsprungs, des Tiefsprungs, an die Reihe.

Die Paidotriben gaben den Knaben Gewichte in die Hand und lehrten sie dieselben so gebrauchen, daß sie, weit entfernt, die Leichtigkeit des Sprungs zu hemmen, vielmehr den Schwung des Leibes nach vorwärts beförderten. Auch diese Gewichte mißfielen dem eigenwilligen Knäblein Alkibiades, und wenig fehlte, so hätte er sie einem derjenigen, welche über das sittliche Wohlverhalten der Knaben zu wachen hatten, und der ihm sein widerspenstiges Benehmen mit etwas scharfen Worten verwies, an den Kopf geworfen. Zorn und Scham bemächtigte sich des Perikles, als er, mit seinen Freunden unter den Zuschauern stehend, Augenzeuge ward von der Zügellosigkeit des Knaben. Aber er lächelte versöhnt, als unter dem Beifallsklatschen der Zuschauer der Sohn des Kleinias auch im Sprunge allen Altersgenossen den Vorrang abgewann.

Jetzt wurden die Knaben von den dazu bestimmten, sogenannten Aleipten mit Öl gesalbt für den Ringkampf.

Das ließ der kleine Alkibiades sich noch gefallen; als man ihm aber den durch das Öl geschmeidigten Leib mit Staub bestreute, um die Schlüpfrigkeit der eingeölten Glieder zu mindern, so legte er gegen diese Verunreinigung lebhafte Verwahrung ein. Aber hier fügte man sich nicht, wie in der Palästra, den eigenwilligen Launen des Knaben; hier galt des Gymnasions strengeres Gesetz und das Söhnlein des Kleinias mußte sich fügen.

Paarweise traten die Knaben zum Ringen an.

Mit gelinder Beugung des Knies den rechten Fuß ein wenig vorzustrecken, den Arm zum Angriff wie zur Abwehr auszulegen, Hals und Haupt nicht nach vorn zu neigen, auch den Unterleib einzuziehen, die Brust aber zu ründen und zu wölben, des Gegners Bewegungen vorauszuerspähen, im Angriff wie in der Verteidigung beständig kunstgemäß zu verfahren, wurden die Knaben von den Paidotriben unterwiesen. Wie man ferner den Gegner mehr durch Gewandtheit als durch Kraft zum Fallen bringen, den Gefallenen aber mit Händen und Füßen so umschlingen und verwickeln könne, daß er regungslos bleiben und darauf verzichten müsse, sich wieder vom Boden zu erheben, das wurde nebst allen übrigen Kunstgriffen den jugendlichen Ringern eifrig eingeprägt. Aber auf Anstand auch und selbst auf Anmut der Bewegungen richteten die Lehrer und Aufseher der Übungen ihr Augenmerk. Nicht auf Kraftentwicklung bloß und Gewandtheit bezogen sich die Regeln, welche sie gaben, sondern auch auf Schaustellung jeder Art von Wohlgestalt und jener schönen, freien, leichten Art von Haltung, durch welche der Athener sich von Barbaren und selbst von manchen Griechen unterschied.

Der junge Alkibiades rang mit dem ältesten unter den Knaben und streckte ihn durch einen Kunstgriff, welchen er nicht dem Paidotriben verdankte, sondern in des Augenblickes Drang und Nötigung selbst gefunden hatte, in den Sand.

Nun wurden den Knaben die Schabeisen gereicht, damit

sie sich den ölgetränkten Staub von den Gliedern schaben konnten, und nachdem dies geschehen, erhielt jeder von ihnen eine Diskosscheibe, auch eine kleine Stange statt des Speers, beides zu den Übungen im Wurfe. Die Diskosscheibe der Knaben war nicht, wie sonst, von Erz, sondern aus dem Holze einer harten Art geschnitzt. Nichts Leichtes war der Diskoswurf, wenn er kunstgerecht ausgeführt werden sollte. Beim Wurfe die rechte Körperhaltung anzunehmen, ferner der Wurfscheibe, nachdem sie mit etwas Erde rauh gemacht worden, um sie sicherer fassen zu können, die beste Lage in der Hand zu geben, dann aber die Hand in eine wiegende Bewegung zu bringen, um gleichsam das Verhältnis der Kraft, welche aufzuwenden war, zu dem Gewichte richtig abzuwägen, den Diskos schwungrecht und die Muskeln des Armes spannkräftig zu machen, wohl auch die Scheibe im Halbkreisbogen zu schwingen und dann aus der Tiefe herauf in die Ferne zu schleudern — das alles wurde, wie den andern Knaben, auch dem Alkibiades eingeschärft; er aber verachtete diese Regeln, und als die Knaben einer nach dem andern zum Wurfe antraten, und die Weite, welche jeder einzelne mit seinem Wurfe erreichte, am Boden durch ein Zeichen ersichtlich gemacht wurde, schleuderte der Sproß des Kleinias, als an ihn die Reihe kam, seinen Diskos, wie es ihm gefiel. Dennoch flog seine Scheibe über die der andern weit hinaus.

Da trat noch ein starker Knabe hervor, der im Diskoswurf eine besondere Fertigkeit besaß. Dieser versuchte nun sein Glück und achtsam, mit Beobachtung aller Regeln der Paidotriben, warf er den Diskos und überholte zwar nicht den Wurf des Alkibiades, blieb aber auch hinter demselben nicht zurück. Seine Scheibe und die des Alkibiades lagen in gleicher Entfernung von den übrigen.

Alkibiades erbleichte. Zur ersten Male sollte er seine Siegesehre mit einem andern teilen. Stumm und vor Aufregung zitternd stand er da und warf Blicke des Unmuts nach seinem Nebenbuhler hinüber. Dieser aber vermaß sich

zu behaupten, seine Scheibe liege, genau genommen, noch ein wenig über die des Alkibiades hinaus.

Bei dieser Behauptung wurde der junge Alkibiades von unbeschreiblicher Wut ergriffen, erhob seine Rechte und schleuderte mit aller Gewalt den Diskos, den er in der Hand hatte, nach dem Haupte des Gegners. Und nur zu gut erreichte der Wurf sein Ziel; ohnmächtig und blutend sank jener Knabe zusammen.

Ein großer Tumult entstand. Der fast auf den Tod Verwundete mußte hinweggetragen werden. Bei diesem Anblick erbleichte und zitterte der junge Alkibiades einen Moment; als aber die Verwandten und Befreundeten des verwundeten Nebenbuhlers mit Vorwürfen und Drohungen auf ihn eindrangen, zeigte er sich sogleich wieder gefaßt und trotzig.

Jetzt aber sah er den zürnenden Perikles in Gesellschaft des würdevollen Gymnasiarchen auf sich heranschreiten, und merkend, daß man ihn ergreifen, hinwegführen, vielleicht gar in schmählicher Weise züchtigen wolle, wendete er sich plötzlich, durchbrach den Ring der Umstehenden, wo er am wenigsten dicht war, und entfloh mit jener Behendigkeit, welche ihm früher beim Wettlauf zum Siege verholfen hatte.

Man schickte sich an, ihn zu verfolgen, aber bald war er den Augen seiner Häscher entschwunden.

Im abgelegensten Teile des Lykeion war er auf den Sokrates gestoßen, hatte sich, wie schon erzählt, auf ihn gestürzt, und schutzflehend sich in seinen Mantel geborgen.

„Der Sohn des Kleinias also bist du?“ sagte Sokrates in sanftem und ruhigem Tone, nachdem ihm der Knabe auf sein Befragen den Anlaß seiner Entweichung erzählt hatte. „Nimmst du bei deinem Tun und Lassen keine Rücksicht auf Lob und Tadel, keine Rücksicht auf den Wunsch und Willen so vortrefflicher und angesehener Männer, von welchen du stammst, oder welchen du durch Geburt verwandt bist?“

„Ich will nicht immer tun, was die andern wollen,“

sagte der Knabe trotzig; „ich will tun, was mir beliebt und was ich selber will und was ich mir vorsetze.“

„Du hast ganz recht,“ erwiderte Sokrates, immer ruhig; „der Mensch muß tun dürfen, was er selber will und was er sich vorgesetzt hat. Aber was hast du denn eigentlich gewollt und was hast du dir vorgesetzt, als du heute morgen mit den andern Knaben hierher kamst in das Lykeion?“

„Der Erste zu sein in allem!“ rief lebhaft der kleine Alkibiades. „Der Erste zu sein, mich auszuzeichnen und die größten Ehren unter allen davonzutragen! Das hatte ich mir vorgesetzt!“

„Dann hast du also doch nicht getan, was du eigentlich wolltest und was du dir vorgesetzt“, bemerkte mit unveränderter Ruhe Sokrates. „Du wolltest dich auszeichnen, wolltest mit Ruhm bedeckt das Lykeion verlassen; in der Tat aber bist du mit Schmach und Schande fortgehetzt worden und hast vielleicht noch gar, wenn du den Deinigen zurückgegeben wirst, eine Züchtigung zu erwarten. Warum bist du denn nicht geradeswegs auf das, was du erreichen wolltest, losgegangen und hast deine Zeit mit Nebensachen, die dich vom Ziele abführten, verloren? Du bist nicht hierher gekommen, um deinem Altersgenossen mit dem Diskos ein Loch in das Haupt zu werfen, sondern, wie du sagst, um Lob und Ehre zu erringen. Dein Fehler war, daß du einen Augenblick ganz und gar vergaßest, was du hier eigentlich wolltest, und dich auf Nebendinge einließest, welche zur Folge hatten, daß du, statt mit Ruhm bedeckt, mit Schmach und Schande aus dem Gymnasion flüchten mußtest.“

Es geschah dem Knaben Alkibiades zum erstenmal, daß ihm das Gesetz des zweckmäßigen Verhaltens nicht als willkürlich und äußerlich Drohendes, sondern als etwas in ihm selbst Lebendiges, mit seinem eigensten Wollen wesenhaft Verbundenes vor Augen gestellt wurde.

Überhaupt lag etwas in diesen Worten des Sokrates und in dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, was

dem Knaben Vertrauen einflößte. Er sah dem Manne ernst und schweigend ins Antlitz, er sah ihm in die mildfreundlichen, braunen Augen, und sein Vertrauen wurde im selben Augenblicke fast unbewußt zu einer Sympathie, wie er sie bisher für keinen Menschen empfunden hatte.

Jetzt sah man die Leute, welche den Knaben Alkibiades suchten, darunter den Perikles im Geleite des Gymnasiarchen, sich nähern.

Neuerdings begann der Knabe zu zittern.

„Fürchte nicht!“ mahnte Sokrates; „ich werde es mit der Götter Hilfe versuchen, dich auszusöhnen mit all diesen grimmigen Feinden und Verfolgern!“

Die sich Nähernden erkannten den Sokrates, und, an ihn geschmiegt, in sein Himation gehüllt, den Knaben, den sie suchten. Es war, als sähe man den Knaben Achill in Gesellschaft seines Lehrers und Pflegers, des ungeschlacht-gutmütigen Kentauren.

Als Perikles und der Gymnasiarch mit den übrigen herangekommen und gerade auf den Sokrates zuging, sagte dieser:

„Ich weiß, wen ihr sucht, ihr Männer; aber der, den ihr sucht, ist mein Schutzbefohlener, wie ihr sehet, und ich werde ihn nicht ausliefern, sondern ihn, wie es meine Pflicht ist, nach Kräften verteidigen. Er ist, wie er mir sagt, ins Lykeion gekommen, um sich auszuzeichnen, was ihm nur deshalb nicht völlig gelang, weil er aus Vergeßlichkeit sich mit Dingen befaßte, die nicht zur Sache gehörten, indem er nämlich einem Gespielen den Diskos an den Kopf warf, was ihm Unehre brachte, statt der Ehre, die er eigentlich gesucht. Was die Verwundung jenes Knaben anlangt, so bedenkt, ihr Männer, daß ein ganz ähnliches Unglück oder Vergehen, wie ihr es nennen wollt, auch durch Götter- und Heroenhände schon geschehen ist; denn, wie ihr wißt, hat selbst Apollon seinen Liebling Hyakinthos, und der Held Perseus seinen Großvater Akrisios mit einem Diskoswurfe getötet. Es ist wahrscheinlich, daß dieser dunkelgelockte, feuer-

äugige Knabe den Göttern und Helden ähnlich werden könnte, wenn er wollte, auch in andern Dingen ...."

Der Zorn des Perikles legte sich bei dem Anblicke des wiedergefundenen Knaben, aus dessen Gesichte jede Spur von Trotz verschwunden war. Er richtete an den Fürsprecher einige freundliche Worte, welche zugleich den noch immer der Züchtigung Gewärtigen beruhigen konnten, und befahl hierauf dem Pädagogen, den Knaben anzukleiden und aus dem Lykeion hinweg nach Hause zu führen.

Sokrates schloß sich dem Perikles und dem Gymnasiarchen an, und die Männer unterhielten sich noch eine Weile von der seltsamen Mischung herrlicher und verderblicher Eigenschaften, welche sich in der Natur des Söhnleins des Kleinias begegneten.

Dieses selbst aber verließ an der Hand des Pädagogen nicht den Ort, ohne sich mit einem warmen Blicke aus seinen dunkelleuchtenden Augen von dem Schützer und Fürsprecher zu verabschieden.

In solcher Art wurde der seltsame Herzensbund geschlossen zwischen Sokrates, welchen sie den Häßlichen nannten, und dem schönsten aller Hellenensöhne, dem jungen Alkibiades, an dem Tage, als dem Wahrheitsucher eine Taube aus der Hand entflog und im selben Augenblick eine junge Schwalbe an den Busen flüchtete ...

---

8. Das Opfer der Charitinnen.

Ein Schaffender und Wirkender geht so völlig wie der Bildkünstler in seiner Arbeit auf. Der Weg des Pheidias ging nur zwischen der Akropolis und seiner Werkstätte hin und her. Er sah selbst in den nächtlichen Träumen nichts anderes als seine Götterbilder, seine Gruppen, seine Friese, und nicht selten fand er, weil sein rastloser Geist geheim

im Schlummer ebensowohl als im Wachen tätig war, nicht ohne Verwunderung beim Erwachen in seinen Entwürfen sich weiter gefördert und gereift. Manches seiner Gebilde war ursprünglich ein Traumgesicht, und er konnte sagen, daß ihm die Götter im Traume erschienen, wie den Helden Homers. Die gesamte Welt hatte nur Wert für ihn, insofern sie Beziehung hatte auf sein Kunstbestreben. Er verzichtete auf die Genüsse des Lebens, er war einsam, unvermählt.

Seine Seele war erfüllt von den Urbildern aller Dinge und sein klares Auge spiegelte in reinen Umrissen alles Gewordene.

Es war ein buntes Gewirr von Menschen und von Dingen in den Hallen und Höfen der Werkstätte des Pheidias. Immer gab es da Entwürfe zu ersinnen, zu prüfen, zu verwerfen, immer neu in Ton zu modellieren, Maßstab und Verhältnisse zu erwägen. Neben den Vorarbeiten in Ton ward auch schon manches Bildwerk nach dem Modell erst noch von den Steinmetzen aus den Blöcken gehauen, um später der feineren Künstlerhand zur völligen Ausgestaltung überliefert zu werden. Eine Trümmerstätte war des Pheidias Werkstätte zu nennen, aber eine Trümmerstätte der Entstehung, nicht der Zerstörung. Es war das Chaos, aber nicht das Chaos nach dem Untergange, sondern das Chaos, aus welchem die Schöpfung hervorgeht. Bruchstücke lagen überall umhergestreut, welche zum Ganzen vereinigt zu sehen das kunstliebende Auge kaum erwarten konnte.

Und über diesem Chaos schwebte der Geist des Pheidias. Dieser Geist lenkte alles, hielt den feurigen Alkamenes und den strengen Agorakritos zu einheitlichem Wirken zusammen.

Seine beiden gewaltigsten Arme waren dieses Paar. Jener überdies seine beredteste Zunge. Was Pheidias einmal gesagt, in einsilbigen, vielleicht rätselhaften Worten hingeworfen, das deutete Alkamenes, wiederholte es, schärfte es ein, überwachte den Vollzug.

Soeben wieder hielt er Umschau bei denjenigen Jüngern

und Helfern, deren Arbeiten seiner besonderen Obsorge anvertraut waren. Überall tadelte, mahnte, spornte er mit dem Ungestüm, das ihm eigen, indem er werdende Bestandteile der Giebelfelder, Friese, Metopenbilder musterte.

„Was machst du, Drakyllos? Zu flach gewölbt ist für die Wirkung aus der Ferne hier das Doppelblatt der Brust, das Feld des Unterleibes zu wenig gegliedert, zu wenig von den Weichen sichtlich abgegrenzt! Die Hauptmuskeln zu wenig, die Nebenmuskeln zuviel hervorgehoben! — Charikles, du spannst die Haut hier zu straff, dort zu weich über den Muskeln! Zu wenig locker ist sie hier, zu wenig verschiebbar! Es muß scheinen, als ob man selbst am starren Erz- oder Marmorbilde die Haut mit zwei Fingerspitzen erfassen und ein wenig emporziehen könnte! — Dein Gott, Lykios, ist zu wenig erkennbar aus den Falten seines Gewandes! Gehörst auch du zu den Bildnern, deren Herakles nur an der Keule kenntlich ist? — Auch deine Quellnymphe, Krinagoras, scheint sich auf das Kennzeichen ihrer Urne verlassen zu wollen, statt in den weichen, gleichsam flüssigen, hingegossenen Gliedern das Innerste ihres Wesens erscheinen zu lassen!“

Jetzt kam er an eine Gruppe des Parthenonfrieses: Jünglinge, welche Rosse, die sich bäumten, zügelten. „Bei welcher Mähre, Lykios, hast du dies breite Haupt, diese stumpfen Ohren gesehen? Auch das Ganze ist zu starr, zu wenig losgelöst, zu altmodisch! Bist du bei den Ägineten in die Schule gegangen? Solch altväterisch Stümperwerk hätte schon Argeladas nicht mehr gebilligt!“ — So rief Alkamenes, tadelte noch dies und jenes im besonderen und schien, sich ereifernd, nicht übel geneigt, das Gebild des Jüngers zu zertrümmern, denn solches war er fähig zu tun, wenn die Leidenschaft ihn überkam.

Agorakritos trat hinzu und nahm, wie öfter, des arg Geschmähten gegen den Heißsporn Alkamenes sich an. Diesem schoß das Blut ins Gesicht und er gab ein lebhaft Wort zurück.

In diesem Augenblicke aber näherte sich Pheidias und in seinem Geleite ein Paar, das nicht ganz fremd war in der Werkstätte des Pheidias.

Wie hätten Perikles und Aspasia sich versagen sollen, zuweilen einen Blick zu tun auf das stille Werden und Reifen dieser großen Entwürfe?

Sie kamen und fanden den Meister mitten im Schwarme seiner Jünger und Helfer unter den Tonmodellen, halb behauenen Werkstücken und Marmorblöcken; sie fanden ihn einsilbiger, strenger, nachdenklicher, vertiefter in seinem ganzen Wesen als je zuvor.

Als Alkamenes die Milesierin erblickte, war er bestrebt, gleichgültig-heiter zu erscheinen und jenen noch immer nicht ganz erstickten Unmut zu verbergen, welchem er bei der flüchtigen Begegnung auf der Agora Ausdruck zu geben sich hatte hinreißen lassen. Der düstere Agorakritos aber gab sich keine Mühe, den Groll zu verheimlichen, den er gegen Aspasia noch immer im Herzen trug. Er ging beiseite und verlor kein Wort an die edlen Besucher.

Da diese eintretend noch einiges vom Wortwechsel des Alkamenes und des Agorakritos vernommen hatten, so spann sich über denselben Gegenstand bald die Rede weiter fort, und die lebhafte Aspasia verhehlte nicht, daß sie mit Alkamenes völlig übereinstimme, wenn er die letzten Spuren des Altüberlieferten, des Altertümlichen getilgt sehen wolle aus der Kunstausübung. Bei der Betrachtung der Entwürfe und Tonmodelle für die kolossalen Giebelgruppen, für die Friese und Metopenbilder fand sie manches Schönste noch ein wenig hart und streng, und selbst das edelste Blütenalter der Künste schien ihr noch zu langsam fortzuschreiten. Ohne Rückhalt sprach sie aus, was sie dachte.

„Die schöne Aspasia,“ sagte Pheidias mit ernstem Lächeln, „sie möchte, daß alles, was wir bilden, so zierlich und so üppig und so reizend wäre wie sie selbst. Aber vergiß nicht, Aspasia, daß uns Bildnern hier in diesen Aufgaben kein einfach Menschliches, kein alltäglich Wohlgefälliges, sondern

ein meist Übermenschliches darzustellen und zu gestalten vorgesetzt ist."

„Pheidias hat vielleicht recht," sagte Perikles, „wenn er sich das, was Aspasia das Herbe, Strenge, das Altertümliche nennt, nicht völlig rauben lassen will. Wer weiß, ob des bildnerischen Schönen höchstes Ideal nicht auf der schmalen Grenze wohnt, welche die keusche jungfräuliche Schönheit von der üppigen, vollentwickelten scheidet? Der Entwicklung höchste und letzte Stufe ist ja auch schon die erste des Niedergangs; ein wenig diesseits dieser Spitze also und nicht auf ihr selbst, dürfte dasjenige liegen, was das Gemüt mit dem reinsten, edelsten Zauber erfrischt und beseligt."

„Wenn ich dich, o Pheidias," sagte Aspasia, „auch noch so sehr zum Reizenden, zum Zierlichen und Üppigen spornen wollte und du hinwiederum die Deinen zu eben diesem Bestreben aufs äußerste aneifertest, so glaube ich, daß die rechte Grenze doch noch lange nicht überschritten würde. Denn soweit scheinen mir die Deinigen vom allzu Zierlichen und Weichlichen noch entfernt, daß, wenn sie auch mit allen Kräften darauf ausgingen, sie es doch schwerlich erreichten. Ich sage nicht, daß ihr langsam seid, aber der Weg ist weit."

„Wenn ich auf die Gebilde des Pheidias blickte," sagte jetzt Perikles ablenkend, als fürchte er, daß Pheidias verletzt werden könnte — „oder die Gesänge des Homeros höre, so finde ich, daß sie erhaben sind in ihrem Reiz, und reizvoll in ihrer Erhabenheit. Sie sind erhaben, wie jeder weiß, und sie sind reizvoll, wie keiner leugnet, und schön nennen wir sie vielleicht eben, weil sie beides zugleich sind."

„Dies lasse ich mir gefallen!" sagte, von seiner Arbeit aufsehend, der Steinmetz Sokrates, welcher bisher beschäftigt gewesen war, einen Marmorblock nach der Vorschrift aus dem Groben zuzuhauen. „Lange habe ich bei mir nachgesonnen, was denn die Schönheit sei; nun sind mir des Perikles Worte wie ein Strahl in die Seele gefallen. — Als einen mit Erhabenheit gemischten Reiz, als eine an-

mutige Erhabenheit und eine erhabene Anmut wäre also das Schöne bezeichnet. Und wenn Aspasia und Perikles wiederum miteinander die rechte Grenze der Fortentwicklung in den Künsten erörtern, so werden sie es leicht haben, zu sagen, das Schöne müsse, um das Schöne zu bleiben, niemals bloß reizend und niemals bloß erhaben, sondern immer beides zugleich sein. Gewährten mir nur die Götter, bei jedem Schlage des Meißels, den ich hier in der Werkstätte des Pheidias führe, dieser Lehre eingedenk zu sein, insonderheit wenn ich Hand anlege an die Ausführung des Weihegeschenks, das ich der Göttin des Pheidias für den Tag der Eröffnung ihres Prachthauses auf der Akropolis bestimme."

„Wie?" rief Aspasia, „der nachdenkliche Steinmetz will sich nun auch als freischaffender Bildner versuchen?"

„Allerdings!" erwiderte Sokrates. „Zwar haben Pheidias und Alkamenes mir nichts von den Bildarbeiten des neuen Parthenon zu selbständiger Ausführung und Vollendung zugewiesen, und als ich bat, mich an solcher größeren Aufgabe versuchen zu dürfen, so bin ich von Alkamenes mit jenem lächelnden Spotte abgetrumpft worden, dessen er Meister. Beim Zeus! Ich habe so gut als einer von Pheidias gelernt, die vollendete Eiform des Antlitzes zu umschreiben, das Haupt klein, aber fein und schön gegliedert zu formen, Stirn und Nase in fast gleicher Linie zu senken, die Augenknochen in scharfer Ausladung hervorzuheben, die Brauen in feinen Bogen zu schwingen, das Auge groß und rund und tief zu höhlen, des Nasenrückens Seiten in sanfter Kante abzudachen, das Kinn markig zu runden, Haar und Bart in gefälligen Einzelmassen zu sammeln. Nicht immer will ich Marmorblöcke aus dem Groben zuhauen und fremde Gedanken als ein willenloser Handwerker verkörpern helfen. Ich will ein Weihegeschenk auf eigene Faust fertigen und es versuchen, mit den kunstgeübten Händen einen selbsterfaßten, klaren, reinen Begriff im Gestein bildsam darzustellen."

„Welcher selbsterfaßte, reine Begriff aber ist es, den du, wie du sagst, im Gesteine verkörpern willst?“ fragte Aspasia.

„Ihr werdet davon hören,“ erwiderte Sokrates; „es ziemt sich doch nicht, von dem Bestreben eines Schülers hier zu reden, bevor ihr nicht von dem Werke des Meisters, von der göttlichen Pallas Athene, soviel gesehen, als für jetzt von ihr zu sehen ist.“

Perikles und Aspasia verlangten dringend, vom Werk des Pheidias das, was bisher geschaffen worden, zu sehen. Pheidias aber erwiderte: „Ihr werdet in diesem Augenblicke nur Bruchstücke davon sehen, denn in Bruchstücke wurde soeben das Tonmodell zersägt, wie es die Kunstarbeit in Gold und Elfenbein erfordert.“

Auch mit dem Anblicke dieser Bruchstücke wollten Perikles und Aspasia für jetzt sich begnügen, und auf ihren Wunsch führte sie Pheidias im Geleite des Sokrates und des Alkamenes in einen der geräumigen Höfe. Dort wies er ihnen ein Holzgerüst, um welches die Außenfläche der Gestalt aus Gold und Elfenbein wie Haut und Fleisch um das Knochengerüst gefügt werden mußte. Neben den Arbeitern, welche beschäftigt waren, das Tonmodell des großartigen Werks in Stücke zu zersägen, sah man andere bemüht, Elefantenzähne, wie sie der Grieche in ausgezeichneter Größe und Schönheit aus Indien bezog, in dünne Platten mit der Säge zuzuschneiden, deren jede bestimmt war, einem der Bruchstücke jener zersägten Tonhülle des Holzskeletts auf das genaueste nachgebildet zu werden.

Perikles und Aspasia musterten die gewaltigen Einzelstücke des zersägten Kolosses. Auch diese Einzelstücke gaben zu denken, und glücklicherweise war gerade das Haupt der Göttin noch unzerstückt und unversehrt. Dies also konnten sie nach Herzenslust betrachten und sich hinreißen lassen von dem hohen Gedankenfluge des Meisters, der sich verriet in den hehren, tiefsinnigen Zügen dieser neuen Pallas Athene des Friedens . . .

Was in denselben sich spiegelte, es war die geistige

Macht, es war das Licht der reinen Intelligenz, welches aufgeht über den Tiefen.

„So schön und so tiefsinnig, wie das Antlitz der Göttin da vor uns leuchtet,“ sagte Perikles, „erscheint sie in der Tat als die nicht vom Weibe geborene, sondern aus dem Haupte des Vaters entsprungene Tochter des Zeus!“

„Im Haupte aber,“ fiel der nach den Begriffen jagende Sokrates ein, begierig die hingeworfene Bemerkung erfassend, „im Haupte wohnen, wie bekannt, die Gedanken. Was ist also die aus des Vaters Haupt hervorspringende Pallas anders, als der lebendig gewordene, verkörperte Gedanke des Zeus? O beglückter, von den Göttern gesegneter Pheidias, der du berufen warst, das Höchste darzustellen, was es gibt: den Gedanken! — Ich armer Stümper trachte mein Leben lang ihm nach, dem reinen Gedanken, und möchte ihn grübelnd gerne herüberleiten aus dem Haupte des Zeus in das meinige, wie einen springenden Funken, und kann ihn doch niemals erhaschen! Und dieser Pheidias hier nimmt nur ein bißchen Lehm, ein bißchen Tonerde und knetet sie, und unter seinen Händen wird aus dem Lehm ein Gebilde, das mir die Augen blendet, wenn ich es anschaue, und mich zwingt, davor auszurufen: ‚Das ist der Gedanke — der Gedanke des Zeus!‘ — Daß aber Pheidias recht hat, wenn er den Gedanken, wie er ihn da vor uns hingestellt, Pallas Athene benennt, des Hellenentums leuchtende Schutzgöttin, ergibt sich deutlich, wenn man vergleicht, was die Weisen von dem Gedanken, und die Dichter von der Pallas Athene behaupten. Abgesehen von dem vielerwähnten Ursprunge aus dem Haupte des Zeus, versichern die Dichter von der Pallas Athene, daß sie jungfräulich, ferner auch, daß sie von männlicher und weiblicher Natur zugleich sei, ganz im Gegensatz zur Liebesgöttin, welche nichts zu tun hat mit dem Gedanken, sondern ganz aufgeht in den schönen Empfindungen und in den unbewußt zeugenden Werken der Liebe. Wer wird aber leugnen, daß auch der Gedanke jungfräulich und männlich und weiblich

zugleich ist? Der Gedanke ist kühl wie Sternlicht und bleibt selbstgenügsam in seiner reinen, heiteren Höhe; nur sein Widerspiel, das Empfinden, ist eitel Glut, und zeugt und gebiert und geht auf in den Werken der Liebe. Und das entsetzenerregende Gorgonenhaupt, welches die Dichter und die Bildner in den Schild der Göttin Pallas Athene setzen, was ist es denn anders, als das Grausen der überwundenen Nacht, welches der siegreiche Gedanke als Trophäe im Schilde führt? So leidet es denn keinen Zweifel, daß Pheidias hier den Gedanken hat darstellen wollen, daß wir aber immerhin auch sagen dürfen, wenn es uns beliebt, das Haupt da vor uns sei das Haupt der Göttin Pallas Athene . . ."

Der ernste Pheidias lächelte ein wenig, Alkamenes aber klopfte unterbrechend den Sokrates, wiewohl ebenfalls lächelnd, auf die Schulter und lobte seine Rede. Aspasia sagte: „Wenn Pheidias hier, wie du behauptest, o Sokrates, des lichten Gedenkens Macht leiblich gestalten wollte, so dürfte er schaffend kaum gedacht haben an diesen Gedanken . . ."

„Es ergeht wohl auch andern Vätern so!" erwiderte Sokrates.

„Dir ergeht es gewiß nicht so!" rief Alkamenes mit schelmischem Lächeln.

„Nein!" versetzte Sokrates; „aber warum spottest du meiner deshalb? Denken ist besser als nicht denken. Mögen die Götter ihren Lieblingen das Beste im Traume bescheren. Wir andern müssen uns mit wachen Sinnen zu helfen suchen. Du hast dich ohne Zweifel gewundert, Aspasia, daß ich dich so oft nach dem Begriff und dem Wesen der Liebe fragte. Und doch konnte ich nicht anders. So wie Pheidias hier das sieghafte Licht des Gedankens in dem Bilde der Göttin Pallas Athene, so möchte ich in einem Bilde des Eros die Liebe verkörpern. Ihr werdet gewiß nicht behaupten, daß Eros ein verächtlicher Gott ist; nennen ihn etliche Weise doch sogar den ältesten und ersten von allen,

und wenn die Liebe, wie es scheint, vor allem ein Streben, ein Trachten und ein Verlangen ist, so kann ich doch wohl sagen, daß jener Gott so recht eigentlich der meinige sei. Um aber über ihn noch Genaueres zu erfahren, bin ich, wie ihr wißt, fragend viel bei den Menschen umhergegangen . . ."

„Das ist wahr," fiel Alkamenes lächelnd ein, „du bist mehr auf der Agora und in den Hallen und sonst an öffentlichen Orten zu sehen gewesen, als hier in der Werkstätte des Pheidias. Von einer besonderen Unruhe scheint dieser Mensch in der Tat umhergetrieben. Erst schlägt er einen halben Tag wie toll auf seine Marmorblöcke los, dann läßt er plötzlich sein Werkzeug fallen und starrt nachdenklich eine Stunde vor sich hin. Dann springt er gar empor und läuft hinweg und kommt einen halben Tag lang nicht zurück. Du willst einen Eros meißeln? Ei, sage doch, wann? Weißt du, o Bester, daß Meister Pheidias dich den fahrlässigsten von seinen Schülern nennt?"

„Ich weiß es," erwiderte Sokrates, „aber erinnere dich, daß du auch selbst den Meißel hinwirfst und fortstürmst, mit oder ohne einen Vorwand, und gleich mir der Liebe nachgehst, wie man erzählt, aber freilich ohne viel nach ihrem Begriff und ihrem Wesen zu fragen."

„Du hast recht!" rief Alkamenes lachend, „ich frage nichts nach ihrem Begriff. Aber wer sagt dir, daß ich immer der Liebe nachgehe, wenn ich mich aus der Werkstätte entferne?"

„Nicht immer entfernst du dich selbst," versetzte Sokrates; „zuweilen sendest du nur einen Handlanger oder gar den tollen Menon, wenn er eben hier umherlungert, mit Brieflein zur schönen Korintherin Theodota."

Wieder lächelte Alkamenes und Sokrates fuhr fort:

„Mein Freund Anaxagoras hat die Liebesleidenschaft eine Krankheit genannt: ich weiß nur nicht, ob sie eine gewöhnliche Krankheit und mit Arzneien zu behandeln ist oder eine göttliche, etwa wie die Begeisterung der Dichter

oder die Raserei der delphischen Priesterin. Daß der Liebesgott Flügel haben muß und eine Knabengestalt, weiß ich: wie ich ihn aber sonst darstellen soll, ob ernst oder fröhlich, ob nach oben oder nach unten gewendet — wahrhaftig, ich möchte wissen, Aspasia, wie du es anstellen würdest, die Liebe darzustellen, wenn du einer der unsern wärst hier in der Werkstätte des Pheidias!"

„Ich würde es gar nicht versuchen, sie darzustellen!" sagte Aspasia. „Die Liebe ist eine Empfindung, eine Empfindung aber ist gestaltlos. Warum willst du darstellen, was keine Gestalt hat? Stelle anstatt der Liebe dasjenige dar, was Liebe erweckt, das Liebenswerte, das Schöne. Denn dies hat eine Gestalt und ist leiblich sichtbar und greifbar und mit allen Sinnen erfaßbar. Und du brauchst nicht erst viel darüber nachzusinnen und Umfrage bei den Leuten zu halten, sondern nur einfach nachzubilden, was deinem Auge Schönstes und Anmutreichstes begegnet."

Sokrates dachte einige Augenblicke schweigend nach, dann sagte er: „Nichts ist richtiger, als was du da sagst, Aspasia. Ich werde den Eros fahren lassen und die Charitinnen zu meißeln versuchen. Denn diese sind es doch wohl, auf welche du mich auch jetzt wieder, wie schon öfter, als auf die eigentlichen Göttinnen der Schönheit und Anmut verweisest. Aphrodite ist zwar schön, aber sie ist nicht die Göttin der Schönheit allein, sondern mehr noch der Liebe: in ihrem Wesen ist die Schönheit schon gemischt mit der Liebe; in den Charitinnen aber ist sie noch rein und frei für sich und in sich selber, sozusagen, göttlich befriedigt. Ich werde also die Charitinnen meißeln und als Weihegeschenk der Göttin des Pheidias auf der Burg darbringen. Aber wie früher der Liebe, muß ich jetzt der Schönheit nachgehen auf allen möglichen Wegen. Wo finde ich nur gleich das Schönste und Anmutigste, um es ‚einfach nachzubilden', wie Aspasia vorhin sagte?"

„Wenn du das Anmutigste sehen willst, was man nur sehen kann, mein lieber Sokrates," sagte Alkamenes lächelnd,

„so kann ich dir einen Rat geben. Bemühe dich, die schöne Korintherin, die du vorhin erwähntest, tanzen zu sehen!“

„Die Korintherin Theodota?“ fragte Sokrates; „ich habe die Anmut ihres Tanzes schon mehrmals rühmen hören. Aber wer soll uns das Vergnügen, die korinthische Tänzerin zu schauen und zu bewundern, verschaffen, wenn nicht du selbst, Alkamenes, ihr bester Lobredner und Freund und Gespiele?“

„Warum nicht?“ erwiderte Alkamenes mit heiterem Übermut. „Wer des höchsten Reizes froh zu werden verlangt, den des Weibes Gestalt in ausdrucksvollem Tanze zu entfalten fähig ist, der schaue Theodota, und ich will zu diesem Genusse jedem, der es wünscht, neidlos als Wegweiser dienen!“

Diese Worte des Alkamenes waren nicht ohne geheime Tücke gegen Aspasia. Mit Bedacht rühmte er in Gegenwart der Freundin des Perikles und des Perikles selbst die Anmut und den Reiz eines andern Weibes.

Die schöne Tänzerin und Hetäre war durch Alkamenes veranlaßt worden, von Korinth nach Athen herüberzukommen.

Diese Veranlassung war von sehr eigentümlicher Art gewesen.

Als nämlich Alkamenes gemerkt hatte, daß er auf den Besitz Aspasias, dessen er vorher schon sicher zu sein glaubte, verzichten müsse, war er von einem geheimen Unmut und Ärger gegen die spröde Milesierin ergriffen worden. Aber er war zu jung, zu heiter, zu leichtlebigen Wesens, als daß um dieses Verlustes willen der Harm das Herz ihm hätte benagen sollen; sein Trachten ging nur darauf, ein wirkliches Glück, einen wirklichen Liebesgenuß für den erträumten, um welchen er betrogen war, zu erhaschen.

Ein sehr reicher Korinther hatte von ihm ein kleines Bildwerk in Marmor ausführen lassen. Alkamenes hatte sich des Auftrags entledigt und das fertige Werk nach Korinth gesendet. Der Besteller war entzückt über den Reiz

und die seltene Vollendung der Arbeit und schrieb dem Alkamenes, er möge für dieses kleine Meisterstück jeden beliebigen Lohn und Dank verlangen; was immer sein Begehren sein würde, es solle gewährt werden.

Hierauf schrieb der junge Bildner mit seinem gewohnten Übermut an den Korinther folgendes zurück:

„Es ist bekannt, daß Ihr in Eurem reichen und üppigen Korinth seit langer Zeit die schönsten ‚Freundinnen‘ besitzet, welche in Hellas zu finden sind. Da Du mir freistellst, für mein kleines Marmorwerk jeden Dank zu verlangen, der mir beliebt, so bitte ich Dich, mir diejenige Schöne, welche gegenwärtig bei Euch zu Korinth den größten Ruf besitzt, auf Deine Kosten für einen Monat nach Athen herüberzuschicken und sie anzuweisen, daß sie sich für diesen Monat ausschließlich als Modell zu meinem Dienste verpflichte.“

Der reiche Korinther lachte, als er diese Zeilen las, und wenige Tage später fand die schönste Hetäre von Korinth, die Tänzerin Theodota, zu Athen bei Alkamenes sich ein.

Alkamenes war zufrieden und freute sich einen Monat lang des Besitzes der gepriesenen Schönheit auf des reichen Korinthers Kosten.

Als der bedungene Mond verstrichen und die Verpflichtung der schönen Theodota erloschen war, empfand sie wenig Lust, nach Korinth zurückzukehren: sie hatte Athen liebgewonnen und entschloß sich zu bleiben.

Alkamenes war ihr in beständiger Freundschaft zugetan und pries sie allen, die ihn hören wollten, als das schönste Weib in Hellas.

Er versäumte niemals hinzuzufügen, daß sie reizender sei, als die vielgerühmte Milesierin Aspasia, welche noch mehr durch Schlauheit als durch Schönheit den Perikles gefangen habe.

Als nun Alkamenes ähnliches zum Preise Theodotas dem Sokrates gegenüber in Gegenwart Aspasias vorbrachte, erkannte diese sogleich die Gesinnung und Absicht des von

ihr beleidigten Jünglings. Sie merkte, daß er ihr geheimen Ärger bereiten wollte durch jenes Lob, welches er in ihrem und des Perikles Beisein einer andern Schönen spendete. Mit der Beweglichkeit und Raschheit des weiblichen Geistes hatte sie im Augenblicke ihre Gedanken geordnet, ihre Entschlüsse gefaßt.

Unter den blitzschnellen Erwägungen ihrer Seele war auch diese gewesen, welchen Eindruck etwa die zum Preise Theodotas gesprochenen Worte des Alkamenes auf den empfänglichen Geist des Perikles gemacht haben möchten. Sie bedachte, daß Perikles auf den Einfall kommen könnte, die schöne Korintherin zu sehen und dies Gelüst anders als im Geleit seiner Freundin zu befriedigen. Daß Perikles ohne ihr Beisein mit Theodota zusammentreffe, war ihr unerwünscht; wenig aber fürchtete sie, wenn bei solcher Begegnung sie selbst zugegen war. Sie wußte, was sie allen andern Weibern gegenüber in die Wagschale zu werfen hatte. Was den Alkamenes betrifft, so glaubte sie seine geheime Bosheit nicht besser strafen zu können, als indem sie ihm zeigte, wie wenig sie sich aus Neckereien dieser Art mache.

Zu diesen bestimmenden Gründen ihrer Entschlüsse kam als letzter: sie selbst war nicht ohne neugieriges Verlangen, die von Alkamenes gepriesene korinthische Schöne zu sehen.

Und so war es denn sie selbst, die das Anerbieten des jungen Bildners, jeden, der es wünschte, zu Theodota zu führen, zur nicht geringen Verblüffung des Alkamenes aufgriff.

Mit heiterer Unbefangenheit sprach sie:

„Wenn du, o Alkamenes, imstande bist, uns den Weg zu dem Schönsten und Anmutigsten, was du kennst, zur Schau der tanzenden Theodota, zu zeigen, so wäre es Torheit von Perikles und Sokrates und mir selbst und jedem, der dich hört, nicht sogleich dich beim Worte zu nehmen und dich zu nötigen, ein so lockendes Versprechen ohne Zögerung wahrzumachen.“

„Ich nehme an,“ sagte Alkamenes, rasch gefaßt, „daß

du, schöne Aspasia, sowohl in deinem eigenen, als im Namen dieser beiden, des Perikles und des Sokrates, gesprochen."

Perikles besann sich einen Augenblick, erklärte aber dann, er wolle dem Willen der schönen Aspasia nicht widersprechen. „Wir gehen", sagte er, „diesen Weg alle nur im Gefolge des Sokrates und um seinetwillen: einem Weisen aber zu folgen, kann niemals einem Manne zur Schande gereichen."

„Unser feuriger Alkamenes", sagte Sokrates, „ist ein Freund aller raschen und kühnen Gedanken. Seht, wie er sich schon fröhlich die Hände reibt und nach seinem Thessalerhute greift. Ich wette, daß er uns nun keine Ruhe mehr läßt, sondern schon fest entschlossen ist, uns augenblicklich und geradeswegs, wie wir da sind, aus der Werkstätte des Pheidias hinweg in die Behausung der schönen Theodota zu entführen."

„So ist's", rief Alkamenes lebhaft. „Meister Pheidias hat sich bei unsern letzten Reden schon hinweggeschlichen. Ich rate euch, ihn nicht durch Abschiednehmen zu stören. Ein Ausgang ist hier ganz in der Nähe, die Tür ist offen, die Straße frei, die Behausung Theodotas nicht ferne — gehen wir!"

Das Haus Theodotas war bald erreicht.

Man durfte nicht fürchten, die Schöne zu belästigen. Alkamenes ging zuerst zu ihr hinein, um seine Begleiter bei ihr anzumelden. Er kam sogleich wieder zurück und bat die Gefährten, ihm zu folgen.

Er führte sie in die innersten Gemächer Theodotas. Diese Gemächer waren mit verschwenderischer Weichlichkeit ausgestattet. Überall gab es da sanfte Pfühle und Purpurkissen, der Boden war bedeckt mit schwellenden Teppichen, Wohlgerüche dampften aus zierlich gestalteten Schalen. Ein purpurverhangenes Lager war von anmutigen Liebesgöttern getragen und emporgehoben; Schmuck und Gewand waren in malerischer Unordnung umhergestreut. Weiche Sandalen,

Haarbänder, kostbare Gürtel, Schminktöpfe, Salbenbüchsen, kreisrunde Spiegel aus blankpoliertem Erz mit reicher Plastik des Griffes, reizend geformte Sonnenschirme und buntbemalte, blattförmige Fächer, Kyprias sämtliches Gerät; dazwischen kleine Kunstwerke aus Erz und Marmor, zum Teil Geschenke des Alkamenes, Tonwerkzeuge mit eingelegtem Gold und Elfenbein, welke und frische Kränze aller Art: das alles machte in seiner bunten Unordnung im ersten Augenblick einen sinnverwirrenden Eindruck auf die Eintretenden, einen Eindruck, den die Wohlgerüche des Gemaches verstärkten, während von einem der weichen Pfühle sich die schöngeschmückte Hetäre selbst erhob, um die Gäste zu begrüßen.

Theodota war schön. Ihr Haar war rabenschwarz, ihr Auge dunkelfeurig. Ihre Züge waren fein. Sie war stark geschminkt, ihre Augenbrauen künstlich gerundet und zugespitzt, ihre Lippen rosiger als jede Wirklichkeit. Sie trug ein blumig-gesticktes Gewand und war mit reichem Schmucke behangen. In der Mitte des Leibes war ihre Gewandung zusammengehalten durch einen Gürtel aus Goldblech, dessen Verschluß reich verziert war, und von welchem nicht minder geschmackvoll und zierlich geformte Anhängsel verschiedener Art herabhingen. Ihr Hals, ihr Busen, ihre Arme und selbst ihre Füße über den Knöcheln waren von schlangenförmig gestalteten, granaten- und bernsteinbesetztem Geschmeide umringelt. Auch das kleine und wohlgestaltete Ohr war durch baumelnde Gehänge von reizender Bildung ausgezeichnet. Auf dem Haupte trug sie eine mit Perlen geschmückte Erzstirnbinde.

„Ich habe", sagte Alkamenes zu seinen Begleitern, „Theodota bereits unterrichtet, weshalb ihr hierher gekommen und was euer Verlangen an sie ist."

„Alkamenes ist tollkühn," sagte Theodota lächelnd, „daß er ganz plötzlich so hochansehnliche und unerwartete Gäste mir zuführt und nicht die geringste Vorbereitung mir gönnt, sie würdig zu empfangen."

„Keiner Vorbereitung bedarf es," sagte Alkamenes, „denn du bist immer du selbst, und nicht deinem Hause gilt unser Besuch, sondern dir und deinem Reiz und deiner Kunst." — „Einen weisen und ernsten Mann siehst du hier vor Augen," fuhr er fort, auf Sokrates deutend, „und dieser glüht vor Verlangen, dich zu sehen und deinen Tanz zu bewundern. Und mehr noch diesem weisen Manne als meinen begeisterten Worten verdankst du es, Theodota, daß heute selbst der große Perikles und die gefeierte, kunstverständige Aspasia aus Milet über deine Schwelle kommen, um von deiner gepriesenen Kunst sich mit eigenen Augen zu überzeugen."

„Wie?" rief Theodota, „vor einem Weisen, vor einem großen und würdevollen Staatsmanne und vor einer Auserwählten meines Geschlechtes, die, wie es scheint, alle andern Frauen dieser Zeit an herrlichen Erfolgen übertrifft, soll ich es wagen, mich zu zeigen, und das Geringe, was ich vermag, der Prüfung solcher Richter aussetzen?"

„Fürchte nichts, Theodota!" sagte Perikles; „Alkamenes hat dich uns gepriesen, und Alkamenes weiß alles Schönste aufzufinden."

„In der Tat," fügte Sokrates mit feinem Lächeln und einem Blicke auf Aspasia hinzu, „ihm begegnet das Schönste immer zuerst . . ."

„So mag er es denn verantworten!" sagte Theodota. „Prüde zu sein vor irgend jemand in der Welt, und mich dessen, was meine Kunst ist, zu weigern, darf mir nicht in den Sinn kommen. Ihr wollt mich tanzen sehen, wie Hunderte vor euch, und ich gehorche. Betrachtet euch als meine Gebieter. Was verlangt ihr, daß ich tanze und vor euch darstelle? Welche Göttin? Welche Heroine? Welche Mythe oder Geschichte?" Sie wandte sich mit dieser Frage vornehmlich an Perikles. Dieser aber sagte: „Frage den Weisen hier, denn dieser ist mit Absichten hierhergekommen, welche es ihm gewiß erwünscht machen, den Gegenstand

deines Tanzes bestimmen zu dürfen. Erkläre dich nur ohne weiteres, Sokrates; was wünschest du, daß Theodota tanze?"

„Wenn ihr und Theodota selbst", erwiderte Sokrates nach einigem Nachdenken, „mir diese Entscheidung überlassen wollt, so wüßte ich nichts Besseres, als Theodota aufzufordern, uns die Werbung der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit auf dem Ida zu tanzen. Welche Aufgabe für sie, uns jetzt als Aphrodite, dann als Hera, dann als Pallas zu erscheinen, und uns zu zeigen, wie jede von diesen mit denselben und doch nach ihrer Wesenheit fein veränderten Mitteln den Hirten vom Ida zu bezaubern und den Siegespreis aus seiner Hand an sich zu reißen bemüht ist. Alkamenes hat versprochen, mich hier erfahren zu lassen, was die Anmut sei, und so wollen wir Thodota zwingen, so anmutig und reizend zu sein als möglich und es in so verschiedenen Arten, als sich nur denken läßt, zu sein." —

Nachdem Theodota sich aus dem Gemache entfernt hatte, um an ihrer Gewandung und ihrem Äußern jene Veränderungen vorzunehmen, welche die gestellte Aufgabe erheischte, sagte Sokrates:

„Wir werden unsern Zweck erreichen: denn Theodota ist nicht wie andere Schönen, welche nur zurückhaltend und tropfenweise zumessen, was sie geben wollen, sondern sie wird uns, was sie zu bieten hat, ehrlich bieten, und alles auf einmal wie aus dem Füllhorn der Amaltheia über uns ausschütten. Die Sache ist dann abgetan und wir können nach Hause gehen. Ich sehe schon, sie ist willfährig und sanft, diese Theodota, aber nicht klug. Wie würde Aspasia tanzen, wenn sie wollte! Aber wer von uns, den Olympier Perikles etwa ausgenommen, hat sie tanzen gesehen?"

Nun kam Theodota zurück, leichter geschürzt, und in einer Gewandung, welche den freiesten Bewegungen nicht hinderlich war. In ihrem Geleite kam ein Knabe mit der Laute und eine Flötenbläserin. Die Flötenbläserin begann zu spielen und der Knabe stimmte mit Saitenklängen ein. In die Klänge der beiden aber begannen sich sacht die

Bewegungen Theodotas gleichsam zu mischen, und es war unmöglich zu sagen, in welchem Augenblicke sie begonnen hatte zu tanzen.

Sie tanzte, wie ihr aufgetragen war, zuerst die Werbung der Aphrodite um den Apfel, den Siegespreis in den Händen des Paris; dann die der Hera, dann die der Pallas. Es war derselbe Tanz, dreimal wiederholt, und doch immer mit ganz verschiedenem, dem Wesen der Göttin entsprechendem Ausdrucke. Sie schien dreimal völlig verwandelt. Wunderbar war es zu sehen, welche Abwechselung sie mit lebensvollen Bewegungen, sprechenden Blicken, bezeichnenden Gebärden in die Mimik des Werbens zu bringen wußte. Bald erschien dies Werben als ein holdes Flehen, ein süßes Schmeicheln, ein reizendes Getändel, ein verführerisches Umschwirren, eine Verheißung des süßesten Dankes, dann wieder als ein stolzes, siegbewußtes Heischen, ein mehr gebieterisches Verlangen, dann als ein neckendes oder verwegenes Haschen, dann als ein Überlisten oder ein Versuch, mit anmutiger Gewaltsamkeit der Hand des Richters den Siegespreis zu entringen. Dabei war es möglich, jeden Reiz der Leiblichkeit in Stellungen, Bewegungen, Gebärden zu entfalten. Und da jeder fein ersonnene, ausdrucksvolle Zug dreifach wiederkehrte, immer angepaßt dem Wesen der Göttin, so wußte man nicht, sollte man mehr den Reichtum der Erfindung und die Mannigfaltigkeit des Ganzen oder den Reiz und die Vollendung in der Ausführung der einzelnen Züge bewundern.

Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß Theodota während des Tanzes ihre feurigen Augen voll jenes wechselnden, aber immer werbenden Ausdrucks fast unablässig auf Perikles gerichtet hielt. Ihn machte sie zum unfreiwilligen Widerpart ihres mimischen Spiels, in ihm schien sie den Paris zu erblicken und aus seinen Händen den Siegespreis des Apfels heischen zu wollen.

Als Theodota geendet hatte, erteilte ihr Perikles Lobsprüche über die Anmut und die ausdrucksvolle Kunst, mit welcher sie ihre Aufgabe gelöst hatte.

„Die Aufgabe, welche ihr der schönen Theodota gestellt habt, war keine allzu schwierige," sagte Alkamenes, „sie würde andere und größere Aufgaben zu eurem noch viel größeren Erstaunen gelöst haben. Sie ist imstande, nicht bloß der Taube Zärtlichkeit und des Löwen Wildheit, sondern, wenn es sein soll, auch des Wassers weiches Wallen, oder des Feuers Lohe, oder des Baumes säuselndes Erzittern nachzuahmen."

„Ich zweifle nicht," sagte Perikles, „daß sie es auch versteht, gleich jenem Tänzer, den ich kürzlich gesehen, sogar des Alphabetes Buchstaben, einen nach dem andern, durch die Mimik ihres wunderbar gelenken und geschmeidigen Leibes auszudrücken."

„Und was hast du uns über Theodota zu sagen?" rief Alkamenes und berührte die Schulter des Sokrates, welcher von der Tänzerin während des Tanzes keinen Blick seiner Augen abgewendet hatte und jetzt dastand, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken.

„Ich werde tanzen lernen!" erwiderte er ernst. „Ich kannte bisher nur eine Weisheit des Hauptes und der Gedanken; nun weiß ich, daß es auch eine Weisheit der Hände und der Füße gibt."

Die Hörer lächelten und meinten, der Nachdenkliche spreche mit seiner gewohnten Ironie. Aber Sokrates fuhr fort:

„Der Rhythmus ist Maß, und das Maß ist Sittlichkeit. Ein so schöner Rhythmus des Leibes, wie ihn uns Theodota gezeigt, muß notwendig des Menschen ganzes Wesen mit Sinn und Liebe für schönes Maß erfüllen. Man muß, wenn man dies einmal gesehen, notwendig alles Plumpe, Rohe, Gemeine, Ungeschlachte verachten. Ich beneide dich, Theodota, um den schönen Rhythmus, den du im Leibe und in der Seele hast!"

„Ich freue mich dieses schönen Rhythmus," versetzte Theodota lächelnd, „wenn ich ihn besitze und wenn andere sich daran ergötzen. Die Kunst zu gefallen und zu ergötzen

aber scheint bei uns in Hellas mit jedem Tage schwieriger zu werden. Für euer kunstverwöhntes Aug', ihr Männer, ist die schöne Natur im Weibe nicht genug. Ihr verlangt, daß wir uns schmücken mit jedem Reize der Kunst, wenn wir euch anzuziehen oder gar zu fesseln verlangen. — Indessen," fügte Theodota mit einem anmutigen Lächeln hinzu, „so schwer ihr uns Frauen den Beruf zu gefallen und zu ergötzen auch machen möget, ich werde nicht aufhören, diesen Beruf als den schönsten und, wenn ihr es erlaubt, auch als den meinigen zu betrachten!"

„Offenbar", sagte Sokrates, „gehörst du nicht zu denjenigen Frauen, welche außer sich selbst nur einem einzigen Manne gefallen wollen, und welche man gewöhnlich Verliebte oder Liebende zu nennen pflegt."

„Nein, bei den Göttern!" fiel Alkamenes ein; „zu diesen zählt sie nicht. Sie ist der Schrecken aller schwärmerischen Jünglinge, welche von Liebe faseln. Erst gestern klagte mir der junge Damötas, daß du ihn zur Türe hinausjagtest, Theodota, weil er zu schwermütig geworden!"

„In der Tat," nahm Theodota das Wort, „ich spotte der Fesseln nicht bloß Hymens, sondern auch des Eros. Ich bin keine Priesterin der Liebe, sondern eine Tochter der Freude!"

„Ich bewundere dich, Theodota!" sagte Sokrates. „Denn du scheinst mir nicht bloß den schönsten, sondern auch den menschenfreundlichsten aller Berufe gewählt zu haben. Welche Selbstverleugnung übst du, o Theodota, welche Selbstaufopferung! Du verschmähst es, der Labetrunk in eines einzelnes Mannes Krug zu sein, ehrenvoll gestellt in den Schatten des häuslichen Herdes, du ziehst es vor, emporzusteigen wie ein leichtes Wölkchen in die Luft und dahinzuziehen über die Länder und dich in einem Blumenregen der Freude über den Häuptern der Menschen aufzulösen. Du verzichtest auf des Hauses Frieden, auf der Gattin Ehre, auf der Mutter Glück und auf des Alters Trost, nur um dem verstärkten Bedürfnisse nach Schönheit und Genuß im

Busen der Männer von Hellas abzuhelfen. Und nicht bloß Hymens Ketten verachtest du — du forderst sogar mit keckem Mute und, sozusagen, mit prometheischem Trotze den Zorn des Eros, des rachesüchtigsten aller Götter, heraus. Und nicht unbekannt ist dir, wie kurz die Blüte der Schönheit und der Jugend währt. Dennoch stehst du da, entsagungsvoll und aufopfernd, wie ein blühender Baum im Märzenmond, und sagst: „Pflücket sie nur alle und schüttelt sie herab, die Blüten meines flüchtigen Lenzes und binde sich, wer will, einen Strauß daraus für wenige Tage! Ich will kein Fruchtbaum sein, ich bin Blütenbaum! — Welche Aufopferung, o Theodota, welche Selbstverleugnung! Mögen dich die Götter und Menschen dafür segnen und die Charitinnen dereinst deinen Leib unter Rosen bestatten!" —

So sprach Sokrates.

Theodota dankte mit einem Lächeln. Allzuwohl vertraut war sie mit den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Menschen, als daß die Rede des Sonderlings sie hätte befremden können.

„Du übertreibst meine Verdienste!" sagte sie.

„Ich habe noch lange nicht alles gesagt!" versetzte Sokrates.

„Das sei dir ein Grund, wiederzukommen!" entgegnete Theodota.

So gingen zwischen den beiden die wechselnden Reden noch eine Weile hin und her. Durch die Teilnahme der übrigen wurde das Gespräch bald lebhafter, und Theodota fand Gelegenheit, noch manchen feurigen Blick, manches bedeutungsvolle Wort an Perikles zu richten.

Perikles erwiderte dies in der mildfreundlichen Art, welche ihm den Frauen gegenüber eigen war.

Aspasia beobachtete die Annäherung der beiden, aber ohne die leidenschaftliche Verblendung anderer Weiber. Sie selbst verkündete ja die Botschaft der freien, heiteren Liebe und erklärte sich offen gegen das Sklaventum nicht bloß in der Ehe, sondern auch in der Liebe. Überdies wußte sie,

daß ein Weib, das Eifersucht verrät, verloren ist. Auch des Abstandes blieb sie sich bewußt, der Theodota von ihr trennte. Theodota erfüllte, sorglos hinlebend, ihre Nymphenbestimmung. Aspasia hätte niemals in einem solchen Berufe aufgehen können. Unendlich weit war sie entfernt von jener Selbstaufopferung, welche der Sonderling Sokrates in so wunderlichen Worten an Theodota gepriesen. Sie opferte die Blüten ihres Lenzes nicht dem plumpen Freudenbedürfnis der Menge, sie hatte ein glänzenderes Ziel gesucht und gefunden; sie wurde geliebt und liebte — freilich nur mit jener heiteren, freien, geisterhellen Liebe, die sie predigte. Und was die Mittel anlangt, zu bezaubern, zu fesseln: Theodota gab, was sie hatte, harmlos hin und hatte bald nichts mehr zu geben. Aspasiens reiches, tiefes Wesen war unerschöpflich.

Dennoch verschmähte es diese nicht, darauf bedacht zu sein, wie sie der Nebenbuhlerin die Gelegenheit auch eines flüchtigen und vorübergehenden Sieges entziehen könne. Schnell war ein kleiner Anschlag in ihrer Seele gereift, und nicht ohne Folgen blieb der Besuch bei der korinthischen Schönen.

Als Perikles, Aspasia, Alkamenes und Sokrates das Haus Theodotas verlassen hatten, fragte der Bildhauer seinen Genossen:

„Wohlan, Freund Sokrates, was hast du gelernt für deine Gruppe der Charitinnen beim dreifachen Tanze der anmutigen Theodota?"

„Vieles und Wunderbares!" erwiderte jener. „Ich weiß nunmehr, was die Dreizahl der Charitinnen besagen will, was jede für sich, und was alle zusammen bedeuten. Aber es soll für jetzt mein Geheimnis bleiben; denn es ist Zeit, den Meißel in die Hand zu nehmen und den Marmor reden zu lassen. Ihr werdet erfahren, was ich heute bei Theodota gelernt, wenn die Gruppe meiner Charitinnen auf der Akropolis vollendet steht. Für heute habet Dank, daß ihr mir freundlich das Geleit gegeben auf dem Wege, den

ich getan um jener Schönen und Weisen willen, die mir geboten hat, den Charitinnen zu opfern."

---

9. Antigone.

Wenn man im Frühlingsmond Elaphebolion des vierten Jahres der vierundachtzigsten Olympiade am Hause des reichen Hipponikos zu Athen vorüberging, so hörte man Flötengetön und im Chore sich übende Männerstimmen, welche aus dem Innern des Hauses bis auf die Straße herausdrangen.

Ähnliches Flötengetön mit eifrig sich einübenden Chören hörte man, wenn man am Hause des reichen Pyrilampes, und am Hause des reichen Midias, und am Hause des reichen Aristokles, und an den Häusern anderer reicher Athener vorüberging. Es schien fast, als sollte der Schlag des Meißels zu Athen wieder einmal übertönt werden vom Klange der Flöten und der Saiten und den Stimmen kunstbegabter, mit Dichterworten befeuerter Kehlen. Denn das Fest der Dionysien war wiedergekehrt und mit ihm die Zeit, in welcher das öffentliche Interesse zu Athen sich um die bei dieser Gelegenheit statthabenden dramatischen Aufführungen im Theater des Dionysos drehte.

Die Stücke waren, dem Brauche gemäß, bei dem zweiten Archonten von den Dichtern eingereicht worden. Dieser hatte nach dem Urteil kunstverständiger Männer diejenigen ausgewählt, welche zur Aufführung gelangen sollten; die Schauspieler, welche in diesen Stücken auftreten sollten, waren auf öffentliche Kosten angeworben worden, und jene reichen athenischen Bürger, welche diesmal die Reihe traf, die Staatsleistung der „Choregie" zu bestreiten, das ist, die Chöre für die aufzuführenden Stücke anzuwerben, zu beköstigen und einüben zu lassen, waren angewiesen worden,

ihres Amtes zu walten. Der reiche Hipponikos hatte den Chor zu stellen für die Antigone des Sophokles, der reiche Pyrilampes für eine Tragödie des Euripides, der reiche Midias für eine Tragödie des Jon, der reiche Aristokles für eine Komödie des Kratinos und so andere für anderes. Wie es herkömmlich geworden war zu Athen, hatte sich fast ein leidenschaftlicher Wetteifer zwischen den verschiedenen Choregen entsponnen, und sie suchten mit dem ganzen Ehrgeiz, der dem Athener eigen war, sich in sorgsamer, kunstsinniger und prächtiger Ausstattung der von ihnen übernommenen Chöre zu überbieten. Winkte dem Sieger doch ein Kranz, kaum weniger beneidet als die Kränze von Olympia und Pytho.

Stimmenschall und Flötengetön drang eben wieder kräftig aus dem Hause des Hipponikos, als ein Mann von sehr geschmeidiger Gestalt leichten beweglichen Schrittes die Straße herunterkam. Er schien ein Fremder zu sein, denn er hatte einen Maultiertreiber hinter sich, dessen Tier mit einem Reisebündel belastet war. Er ließ seine Blicke in der Gasse umherschweifen wie einer, der nach einem bestimmten Hause späht.

Plötzlich klangen jene Stimmen und jenes Getön aus dem Hause des Hipponikos an sein Ohr. Er horchte ein wenig, lächelte dann zufrieden und sagte zu dem Sklaven:

„Wir brauchen niemand zu fragen. Dies hier und kein anderes ist das Haus des Hipponikos."

Mit raschen Schritten näherte er sich dem Hause und machte Miene, an die Tür zu klopfen.

In diesem Augenblicke aber kam ein Mann von der entgegengesetzten Richtung die Straße herauf, und gerade vor dem Hause des Hipponikos stieß er mit dem Fremden zusammen.

Bei dem Anblicke dieses Mannes zeigte sich der Fremde aufs angenehmste überrascht, und während jener lächelnd auf ihn zuschritt, bog er das Haupt etwas zurück, legte seine linke Hand auf die Brust, erhob die rechte und sprach

in getragenem Tone, als ob sein Fuß im Kothurn steckte, mit klangvoller Stimme die Worte:

„Wenn nicht irret mein Geist,
Ahnend zu sehn, und wenn nicht
Helle Vernunft mir fehlt . . .“

„so geben ein heilverkündendes Zeichen die Götter, indem sie mich gerade hier an des Hipponikos Schwelle zusammenführen mit meinem edlen Freunde, dem tragischen Meister Sophokles . . .“

Damit reichte er die Hand dem Dichter, der sie faßte und herzlich drückte.

„Willkommen, trefflicher Polos!“ rief er. „Willkommen zu Athen! Hast inzwischen weitum in den Städten von Hellas die Menschen bezaubert mit deiner Stimme Klang auf dem hohen Kothurnos, hast neuen Ruhm geerntet und klingenden Lohn dazu!“

„Es ist so“, versetzte Polos. „Man hat Ehre mir erwiesen hier und dort, wo man meiner eben bedurfte bei den Festen in den Städten von Hellas. Aber immer klang es doch in meinem Geiste nach:

‚Hin möcht' ich,
Wo dichtwaldig das Vorgebirg
Anragt in die Brandung, hin
Zur Hochebne von Sunion,
Daß ich Athenes heilige Stadt
Könnte begrüßen —‘

und als mich nun zu Halikarnassos die Botschaft eures Archonten traf, die mich für die Lenäen wieder nach Athen berief, und jeden Lohn versprach, den ich verlangen würde, und als ich überdies vernahm, daß auf deinen Wunsch die erste Rolle in deinem neuen tragischen Werke mir zugedacht sei, da trug es mich wie mit Flügeln über das Inselmeer, denn nirgend schnüre ich den Kothurn doch lieber an meine Füße als zu Athen, und keinem Poeten diene ich lieber mit

meiner Kunst, als dem herrlichen Freunde und Meister Sophokles!"

Wieder drückte der Dichter dem Schauspieler herzlich die Hand.

„So bist auch mir du stets der Erwünschteste!" sagte er.

„Drinnen im Hause des Hipponikos", fuhr er fort, „triffst du die Choreuten und den Chormeister und vielleicht auch schon deine beiden Mitschauspieler, den Demetrios und den Kallipides, beisammen. Hipponikos lud dich für diese Stunde in sein Haus, damit wir uns alle da zusammenfinden, die Rollen verteilen und alles vorbereiten, was nötig, um unserer Tragödie den Sieg zu verschaffen. So laß uns denn hineingehen; Hipponikos erwartet dich mit Ungeduld."

Die beiden Männer klopften an die Pforte und wurden eingelassen. Hipponikos empfing den Polos mit großer Freude und lud ihn sogleich ein, für die Zeit, während welcher er zu Athen weilen würde, seines Hauses Gast zu sein.

„Willst du", erwiderte Polos, „zu allen andern Mühen und Lasten, die du in diesem Augenblicke hast, dich auch noch mit dieser beladen?"

„Diese neue Belastung," sagte Hipponikos, „wenn es eine solche wäre, würde ich der Rede nicht wert achten. Aber du hattest nicht unrecht, wenn du sagtest, daß ich der Mühen und Lasten nicht wenig zu tragen habe, seit ich die Choregie der ‚Antigone' vom Archonten zugeteilt bekam. Da waren die nötigen Sänger und Musiker anzuwerben, und nun habe ich sie alle im Hause, und diese Leute wollen bezahlt und beköstigt sein, und wie beköstigt! Mit Milch und Honigseim und allem Süßen, damit ihre Kehlen nicht rauh werden! Nachtigallen im Bauer könnte man nicht sorgsamer füttern und pflegen, als ich diese Burschen füttere und pflege. Dann sind noch die Prachtgewande beizustellen und der Schmuck für eben diese Choreuten, und ihr wißt, was heutigestags in diesem Punkte die Athener verlangen. Sehen sie nicht vergoldete Kränze und jede Art dionysischen Prunkes aufgewendet, so ist an einen Sieg

nicht zu denken. Ich weiß nicht, ob ich diesmal unter einem Aufwande von 5000 Drachmen davonkomme. Aber ich würde auch das Doppelte aufwenden, wenn es sein müßte, um den Pfauenzüchter Pyrilampes auszustechen, der mit einer Tragödie des Weiberhassers Euripides sich um den Preis bewirbt. Sophokles weiß es bereits, du aber noch nicht, mein lieber Polos, was dieser Mensch bis heute schon getan, um mir den Sieg aus den Händen zu winden. Gleich anfangs suchte er den Archonten zu bestechen, dann war er bestrebt, mir die besten Choreuten abspenstig zu machen. Zuletzt bot er sogar dem Chormeister heimlich Geld an, damit er die Einübung des Chores lässig betreibe. Das alles genügte ihm noch nicht. Als mein Schmuck und die prächtigen Kostüme für den Chor schon angefertigt waren und im Laden des Verfertigers bereitlagen, von einer Pracht, die nicht zu überbieten ist, ging dieser Mensch hin und wollte den, der dieselben angefertigt hatte, zwingen, sie ihm zu verkaufen. Als dieser nicht wollte, ließ er ihn von seinen Sklaven durchprügeln und drohte, ihm nächtlicherweile das Haus mit allem, was darin, über dem Kopfe in Brand zu stecken. So treibt es dieser Wicht Pyrilampes!"

„Getrost, getrost, du Teurer!"

hub Polos mit Pathos an:

„Noch ist im Himmel Zeus
Und siehet alles und herrscht gewaltig.
Ihm stell' es anheim, dein bittres Grollen,
Und nicht hasse zu sehr, noch vergiß du sie,
denen du zürnest!"

„Im übrigen", fuhr Polos in weniger hochgestimmtem Tone fort, „kenne ich diesen Mann und seine Ränke selbst, o Hipponikos! Du meinst, mich über ihn belehren zu können; aber ich selbst kann dir erzählen, was du nicht weißt, welche Mittel er ins Werk setzte, um mich der Tragödie des Sophokles abspenstig zu machen. Aus dem

eigenen Säckel versprach er eine große Summe dem öffentlichen Ehrensolde beizulegen, wenn ich in der Tragödie des Euripides auftreten wollte. Ich aber — wie Philoktetes stand ich da, als der schlaue Odysseus ihn und seinen siegreichen Bogen nach Ilion entführen wollte:

‚Nimmer und nimmer, o wisset es sicherlich,
Nicht, wenn mich der glühende Donnerkeil
Flammensprühend wollte verbrennen!'"

„Ich danke den Göttern, Polos," sagte Hipponikos, „daß ein Mann wie du so treu zu uns hält; denn ein Chor mag noch so trefflich sein, wenn die vom Staate beigegebenen Schauspieler nichts taugen, so pfeifen und zischen die Athener."

„Und ich danke den Göttern," sagte Polos, „daß du es bist, Hipponikos, welcher den Chor des Sophokles ausstattet; denn wenn auch die Schauspieler trefflich sind, der Chor aber nicht über die Maßen glänzend, so trommeln die Athener mit den Händen und mit den Füßen!" —

Nun traten ein paar neue Ankömmlinge ins Haus. Es waren die Schauspieler Demetrios und Kallipides. Sie wurden von Hipponikos freundlich empfangen und wechselten auch Begrüßungen mit Polos, mit welchem sie sich schon so manches Mal auf der Bühne, namentlich in den Tragödien des Sophokles, zusammengefunden.

„Ich sehe nun alles," sagte Hipponikos, „was für den Sieg der ‚Antigone' zusammenwirken soll, in meinem Hause versammelt."

„Die Einübung der Chöre", sagte Sophokles zu den Schauspielern, „hat längst begonnen; wir harrten eurer mit Ungeduld. Nun seid ihr da, und wir wollen nicht säumen, zur Verteilung der Rollen zu schreiten. Da ist vor allem Antigone selbst: sie fällt dem Inhaber der ersten Rolle zu." Dabei wendete er sich gegen Polos, den „Protagonisten". Dieser, sowie seine Genossen, nahm die Sache schweigend hin, als etwas, das sich von selbst verstehe.

Sophokles aber unterbrach sich selbst mit der Frage an Polos:

„Hast du von der schönen Milesierin Aspasia gehört?“

Und als dieser bejahte, fuhr er fort: „Wenn wir auf diese Milesierin hören wollten, lieber Polos, so müßte ich den Archonten bitten, mir ein Weib für die Rolle der Antigone zuzuweisen. Ich hatte mit ihr ein hitziges Wortgefecht zu bestehen, in welchem sie unsern Brauch, die Frauenrollen von Männern spielen zu lassen, tadelte und sagte, man müsse den Frauen erlauben, die Bühne zu betreten. Vergebens berief ich mich auf die Masken, welche das Antlitz verdecken, und auf den ungeheuren Raum des Theaters.“

Polos lachte verachtungsvoll. „Wie?“ rief er dann mit Entrüstung, „wenn ich als Elektra hervortrat und anhub:

‚O heiliges Licht,
Und du erdumwogender Äther —‘

vermißte da irgendwer das Weib in mir, in meiner Haltung, in meiner Stimme, die aus den Lippen der trauervollen Maske hervorquoll?“

„Niemand! Niemand!“ riefen alle.

„Und wenn ich die Urne mit der vermeintlichen Asche des Bruders leidvoll umfaßte,“ fuhr der erregte Polos fort:

„Denkmal des Teuersten der Menschen, übrig mir
Du von Orestes'. Leben —“

„Das ganze Theater war gerührt, erschüttert, in Trauer aufgelöst!“ rief Sophokles und die übrigen stimmten bei.

„Man hörte niemals auf der Bühne“, fuhr Sophokles fort, „eine Stimme, die rührender, nie eine, die weiblicher klang, als die deine!“

„Hoffentlich willst du damit nicht behaupten,“ erwiderte Polos, „daß meine Stimme überhaupt einen weiblichen Charakter habe? Ich denke, du erinnerst dich noch meines Ajas:

'Ha, wehe mir, daß ich sie ließ,
Die Bösewichte, aus der Hand,
Und dafür die gehörnten Stiere
Und die laute Geißherde befiel,
Das schwarze Blut vergießend —'"

Die Stimme des Polos erschien beim Vortrag dieser Worte völlig verändert. „Das ist die tiefste, gewaltigste aller Heldenstimmen!" riefen die Hörer begeistert.

„Wie? Und mein Philoktetes?" fuhr Polos fort; „mein Schmerzensausruf, wenn das alte Schlangengift in mir aufkochte — mein „Ai! ai! ai! ai! weh mir, es kommt — es kommt —"

Und wieder riefen alle: „Welche Leidensstimme! Welcher Naturlaut des Gramvollen, Siechen, Gebrochenen!"

„Nun wohl!" rief Polos; „wenn ich aber dann am Schlusse der Tragödie anhub:

'Wohlan, nun scheid' ich und grüße das Land!
Ihr Quellen und du, süßlabender Trank —'"

„Es war ein herrlicher Augenblick," sagte Hipponikos zustimmend, „aber das Schönste, was ich von dir gesehen und gehört, war doch, wie du als Ajas auf der Bühne standest und jenes wundervolle Selbstgespräch hieltest . . ."

„Du meinst," sagte Polos, „wie ich in der einsamen Schlucht vor dem sühnenden Selbstmorde das Schwert mit der Spitze aufwärts in den Boden steckte . . .

'Da steht der Würger, wie er wohl am besten wen
Durchbohrte, wenn zu klügeln wer die Muße hat —'"

„Da ist's!" rief Hipponikos, „und wie du dann zuerst den Zeus anriefst, und dann die Erinnyen-Jungfrauen, und dann den Helios . . ."

„O Helios," fiel Polos ein —

„O Helios, wenn mein heimatliches Land du siehst,
So halte du den goldgeschmückten Zügel an
Und tue mein Verderben kund und meinen Tod —"

„Und wie du so“, fuhr Hipponikos in begeisterter Erinnerung fort, „zuallerletzt noch der Heimaterde gedachtest und des väterlichen Hauses Herd anriefst, und Salamis, und die Stadt des Ruhmes, Athen, und dein verwandtes Athenervolk — da zuckte es flammend auf in den Herzen von zwanzigtausend Athenern! Stolz wogte die Brust eines jeden im Vaterlandsgefühl, und jeder einzelne fühlte sich mitangesprochen vom Scheidegruß des sterbenden Helden! Bis dahin waren sie gerührt gewesen und im stillen erschüttert — jetzt brachen sie los in einen Beifallssturm, der dir galt und dem Sophokles und dem vaterländischen salaminischen Helden!“

„Mit Recht, o Hipponikos,“ sagte jetzt Sophokles, „rühmst du den Polos, aber vergiß nicht, auch die Verdienste des Demetrios und des Kallipides anzuerkennen. Auch sie sind gesucht und geehrt in den Hellenenstädten; auch sie haben mancher meiner Tragödien zum Siege verholfen.“ — „Dir, Demetrios,“ fuhr er fort, „überlasse ich diesmal den würdigen König Kreon; dem jungen Kallipides die Ismene. Ein paar Nebenpersonen gibt es noch, die zwar nur für einige Augenblicke auf der Bühne erscheinen, die ich aber doch nicht den nächsten besten zur Aushilfe herbeigeholten Stümpern anvertrauen möchte.“

„Her damit!“ riefen die Schauspieler; „jeder von uns ist bereit, so viele Personen als man will, wenn sie nicht zu gleicher Zeit auf der Bühne stehen, zu übernehmen. Unter der Maske läßt sich alles spielen.“

„Da ist zunächst der liebende Haimon,“ sagte Sophokles; „er tritt erst auf, nachdem Antigone schon zum Tode geführt worden.“

„Dann gib mir den liebenden Haimon!“ rief Polos.

„Des blinden Sehers Teiresias muß sich Kallipides annehmen,“ fuhr Sophokles fort. „Dann ist da noch ein Wächter und ein Bote. Die beiden haben lange Erzählungen vorzutragen. Erzählungen aber sollen auf der Bühne immer so trefflich als möglich vorgetragen werden. Nichts ist un-

angenehmer, als wenn sie durch einen Menschen, der kaum zu reden versteht, herausgestottert werden. Ich habe mich entschlossen, diese beiden kleinen Rollen selbst zu spielen. Habe ich doch auch bei meinen früheren Stücken manches Mal in dieser Weise mit eingegriffen."

Die Schauspieler klatschten dem Dichter Beifall zu, wie geehrt durch diese Genossenschaft. Hipponikos stimmte ein.

„Zuletzt ist da noch Eurydike, die Gemahlin des Kreon," sagte Sophokles; „sie erscheint mit wenigen Worten gegen den Schluß der Tragödie."

„Her da mit der Eurydike!" rief Polos.

„Sie ist weggegeben!" erwiderte Sophokles. „Einer, der noch nie die Bühne betreten, und der ungenannt sein will, wünscht diese Eurydike zu spielen."

Die Neugierde des Hipponikos und der Schauspieler wurde durch die geheimnisvolle Miene des Dichters nicht wenig aufgestachelt. Dieser aber verweigerte jede weitere Auskunft.

Er händigte sodann den Schauspielern Abschriften der Tragödie ein, gab ihnen noch Winke über die Auffassung und Darstellung ihrer Rollen und ordnete die Gewandung an, in welcher sie erscheinen sollten.

Hierauf stellte ihnen Hipponikos die fünfzehn Choreuten vor samt dem Chormeister und lud sie ein, den heutigen Übungen des Chores beizuwohnen.

Unter Flötenschall begann dieser mit feierlichen Sangweisen und jenem feierlichen Tanzschritt, der dem Gotte galt, weil ja der ausdrucksvolle Tanz um des Gottes Altar des dramatischen Spieles erster Beginn gewesen, jetzt zur Rechten, jetzt zur Linken schreitend, jetzt stillestehend, jetzt auseinandertretend, jetzt sich wieder vereinigend, jetzt rascher, jetzt langsamer sich bewegend, die zahlreichen und herrlichen Hymnen der „Antigone" vorzutragen. Feurigen Mutes gab der Didaskale oder Meister und Lehrer des Chors den Takt mit den Händen, mit den Füßen sogar, und manches Mal, wenn

der Eifer ihn überwältigte, mit dem gesamten Leibe. Der Dichter selbst trat häufig hinzu. Seine Sache war es ja gewesen, auch die Sangweisen der Chorlieder zu ersinnen, die tanzartigen Bewegungen des Chores festzustellen. Zuweilen ließ er den Flötenspieler beiseite treten, ergriff ein Saitenspiel, und begleitete mit diesem den Chor, um besser den Gesang, sowie die feierlichen Bewegungen desselben leiten zu können.

Wie Sophokles im Hause des Hipponikos, so bemühte sich Euripides im Hause des Pyrilampes, Jon im Hause des Midias, Kratinos im Hause des Aristokles und andere Dichter in den Häusern anderer Choregen, gleich Feldherren unter den Ihrigen wandelnd, unterweisend, spornend, alle nach dem dionysischen Siegespreise begierig.

Die Häuser der Choregen waren eben so viele Herde, von welchem aus eine erwartungsvolle Aufregung und eine lebhafte Parteinahme zum voraus über die ganze Stadt sich verbreitete. War am Siege des Choregen doch die engere Stammgenossenschaft, welcher er angehörte, mitbeteiligt und wurde mit ihm als Siegerin ausgerufen. Die in solcher Zeit gewöhnliche Spannung des Athenervolks war diesmal auf einen um so höheren Grad gesteigert worden, da Hipponikos und Pyrilampes die unerhörtesten Anstrengungen machten, sich des Triumphes zu versichern, und da die Feindseligkeiten, welche die beiden Wettkämpfer gegeneinander ausübten, und welche jeden Tag in Tätlichkeiten auszuarten drohten, unausgesetzt die Beweglichkeit athenischer Zungen in Anspruch nahmen. Die Angelegenheiten des Staates, die Nachrichten aus den Kolonien, die Geschäfte des Piräus, alles war beiseite gesetzt; und wäre eben irgendwo eine Athenerflotte gegen einen Feind in See gewesen, man würde in diesen Tagen doch weniger von ihr gesprochen haben, als von Hipponikos und Pyrilampes.

Aber siehe da, auf der Agora begegnen sich soeben zwei Männer, welche in vertraulichem Tone von ganz andern Dingen miteinander sprechen, als von Hipponikos

und Pyrilampes. Die beiden Männer sind Perikles und Anaxagoras.

„Du bist nachdenklich," sprach der Weise den Freund an; „trägst du dich mit einem neuen Gedanken, das Staatswesen betreffend, oder liegt ein schönes Weib dir im Sinne?"

„Vielleicht beides!" versetzte Perikles. „Wie schön, wenn man das eine davon, die Weiber, entbehren, sich ungeteilt den Staatsgeschäften, oder der Weisheit, oder sonst einer großen, ernsten Sache hingeben vermöchte!"

„Man kann die Weiber entbehren — man kann alles entbehren!" sagte mit Nachdruck Anaxagoras, und verlor sich in eine Erörterung, um wieviel besser es sei, da man ja doch nichts so eigentlich und wahrhaft und unverlierbar besitzt, auf alles und jedes von vornherein zu verzichten.

Perikles hörte den Weisen mild und ruhig an, hatte aber dabei doch nicht das Ansehen eines Mannes, der eines Besseren belehrt und überzeugt worden ist.

„Und wenn du nun einmal", schloß Anaxagoras seine Rede, „das Weib nicht missen magst, so ist, verstandesmäßig betrachtet, das deine, ich meine Frau Telesippe, so gut wie jedes andere. Sie gebiert dir Kinder. Was willst du mehr von ihr?"

„Du kennst sie ja," versetzte Perikles. „Du weißt, wie sie abergläubisch ist und beschränkten Sinnes und keiner Muse Freundin. Vielleicht ließe das sich ertragen, wenn sie nur auch soviel Sanftmut besäße, als man ihr erweist. Aber dies Weib ist immer voll des Widerspruchs und voll der Vorurteile und immer verkehrt sie meine wohlmeinendsten Absichten zur Beleidigung. Wenn ich mir früher noch manches Mal herausnahm, ihr ein zierliches Untergewand zum Geschenk zu machen oder sonst etwas Reizendes, was im Hause oder im ehelichen Gemach für mein Auge sie schmücken sollte, so nahm sie dies sehr übel auf und fragte: ‚Bin ich dir etwa nicht mehr schön genug, daß du solche Dinge bei mir für nötig hältst? Wenn ich dir nicht gefalle, wie ich bin, so will ich dir auch geschmückt nicht gefallen!'

Kann man törichter und unweiblicher sprechen? Schmückt nicht selbst das jüngste, schönste Weib sich gerne für den Geliebten, und ist es nicht der natürliche Drang des Liebenden oder des Gatten, das Weib seiner Wahl zu schmücken? In allen Dingen überhaupt, welche den Verkehr der Liebe betreffen, hat sie immer jenen blöden Eigensinn besessen, welcher das blühendste Weib unleidlich macht. Du weißt ferner, daß es mir eigen, die Reinlichkeit bis zur Leidenschaft zu lieben. Wieviel der bitteren Worte sind schon zwischen mir und ihr gefallen wegen des Ferkel- und Geflügelpferchs, der nach alter Unsitte unmittelbar neben dem Herde des Hauses steht, und der mir ein Greuel, ihr aber ans Herz gewachsen ist. Das Gefühl des Ekels kennt sie nicht. Bietet sie mir nicht zum Kusse die Lippen dar, besudelt mit dem Schmutze oder dem Geifer, den sie soeben vom Antlitz ihrer Kinder weggeküßt? Denn im Schmutze, ja selbst im Aussatz der Kinder, wenn sie etwa erkrankt sind, mit Fingern und Lippen ohne Not gleichsam zu wühlen, scheint ihr ein natürlicher und notwendiger Erguß der Mutterliebe. Aber soll die Mutter nicht auch Gattin sein? Soll ein richtig denkend und empfindend Weib nicht beide Liebespflichten zu vereinigen und auszugleichen verstehen? Und was frommt die Mutterzärtlichkeit, der angeborene Trieb, den sie mit jedem Affenweibchen teilt, wenn er in der dunklen Naturtiefe beschlossen bleibt, wenn er nicht gepaart ist mit der richtigen Einsicht, mit der Einsicht dessen, was den Erzeugten wahrhaft ersprießlich und was nicht? Hast du nicht selbst schon oft gefragt: Was nützt der Trieb ohne die Erkenntnis und ohne die sittliche Weihe, die ihn aus dem Tierischen erhebt ins Menschliche?"

„In diesem letzten Punkte sagst du Schönes und Richtiges!" bemerkte Anaxagoras. „Aber was die schönbefransten, safranfarbigen Röckchen und dergleichen Dinge betrifft, welche Telesippe nicht nehmen will oder wollte, so ist dies, nach der Vernunft betrachtet, Torheit und verderbliche Lüsternheit. Solche Schönseligkeit ist vom Übel. Weib ist

Weib, sage ich dir. Im Namen der Weisheit: Laß ab von der Schwärmerei für die schöne Milesierin Aspasia!“

„Ist es meine Schuld,“ fragte lächelnd Perikles, „wenn die Schönheit auf Erden von den Göttern mit größerer Macht ausgerüstet worden ist als die Weisheit?“ —

Am Tage dieses Zwiegesprächs ereignete sich etwas, das, wenn Perikles es zufällig mit Augen gesehen, ihn stutzig und bedenklich gemacht, vielleicht seinen Glauben an die Trefflichkeit der Milesierin erschüttert, die helle Glut seiner Begeisterung für sie wie einen Brand des Herdes durch zugegossenes Wasser mit plötzlichem Rauch und Qualm getrübt haben würde.

Von Aspasia zu dem Dichter Sophokles, von diesem zur Milesierin waren schon zu wiederholten Malen heimliche Boten gegangen. Ja, einmal hatte man den Dichter selbst in dämmernder Abendstunde verstohlen das Haus der schönen Freundin des Perikles betreten gesehen.

Diesmal aber ereignete es sich, daß Aspasia, in ihr Haus zurückkehrend, begleitet war von einem Manne, welchen spähende Nachbarn in der Abenddämmerung für den Perikles hielten.

Aber es war Sophokles. Vor der Tür des Hauses angelangt, standen die beiden einen Augenblick stille. Erwogen sie etwa, ob der Begleiter die Schwelle überschreiten oder vor derselben umkehren solle? Zuletzt tat dieser in seiner sanften Art an die Schöne die Frage:

„Was ist heiliger: die Freundschaft oder die Liebe?“

„Heiliger ist doch wohl in jedem einzelnen Falle diejenige von beiden, welche älter ist“ — sagte lächelnd Aspasia, die rätselhafte Frage ebenso rätselhaft erwidernd.

Nachdem diese Worte gewechselt waren, verabschiedete sich Sophokles und ging zurück, während Aspasia in ihr Haus trat.

Am Morgen nach diesem kleinen Begebnis verfügte der Seher Lampon sich in das Haus der ihm wohlwollenden

Schwester des Kimon. Er kam von der Akropolis herunter, von Diopeithes, mit welchem er wieder lange geflüstert.

Kaum war die priesterliche Verrichtung, um derentwillen Elpinike den Seher gerufen hatte, beendet, so brachte dieser mit einer geheimnisvollen und vielverheißenden Miene das Gespräch auf Perikles und Aspasia.

Das Mannweib und der Seher pflegten häufig und gerne die im weiten Kreise erkundeten Neuigkeiten untereinander auszutauschen.

„Den stolzen Perikles scheinen die Götter strafen zu wollen," hub Lampon an.

„Was ist geschehen?" fragte Elpinike gespannt.

„Vorläufig dies," versetzte jener, „daß zu des Olympiers schöner Freundin Aspasia im Dämmerlichte des Abends heimlich auch ein anderer schleicht . . ."

„Warum nicht?" rief Elpinike. „Ist sie doch eine Hetäre. Aber wer ist dieser andere?"

„Des Perikles bester Freund, der ‚Göttergeliebte', wie er sich gern nennen läßt, der mildlächelnde Tragiker aus dem Gau von Kolonos."

„Ein Weiberjäger," rief Elpinike, „ein Weiberjäger und Liebesfeinschmecker wie Perikles selber! — Aber schier alte Kunde ist es, Freund Lampon, die du bringst. Es ist lange her, daß man jenen Poeten zum erstenmal in des Perikles und der Aspasia Gesellschaft gesehen. Es ist allbekannt, daß er nicht weniger als sein Freund entbrannt ist in die Buhlerin. Es war zu vermuten, daß er zu ihr sich schleicht. Aber wer hat ihn gesehen? Wer kann es verläßlich bezeugen?"

„Ich selbst!" versetzte Lampon; „ich selbst sah ihn, vernahm sogar im Vorübergehen ein kleines Zwiegespräch der beiden an ihres Hauses Tür. Und einen zweiten Zeugen, wenn ein solcher nötig ist, stellt Diopeithes."

„Es ist gut!" rief Elpinike mit herzlichem Behagen. „Diese Kunde, dem Perikles hinterbracht, versetzt seinem Liebesbunde mit der Milesierin den Todesstoß. Mittelpunkt

und Hort aller Gottlosigkeit zu Athen ist dieser Liebesbund, und das ionische Weib ist die große Verderberin. Sie muß verdrängt, sie muß vertrieben, sie muß zugrunde gerichtet werden. Wer aber übernimmt das Botenamt an Perikles?"

„Am besten Theodota, meinte Diopeithes. Dieses Weib hat schon seit einiger Zeit, nicht ganz ohne Erfolg, wie es scheint, ihre Netze nach dem Liebhaber der Aspasia ausgeworfen. Und wenn sie es nun ist, die ihm den Beweis von der Treulosigkeit der Milesierin liefert, so kann sie diese am sichersten dadurch verdrängen, daß sie an ihre Stelle tritt!"

„Arme Telesippe!" rief die Schwester des Kimon. „Das beste wär' es freilich, du hättest gar keine Nebenbuhlerin; aber für den Augenblick ist schon viel, ist alles gewonnen, wenn nur die Milesierin vor die Türe gesetzt wird."

„So ist's!" versetzte Lampon. „Aus dem Herzen eines Mannes wie dieser Perikles kann ein schönes und schlaues Weib nur wieder durch ein schönes und schlaues Weib vertrieben werden. Theodota ist weit weniger gefährlich als Aspasia. Im Gegenteil, diese käufliche Korintherin ist Wachs in unsern Händen. Sie muß nun den Perikles unter dem Versprechen wichtiger und ausführlicher Mitteilungen über die treulose Aspasia in ihr Haus locken. Dann macht die Sache sich von selbst."

„Der Erfolg ist sicher!" rief Elpinike. „Perikles hat schon ein Auge auf sie geworfen. Ich weiß es. Er ist schon einmal in ihrem Hause gewesen, wenn auch im Geleite der Milesierin, die frech genug war, ihn dahin zu führen . . ."

„Auf Anstiften des Alkamenes!" sagte Lampon. „Dieser hat uns vorgearbeitet. Auch er zählt zu denjenigen, welche die Milesierin hassen und einen Vorteil davon haben, wenn sie beschämt, gedemütigt, von Perikles verstoßen wird. Er will sich rächen an dem Weibe, das ihn um des Perikles willen verraten. Lange vor uns hat er den Plan gefaßt, die Milesierin aus der Gunst des gefeierten Mannes durch

Theodota verdrängen zu lassen. Ihm fehlen die rechten Waffen gegen Aspasia. Wir wollen sie ihm liefern. Wer aber soll nun den Alkamenes unterrichten, damit dieser mit der Korintherin sich verständige?"

Elpinike dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Überlaß die Sorge mir. Ich kenne die Mittelwege, welche diese Botschaft einschlagen muß, um genau in der Gestalt, wie wir es wünschen, zum Ohre der Korintherin zu gelangen!" —

Von dieser Stunde an hatte Aspasia nicht bloß gegen Telesippe, sondern auch gegen Theodota sich zu ernster Fehde zu rüsten.

Elpinike wandte sich an ihren Freund Polygnotos; dieser war mit Agorakritos, Aspasias erbittertem Gegner, befreundet; Agorakritos überlieferte die Botschaft des Lampon und der Elpinike seinem Gefährten in der Werkstätte des Pheidias, und dieser Heißblütige fand die Gelegenheit zur Rache an der stolzen Schönen allzu verlockend; er vermittelte seiner munteren Freundin rasch und leicht die Verständigung.

In diesem Zickzack also bewegte der Blitzstrahl sich, der geschleudert wurde gegen den Liebesbund des besten Mannes und des schönsten Weibes in Hellas, und der an erster Stelle heimlich geschmiedet war in der Esse des grollenden alten Gottes Erechtheus auf der Burg. — —

Die Feier der Dionysien war freudenvoll und lärmvoll angegangen. Die letzten Tage des Festes waren den Wettkämpfen der tragischen Muse gewidmet.

Ein leichtes Regengewölk flog, während die tolle Komödie des Kratinos unter ausgelassenem Jubel der Zuschauer in Szene ging, vom Hymettos her über das Dionysostheater und dem Oberpriester des Dionysos, der da saß vor allem Volk in seinem herrlichen, mit Bildwerken reich geschmückten, in die Orchestra vorspringenden Marmorlehnstuhl, ward die Nase von einem fallenden Tropfen in dem Augenblicke benetzt, als der übermütige Kratinos gerade gegen die Person dieses selben Oberpriesters Agasthenes unter hellem Gelächter der

sämtlichen Athener einen gefiederten Pfeil seines attischen Witzes abschoß.

„Es beginnt zu träufeln,“ sagte der Oberpriester zu seinem Nachbar Perikles, „ich denke, wir lassen das Schauspiel unterbrechen!“

„Es geht vorüber!“ erwiderte lächelnd der Nachbar.

Doch siehe da, ein neuer Pfeil schwirrte. Und dieser Pfeil traf den Nachbar selbst. Die sämtlichen Athener lachten und sahen auf Perikles, und Perikles lächelte mit.

Aber noch ein Pfeil schwirrte — von der neuen Hera klang's und dem neuen Olympier Zeus, von Omphale und Herakles . . .

Wieder blickten alle Athener auf Perikles. Aber Perikles lächelte nicht mehr. Ein Wölkchen flog über die Stirn des Olympiers. Der schwirrende Pfeil hatte Aspasia getroffen . . .

Andere Schauspiele folgten, und so ging den Athenern des ersten Tages größerer Teil dahin. Manche entfernten sich, um wiederzukehren, viele hielten aus bis zu Ende. Die Begüterten ließen sich Wein, Obst, Kuchen zur Labung von ihren Sklaven reichen.

Den nächsten Tag begann das alles von neuem. Wieder saßen dreißigtausend Athener auf den Steinbänken des Dionysostheaters, die bekränzten Würdenträger auf besonderen, schön verzierten Marmorstühlen in den vordersten Reihen, die Reichen auf mitgebrachten Purpurkissen, bedient von ihren Sklaven, die Armen mit einigen Feigen oder Zwiebelfrüchten im Quersack für den ganzen Tag. Und diese wie jene fühlten sich als Männer von Athen, berufen, das Schönste zu schauen, und schwatzten von Sophokles und Jon und Euripides oder sandten einen spähenden Blick nach den Wölkchen des Himmels, ob nicht etwa eines derselben die Festschau des Tages trüben oder unterbrechen werde.

Wieder hatten die ersten Tausende des andrängenden Volkes in den Räumen des ungeheuren Amphitheaters sich wie Pygmäen verloren. Jetzt aber war das ganze Theatron

von den obersten Sitzreihen bis zu den untersten vollgedrängt, ein riesiger, gärender und brausender Menschenkrater. Fast schauerlich, schwindelerregend war es, von den obersten Sitzreihen hinunterzublicken auf dies wogende Meer von Menschenhäuptern.

In dem wirren Gebrause, welches daraus empordrang, machte mehr und mehr ein bedrohlicher Tumult sich vernehmlich. Sollte doch heute der wildentbrannte Wettstreit zwischen Hipponikos und Pyrilampes zur Entscheidung gelangen. Die Parteien der beiden Choregen schienen aufeinander platzen zu wollen. Wenn einer derselben sich zeigte inmitten der Zuschauer, so erscholl Lärm von Freunden und von Gegnern, Zurufe des Beifalls und höhnendes Gezisch.

Unablässig hatten die Agonotheten und Mastigophoren von der Orchestra aus, ihrem Standort, des Amtes zu walten, die Treppen, welche die Sitzreihen quer durchschnitten, emporzueilen, um hier einen Zank zu schlichten, dort einen Ungebärdigen zur Ruhe zu verweisen.

Der Ruhigste unter so vielen Aufgeregten war Sokrates, der Grübler aus der Werkstätte des Pheidias. Dieser war auch gekommen, aber nicht sowohl um die Schauspiele, als um die Zuschauer zu sehen und über ihr Treiben seinen Gedanken nachzuhängen.

„Da sitzen dreißigtausend Athener mit gespannten Mienen," sagte er zu sich selbst, „alle darauf erpicht, eine gedichtete Geschichte mit anzuhören, sich an falschen Tränen und geheucheltem Leid zu ergötzen. Sie sind wie die Kinder, die sich offenen Mundes Märchen erzählen lassen, nur daß diese nicht wissen, daß dieselben erdichtet sind, jene aber es wissen. Woher kommt doch nur diese seltsame Lust der Menschen am Nachgeahmten, Erdichteten?"

Die schöne Theodota war unter den Zuschauern. Sie war aufs reizendste geschmückt. Ihr Blick war beständig nach dem Strategenstuhle gerichtet, welchen Perikles einnahm, Perikles versagte sich's nicht, zuweilen den Feuerblick der Dunkeläugigen zu erwidern.

Endlich erklang in das Brausen der Menge hinein die hell tönende Stimme des Ruhe gebietenden Herolds. Nun wurde ein Trankopfer gebracht beim Altare des Dionysos. Dann erscholl aufs neue die Stimme des Herolds:

„Der Chor des Jon trete hervor!"

Die Tragödie des Jon wurde von dem Athenervolke angehört, beklatscht, gewürdigt mit dem angeborenen Feingefühl. Ein tragisches Werk des Philokles folgte. Der Protagonist des Stückes genügte nicht ganz dem feinen attischen Ohre mit seiner Aussprache. Ein Zorngewitter entlud sich über ihn mit Gelächter, Gemurre, grellen Pfiffen, mit spöttisch schnalzenden Zungen und stampfenden Füßen. Eine Komödie kam an die Reihe. Nun war der Spötter Herr der Welt, erhaben über Zeus sogar und alle olympischen Götter. Der zügelloseste Witz machte sich Luft in den gediegensten Rhythmen.

Dann trat der Chor des Euripides hervor.

Das Werk dieses Dichters rührte die Herzen. Die Frauen waren bewegt von dem, was zum Gemüte sprach, die Männer hingerissen von den glänzenden Gedanken, mit welchen das ganze Dichterwerk gleichsam durchwoben und durchwirkt war, wie ein Purpurgewebe mit goldenen Fäden. Mit Ausrufen der Überraschung und Bewunderung wurde die glänzende Pracht des Chores aufgenommen. Man hatte dergleichen kaum jemals gesehen. Lärmender Beifall erscholl, als das Stück zu Ende ging. Pyrilampes nebst seinen Freunden und Anhängern schwelgten im Vorgefühl des gewissen Triumphes.

In der kurzen Zeit, welche man zwischen der Darstellung dieser Tragödie und dem Beginn der nächsten verstreichen ließ, näherte sich plötzlich ein Sklave dem Stuhle des Perikles und überreichte ihm ein zusammengefaltetes Papyrosblatt. Perikles entfaltete es und las die Worte:

„Sophokles schleicht im Abenddunkel in das Haus Aspasias."

Perikles war betroffen. Wer hatte diese Zeilen ge-

schrieben? — Von der Theodota kamen sie. Als Perikles nach dem Überbringer der kurzen und seltsamen Kunde sich umsah, war derselbe verschwunden.

Aus ernstem Sinnen weckte den Strategen die neuerdings hellaustönende Stimme des Herolds:

„Der Chor des Sophokles trete hervor!“

Und nun ging eine Tragödie der Liebe vorüber an des Hellenen Aug' und Ohr, eine Tragödie der Liebe in den drei Gestalten, in welchem sie nacheinander das Menschenherz besucht auf seinem Lebensgange: der Geschwisterliebe, der bräutlichen Liebe, der Kindesliebe. Um des geliebten Bruders willen stirbt Antigone, um der geliebten Braut willen stirbt Haimon, um des geliebten Sohnes willen stirbt Eurydike.

Langes dunkles Trauergewand umwallt die hohen Gestalten der Ödipustöchter. Die Masken zeigen ernste, edle Mädchengesichter, weich und rührend tönen ihre Stimmen — den Bruder zu bestatten schwört Antigone, den geliebten Bruder, welchen König Kreon zum Fraß den Hunden und den Vögeln vorgeworfen; eingepflanzte göttliche Pflicht erfüllen will sie zum Trotze menschlicher Satzung. Der Chor der edlen thebanischen Greise tritt hervor, seinen ernsten Reigen entfaltend, in Purpurgewanden voll dionysischen Festprunks, die Häupter golden bekränzt, es erklingt der herrliche, stürmisch bewegte, im Wechsel seiner Rhythmen hinreißende Hymnus:

„Strahl von Helios Glanz, du Licht.“

König Kreon betritt die Szene in goldgesticktem Purpurgewand, die Stirn mit einem Diadem geschmückt, auf einen Zepter gestützt, dessen Spitze einen Adler trägt. Über das menschliche Maß hinaus erhöht der Kothurn seine Gestalt, gebietende Würde verleiht ihm die Maske, gewaltig steht er da, selbst für das Auge des fernsten Beschauers im ungeheuren Raume. Des gebietenden Herrschers Recht macht er geltend der edlen Mädchengestalt gegenüber — sie aber

kennt nur eine höchste Pflicht, ihr ins Herz geschrieben: die Liebe — und dem König, welcher die Grausamkeit gegen den Bruder mit dem gerechten Hasse der Bürger von Theben gegen den Toten begründet, hat sie nur das eine unsterbliche Wort zu erwidern:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!"

Und sie geht hin, zu tun, was sie gelobt, und das Recht der Lebendigen für das Recht der Toten zu opfern. In ernster, erhabener Psalmodie erwägt der Chor des Menschen wagenden Sinn und himmelstürmenden Entschluß — und wieder betrauert er das fortzeugende, forterbende Leid der Labdakiden — Haimon kommt, des Kreon eigener Sohn, und fleht um das Leben der Antigone, um das Leben seiner Braut — aber starr an seiner Satzung hält der Fürst — es gibt Bräute noch genug und „pflügbar ist auch anderes Ackerland" — hin geht, verzweifelnd, mit unheilschwangerem Wort der Bräutigam — und nun ertönt im Chor der edlen Thebanergreise jenes Lied, das gedichtet ward an dem glutenreiche Tage, da Perikles und Aspasia weilten in des Dichters Rosengehegen am Kephissosufer:

„Eros, du Allsieger im Kampf —"

Jetzt aber beginnt im hymnischen Wechselgespräch mit dem Chore die rührende Totenklage der Ödipustochter, welche lebendig hinabzusteigen verdammt ist in die Steingruft — herzergreifend erklingt die lange Threnodie, und von erhabener Rührung feuchtet auf diesem Höhepunkte des Trauergeschicks sich jedes Aug' im weiten Kreise der lauschenden Athener — an Danae erinnert, der Jungfrau nachblickend auf ihrem Todesweg, der Greise Chor, an sie, die, wie nun Antigone, „des Tages Glanz verlor in dem erzdichten Gebäu'" — Teiresias kommt, der unfehlbare Sehergreis, und spricht mit ernster Mahnung tief ins Gemüt des Unversöhnlichen, und endlich wenden seinen starren Sinn die Himmlischen — abläßt er, von grauser Ahnung plötzlich er-

faßt, von seinem Herrschertrotz — schon jubelt der Chor auf in einem freudigen Hymnus, herbeirufend den Freudengott Dionysos — wunderbar erklingt der Jubelchor nach dem düsteren Grabgesang — aber er verhallt und macht aufs neue Platz dem Grabgesang — schon hat Antigone in der steinernen Gruft sich selbst getötet, und ihren Leib umfassend ist Haimon mit ihr hinabgegangen, verblutend am eigenen Stahl, in des Hades Nacht —

Und nun erscheint des jammernden Königs Kreon Gemahlin Eurydike. Aus des Boten Munde vernimmt sie die Botschaft der vereinten Todeslose in der Steingruft der Ödipustochter. Sie vernimmt des Sohnes Tod und diese Kunde bricht der Mutter eigenes Herz.

Wunderbar ergriff die Gemüter jener Todesbericht aus dem Munde des Boten. Wunderbar noch erklangen die wenigen Worte aus dem Munde der todgeweihten Königin.

Atemlos lauschte die Menge dem Ausklingen des hehren Trauerspiels; in einer die Besonnenheit preisenden Strophe verhallte wie mit großartigem Schlußakkorde die Dichtung.

Groß und tief war der Eindruck, welchen die Tragödie des Sophokles, drei Lebensbünde und drei Todeslose ineinanderschlingend, auf die Gemüter der lauschenden Hellenen hervorbrachte. So schön war der strenge, finstere Ernst der tragischen Kunst noch nie gemildert worden — so menschlich war das Erhabene, so erhaben das Menschliche niemals ausgesprochen worden.

Aber auch niemals hatte in einem tragischen Werk die Fülle herrlicher Gesänge so reich und sinnvoll über die Zuhörer sich ergossen; so harmonisch vollendet bis ins kleinste hatte die attische Bühne keine Darstellung gesehen, und so kunst- und glanzvoll war niemals ein Chor vor die versammelten Athener getreten.

Als dieser Chor des Hipponikos abgegangen war und der dramatische Wettstreit des Jahres zu Ende gekommen, erhob das gesamte Volk mit lautem Rufe sich so ungestüm zugunsten des Hipponikos, daß die Preisrichter ohne Be-

ratung unverweilt den Dichter der Antigone und seinen Choregen den noch versammelten, auf den Urteilsspruch mit Spannung lauschenden Athenern als Sieger im Bereiche der Tragödie verkündigten. Sophokles und Hipponikos erschienen dem Brauche gemäß auf der Szene, um noch vor den Augen des Volkes jeder für sich einen Siegeskranz aus den Händen der Preisrichter in Empfang zu nehmen.

Unmöglich ist es, die Freude und den Stolz des Hipponikos zu schildern, unmöglich auch die grollende Erbitterung des Pyrilampes und seiner Anhänger.

Als Perikles durch die Pforte des Ausgangs, umdrängt von dem übrigen Volke, des Theaters Raum verließ, sah er im Gedränge plötzlich Theodota neben sich. Ihr schönes Antlitz war ihm einen Moment mit den ausdrucksvollsten Blicken, mit dem bedeutungsvollsten Lächeln des Mundes verlockend zugewandt. Ungesehen drückte sie nun selbst ein beschriebenes Blatt in seine Hand.

Perikles las auch dies. Sein Inhalt lautete:

„Verlangst du Kunde von Sophokles und Aspasia, so komm zu Theodota! Ein Sklave erwartet dich unter den Säulen des Tholos und wird auf verborgenem Wege durch eine Hinterpforte in mein Haus dich geleiten.“

Bevor Perikles sich besinnen konnte, ob er dieser Aufforderung folgen solle, geriet er weiterschreitend in den Schwarm der Freunde des Sophokles, welche diesen glückwünschend umdrängten.

Als der Dichter ihn erblickte, entzog er sich den Freunden und eilte ihm entgegen.

Perikles, obwohl verstimmt und nachdenklich, beglückwünschte auch seinerseits den Sieger.

„Ich danke dir,“ sagte Sophokles, „aber sprich nicht als Freund zu mir, sondern als Kunstrichter.“

Mit Mühe das, was in diesem Augenblicke ihn mehr als alles innerlich beschäftigte, zurückdrängend, sagte Perikles:

„Weißt du, was mich nachdenklich gemacht hat in deinem Trauerspiel? Es hat mich gleich vielen andern deiner

Hörer fast befremdet, neben den Banden des Blutes, welche dem Hellenen von uralter Zeit her immer hochheilig gewesen, nun auch die Bande der bräutlichen Liebe mit gleichem Recht, mit gleicher Macht, mit gleichem Todesernst in der Tragödie zur Geltung gebracht zu sehen. Lebhaft beschäftigt diese Neuerung meinen Geist, und noch weiß ich nicht zu sagen, ob du völlig recht getan."

Abspringend von dem Gegenstande fuhr Perikles fort: „Warst du es nicht selbst, der unter der Maske des Boten jene ergreifende Erzählung vom Tode des Haimon weihevoll gesprochen? Ich glaubte deine Stimme zu erkennen. Wer aber sprach die Worte der Eurydike? Welcher Schauspieler steckte unter der Maske dieser Königin? Ich weiß nicht, welcher eigentümliche, auf das Gemüt geheim wirkende Zauber die Szene umschwebte, in welcher ihr beide, du als Bote und jene Königin, einander gegenüberstandet. Ich habe niemals auf der Bühne so sprechen gehört, wie diese Königin gesprochen. Welcher Mann, wenn nicht Polos, vermochte den wunderbaren Reiz dieser Stimme zu erkünsteln?"

„Auch Polos nicht!" erwiderte Sophokles lächelnd. „Du hast von Neuerungen in meiner Tragödie gesprochen; wisse, daß bei dieser Darstellung heut auch eine Neuerung sich vollzog, von welcher bis jetzt keine Menschenseele Kenntnis hat, als ich selbst und der ehrliche Hipponikos. Zum ersten Male seit der Zeit, als Thespis seinen Karren in Bewegung setzte, hat am heutigen Tage auf unserer Bühne sich unter der Maske ein wirkliches Weib verborgen. Sei du der dritte Mitwisser dieses Geheimnisses und laß es zwischen uns dreien begraben sein für alle Folgezeit."

„Und wer war das Weib," fragte Perikles, „das es gewagt hat, wenn auch unerkannt, die Bühne zu betreten, und dem alten Brauche, der alten, guten Sitte zu trotzen?"

„Du sollst sie sehen!" erwiderte Sophokles, verschwand für einen Augenblick und kehrte zurück mit einer bis zur Unkenntlichkeit vermummten und verkleideten Frauengestalt.

Als Sophokles in Begleitung dieser Frauengestalt den Perikles etwas weiter abseits geführt hatte, bis sie völlig sicher waren vor den neugierigen Blicken der Menge, sagte er:

„Bedarf es noch der Entschleierung, Perikles, um das Weib zu erkennen, welches nicht bloß das schönste, sondern auch das kühnste seines Geschlechtes ist?“

Perikles war betroffen. „Es bedarf der Entschleierung!“ sagte er in kühlem und ernstem Tone. Mit entschiedener Handbewegung zog die Frauengestalt den Schleier vom Gesicht und Perikles stand Aspasia gegenüber.

Er blieb stumm. Der Inhalt jener Zeilen Theodotas schien nun bestätigt. Aspasia hatte, wie es jetzt offenbar wurde, ohne sein Wissen mit dem Dichter geheim sich verschworen, hatte den verwegenen Plan im Vereine mit diesem ausgeführt. Allerdings kannte er die Freundestreue des edlen Sophokles; aber Aspasia hatte einen neuen Beweis gegeben, daß ihr Geist in heiterer Freiheit aller Fesseln spotte.

Alles, was der ihr stumm ins Antlitz blickende Perikles dachte, las Aspasia klar auf seiner Stirne, in seinen Brauen, im Blicke seiner Augen.

Und dies beredte Schweigen mit beredtem Wort erwidernd, hub sie an:

„Runzle nicht die Stirne, o Perikles, und vor allem, zürne nicht deinem Freunde Sophokles. Von mir gezwungen tat er, was er tat . . .“

„Zürne aber auch Aspasia nicht,“ fiel der Dichter ein, zu Perikles gewendet, „und wisse vor allem, daß sie es war, die mir zu bedenken gab, heiliger als die Liebe sei die Freundschaft, wenn sie älter ist als die Liebe . . .“

„Kampf gegen das Herkommen ist meine Sendung!“ fuhr Aspasia fort. „Und warum zürnest du mir, daß ich an des Dichters Gebilden nicht geringeren Anteil nehme als an den Marmorbildern in der Werkstätte des Pheidias? Um die Schönheit und die Freiheit zu finden, ging ich nach

Hellas. Hätte ich Sklaverei gesucht, so wäre ich am Perserhofe geblieben und hätte hingelebt unter dem schläfrigen Liebeswink aus den müden Augen des großen Königs. Was dich in diesem Augenblicke beherrscht, Freund, das ist ein Wahn, ein Vorurteil, ein grämliches Empfinden, unwürdig eines Hellenen. Hinweg damit, o Perikles!"

In diesem Augenblick trat Hipponikos hinzu und lud den Perikles und mit ihm Aspasia ein, an dem Festmahle teilzunehmen, mit welchem er an einem der folgenden Tage seinen und des Sophokles Sieg in würdiger Weise zu feiern gedachte.

Es begann bereits abendlich zu dämmern, als Perikles sich von Hipponikos, Sophokles und Aspasia trennte. Sinnend schritt er heimwärts.

Er dachte an Aspasia. Er erwog in seinem Herzen, was sie soeben zu ihm gesprochen. Er gab ihr völlig recht. Keine Fessel durfte die Liebe sein, kein Sklavenjoch für Aspasia.

Aber auch für ihn selbst nicht! — „Du kannst Theodota besuchen!" sagte er zu sich; „es ist vielleicht nicht gut, in erstarrender Gewöhnung lange Zeit einem einzigen Weibe zu frönen." — Die Forderungen der stolzen und freien Aspasia klangen jetzt harmonisch in seinem Gemüte zusammen mit den Mahnworten des Anaxagoras. Er erinnerte sich nun wieder des Briefleins der Korintherin und des Sklaven, der ihn unter den Säulen des Tholos erwartete. Die Kunde, welche ihm Theodota gegeben, war ihm freilich inzwischen durch Sophokles besser enträtselt worden, als Theodota es zu tun vermocht hätte. Aber konnte sie nicht doch noch etwas zu sagen haben?

Er kam zu den Säulen des Tholos. Der Sklave trat auf ihn zu und führte ihn durch menschenleere Gäßchen bis zu einem Gartengehege, wo er eine kleine Pforte zu öffnen sich anschickte. Perikles stand an Theodotas Schwelle. Er konnte eintreten. Niemand sah ihn. Die Nachtigallen trillerten in den Büschen des Gartens.

Plötzlich aber stockte der Fuß des Perikles. Er besann sich nun erst, daß jetzt, ja eben jetzt die Lust zu einem Gespräche mit Theodota ihm gänzlich fehle. . . . Er erstaunte über sich selbst. Er sagte dem Sklaven, er müsse es auf ein anderes Mal verschieben, durch dieses Pförtchen einzutreten. Verblüfft sah ihm der Sendling ins Gesicht. Er aber entfernte sich mit langsamen Schritten und verfolgte seinen Weg.

Der Mond war aufgegangen. In seinem Widerschein erglänzte das Meer und silbern schimmerten die Gipfel der Berge von Attika. Die Luft war lind und labend. Da schlugen plötzlich noch einmal, von den abendlichen Lüften getragen, aus der Ferne Bruchstücke des Chorgesanges „Eros, du Allsieger im Kampf" ans Ohr des Perikles. Die aus dem Theater heimziehenden Jünglinge sangen die Bruchstücke jenes Erosliedes, das sie begeistert hatte, fröhlich hinaus in die laue Frühlingsnacht . . .

Eine Unruhe anderer Art gesellte sich zu der inneren Erregung des Perikles und zu seinen Gedanken an Aspasia. Er beneidete den Sophokles und den Hipponikos um die Lorbeeren des Tages. Es war ihm, als sollte er sich umgürten mit dem Schwerte und ein Heer oder eine Flotte versammeln und fortstürmen zu glänzenden Siegen. Der lange Friede begann ihm glanzlos zu erscheinen.

Ein drückendes Gefühl beschlich ihn, von welchem er im sinnenden Weiterschreiten zuletzt nur wieder loskam durch den Anblick der vor ihm aufglänzenden Akropolis und durch den Nachklang des Antigone-Tages in seiner Seele. Er war nämlich inzwischen an der Stelle des ansteigenden Weges angelangt, wo von einer Seite die gewaltige Granit- und Marmormasse des Dionysostheaters ihren weiten Schlund in der Tiefe auftat, darüber aber von der andern Seite die Felsen des Burgberges mondbeglänzt emporragten. Grabstill war es geworden in den ungeheuren Räumen des Theaters, wo den Tag über ein so buntes, bewegtes Leben sich geregt hatte, wo die höchsten Gebilde hellenischer Dichtung

weihevoll erklungen waren. Perikles blickte hinunter in diesen marmornen Abgrund und dann wieder empor zu der mond-erhellten Höhe der Akropolis, wo das sich formende Gestein des werdenden Tempels erglänzte. Sein persönliches Ich, sein Einzelgeschick zerrannen ihm in einer größeren Strömung, das Wölkchen auf seiner Stirn zerstreute sich, seine Brust hob sich, und von dieser Tiefe herauf, wie von jener Höhe herab fühlte er ahnungsvoll sich angeweht von einem Hauch unsterblichen Lebens.

---

10. Die Trinkkönigin.

Als Perikles nach dem Siege des Hipponikos und dem darauf folgenden Gespräche mit Aspasia sich einige Tage lang den wechselnden Empfindungen überließ, welche die Freiheitsliebe der Milesierin in ihm erregte, war wiederholt der Gedanke in ihm erwacht: „Ich werde dem Liebeswink der reizenden Theodota folgen! Warum soll jenes milesische Weib mich in Bande schlagen, die sie selbst nicht kennt?“ — Immer aber ging dieser Gedanke wieder unter in dem stärkeren an Aspasia selbst, an die freie stolze Seele dieses Weibes, an die Möglichkeit, ihres Alleinbesitzes verlustig zu werden. Neben der Wärme, zu welcher des Perikles Liebes-neigung durch eben diesen Gedanken allmählich entfacht war, konnte die neue Regung nicht so leicht sich behaupten. Voraus-gesehen, ja vorausberechnet war von Aspasia diese Wirkung. — Aber Perikles fuhr fort, mit sich selbst zu kämpfen, und an neuer Anregung sollte es diesem Kampfe nicht fehlen.

Hipponikos, der alles aufbot, um vom Glanze seines Reichtums und der Verschwendung seiner Feste reden zu machen, hatte nicht geruht, bis Perikles und auch Aspasia zugesagt hatten, bei seinem Siegesfestmahle sich einzufinden.

Als der bestimmte Tag herangekommen, sah man im

Hause des Hipponikos die erlesensten Häupter, die glänzendsten Träger des athenischen Ruhmes vereinigt.

Perikles und Aspasia und die übrigen Geladenen hatten kaum sich eingefunden, so begann Hipponikos den Prunk seines Hauses vor ihnen zu entfalten. Er führte sie umher und wies ihnen seine Gemächer, seine Gärten, seine Bäder, seinen Ringplatz im Hause — ein Gymnasion im Kleinen —, seinen Fischweiher, seine edlen Rosse, seine Hunde, seine seltenen Vögel, seine Hähne und Wachteln, die er zum Vergnügen hielt, um sie miteinander kämpfen zu lassen. Er zeigte ihnen das Grabmal, welches er einem verstorbenen Lieblingshündchen melitischer Rasse errichtet hatte. Er sagte, sein Haus sei eine Herberge, immer voll von Gästen, er füttere ein Dutzend Parasiten täglich an seinem Tische. „Die Burschen", sagte er, „sind so fett gemästet, daß es mir leid tut, sie euch heute nicht zeigen zu können. Denn heute habe ich es mir in den Kopf gesetzt, nur die hervorragendsten Männer Athens an meiner Tafel zu sehen."

Einer von den Gästen fragte ihn ein wenig boshaft nach seiner Gemahlin. Er erwiderte, daß sie sich wohl befinde, und daß er sie nicht stören wolle in ihren Frauengemächern. Alle Welt wußte, daß er diese Frau nur dazu benütze, sie des Prunkes wegen mit Edelsteinen und Perlen zu behängen und sie in neumodischer Art zuweilen in einem zierlichen, mit sikyonischen Rossen bespannten Wagen durch die Straßen fahren zu lassen. Im übrigen hielt der alte Feinschmecker — ebenfalls nach neumodischem Brauche — sich eine ausländische Freundin, und man sagte, daß gegenwärtig die vielgepriesene Theodota seiner Huldigung sich erfreue.

Auch der Sprößlinge erwähnte er vor den Gästen, seines Söhnleins Kallias, das er soeben, wie er sagte, nach Delphi gesendet hatte, um das Knabenhaar desselben dort scheren und nach alter Sitte dem Apollon weihen zu lassen; ferner seines Töchterleins Hipparete, dessen Schönheit und sittiges Wesen er nicht genug rühmen konnte, und das er sehr zu

lieben schien. „Dies Kind“, sagte er, „wächst heran zur schönsten und edelsten aller athenischen Jungfrauen, und es wird schwer fallen, einmal einen Bräutigam zu finden, der ihrer würdig. Was Schönheit anlangt, wüßte ich keinen Knaben in Athen, von dem man sich versprechen könnte, daß er als Jüngling dieser Jungfrau zur Seite gestellt zu werden verdiente, es wäre denn dein Mündel, o Perikles, der kleine Alkibiades. Ich habe ihn ein paarmal in der Ringbahn gesehen, und dieser Knabe mag sich allerdings rühmen, unter den Knaben beinahe das zu sein, was Hipparete unter den Mägdlein. Was das Alter der beiden anlangt, so dürften sie darin so ungefähr zusammenstimmen. Nun, wer weiß, was die Götter verhängen, wenn diese beiden Knospen einmal aufgebrochen sind. Was meinst du, Perikles? Doch, davon zu sprechen ist noch Zeit!“

Nach diesen und ähnlichen Gesprächen führte Hipponikos seine Gäste in den großen, schön verzierten Speisesaal. Hier standen im weiten Kreise die Pfühle, auf welche man sich bei Tische hinzulagern pflegte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die darüber gebreiteten Teppiche reich und bunt durchwirkt, die runden Kissen, auf welche man den Arm im Ruhen stützte, prächtig in Farben gestickt waren, die silbernen und goldenen, selbst mit Edelsteinen besetzten Gefäße auf den Schenktischen, mehr noch durch die Zierlichkeit ihrer Formen, als durch ihre Kostbarkeit die Blicke auf sich zogen, daß in ebenso zierlichen Schalen Wohlgerüche dampften, den ganzen Raum mit einem die Sinne angenehm befangenden Hauche durchwürzend; daß die Wände bemalt waren mit Bildern der Lust, des Genusses. Gruppen und Szenen gab es da, zwischen welchen unzählige Liebesgötter dargestellt waren, alle in reizender Weise auf Tauben und Sperlingen reitend. Merkwürdiger noch war der Fußboden anzusehen. Er schien im ersten Augenblicke ganz bedeckt von den Abfällen einer reichen Tafel: von ausgekernten Fruchtschalen in den verschiedensten Farben, von Knochenstücken, von Brotkrumen, von abgeschnittenen Hahnenkämmen, von

buntschillernden Federn gerupfter Vögel, von Speiseresten aller Art. Aber wenn man näher zusah, so fand man, daß alle diese Dinge auf dem Boden künstlich dargestellt waren durch eingelegte farbige Steine in feinster Mosaik. Große, schön bemalte Gefäße waren zu weiterem Schmucke des ausgedehnten Saales an passenden Orten aufgestellt. Dem Eingange des Gemaches aber gegenüber stand ein blumenbekränzter Altar, auf welchem eine Wohlduft verbreitende Flamme brannte.

Hipponikos lud die Gäste ein, nach freier Wahl auf den Pfühlen sich zu gesellen. Sie ließen sich zuerst nur sitzend nieder; Sklaven kamen herbei mit schön geformten silbernen Becken und Kannen, um vor Beginn des Mahles den Gästen die Riemen der Schuhe oder der Sandalen zu lösen, ihnen die Silberbecken unter die entblößten Füße zu halten und über diese den Inhalt der Silberkannen auszugießen. Dieser Inhalt aber bestand anstatt des Wassers aus duftigem Weine, noch würziger gemacht durch die Mischung wohlriechender Öle und Essenzen. Auch die Hände wurden so besprengt und dann mit feinen Tüchern getrocknet.

Die Gäste des Hipponikos hatten, der Einladung des Wirtes folgend, auf den einzelnen Pfühlen zu zweien sich gesellt, wie es der Zufall oder die Befreundung der Männer untereinander mit sich brachte. Der Wahrheitsucher Sokrates hatte Platz genommen neben dem weisen Anaxagoras; der Bildhauer Pheidias neben seinem Freunde, dem Baumeister Iktinos; der Dichter Sophokles neben dem Schauspieler Polos, der Sophist Protagoras neben dem Arzte Hippokrates.

Der Sophist Protagoras war eben in Athen anwesend und eingekehrt bei seinem Gastfreunde Hipponikos. Seine Ankunft zu Athen hatte großes Aufsehen gemacht, denn dieses Mannes Ruhm wuchs in Hellas von Tag zu Tag. Er war ein geborener Abderite, ein Thrazier also, und doch ein Ionier, denn Abdera war gegründet von Ioniern. Lastträger sei er in seiner früheren Jugend gewesen, hieß es, bis ein weiser Mann seine Fähigkeiten entdeckte und ent-

wickelte. Viel war er dann umhergewandert, hatte selbst aus dem Weisheitsborne des Morgenlandes geschöpft und ging nun am Himmel von Hellas auf als ein leuchtendes Meteor. Er verstand sich gleichmäßig auf die Wissenschaft aller Dinge; auf die Wissenschaft der Gymnastik, der Musik, der Redekunst, der Dichtkunst, der Erd- und Himmelskunde, der Mathematik, der Ethik, der Politik, und überall, wohin er kam, hatte er einen außerordentlichen Zulauf von Wißbegierigen. Reiche Jünglinge gaben die größten Summen hin, um seines Unterrichts zu genießen. Er war eine Erscheinung, welche das Auge bestach, er hatte den Anstand eines Königs, ging prächtig gekleidet, und hinreißend wirkte die Gabe der Rede in seinem Munde.

Dieser Protagoras also gesellte sich dem noch jungen, aber sehr kundigen und scharfsinnigen Arzte Hippokrates, einem Neffen des Perikles.

Durch einen etwas wunderlichen Zufall hatte der zurückhaltende und hier nicht ganz sich behaglich fühlende Polygnotos den übermütigen, auch als Zecher berühmten Komödiendichter Kratinos zum Nachbar erhalten. Aber so unähnlich von Natur die beiden Männer erscheinen mochten, ein Punkt der Berührung und der Genossenschaft fand sich doch zwischen ihnen. Sie waren die einzigen, welche diesem ganzen versammelten Kreise nicht durch Bande der Freundschaft angehörten, und nur dem ehrgeizigen Wunsche des Hipponikos, die in jeder Art ausgezeichnetsten Männer Athens bei sich zu sehen, ihre Einladung verdankten. Kratinos war ein Spötter, dessen Witz, dem Blitze ähnlich, am meisten durch das Hervorragende angezogen wurde. Hatte er doch in seiner jüngsten Komödie auch den Perikles und die schöne Freundin desselben nicht verschont. Polygnotos aber, der Freund Elpinikes, nährte heimlichen Groll gegen Pheidias. Und so waren es denn auch diese beiden, Kratinos und Polygnotos, welche sich bedenklich ansahen und sich leise Worte zuflüsterten, als sie Aspasia auf die Einladung des Hipponikos Platz nehmen sahen zwischen Hipponikos und

dem Perikles, auf einem besonderen Pfühle, auf welchem sie nach Frauensitte aufrechtsaß, während die männlichen Gäste, den linken Arm auf das Kissen gestützt, mit der linken Seite des Körpers auf die Pfühle hingelagert waren. Kratinos und Polygnotos fragten sich geheim, wie es komme, daß man hier einer Fremden, einer Hetäre, solche Ehre erzeige. Anders dachten die übrigen Gäste. Sie waren Freunde des Perikles, sie bildeten die glanzvolle Schar der Seinen, sie kannten den Wert und die Macht Aspasias und hatten aufgehört, über irgend etwas, was die Milesierin betraf, sich zu wundern. Was den Protagoras anlangt, so sah er zwar Aspasia heute zum ersten Male, aber ihr Anblick hatte ihn vom ersten Augenblicke an so ganz bezaubert, daß ihm alles eher in den Sinn kam, als an ihrer Gegenwart Anstoß zu nehmen.

Auf den Wink des Hipponikos wurde nunmehr vor jeden Speisepfühl ein kleiner Tisch gerückt, die Speisen wurden zum Teile aufgetragen, zum Teile herumgereicht und das Mahl begann.

Wie die Vereinigung von berühmten Gästen im Hause des Hipponikos einzig war, so hatte dieser es sich vorgesetzt, bei seinem Mahle es an nichts fehlen zu lassen, was dem athenischen Markte Ehre machen konnte.

„Wenn ich", sagte Hipponikos, während seine Gäste die Hände zu dem lecker bereiteten Mahle erhoben, „es mir heute zur Pflicht gemacht habe, eine solche Schar von auserlesenen Männern an meinem Tische zu bewirten, so möchte ich sie wohl so gut als möglich bewirten. Aber ihr wißt, soweit wir Athener es gegenwärtig in den andern Künsten gebracht haben, in der Kunst gut zu essen sind wir noch einigermaßen zurück. Die Kunst gut zu essen ist jedoch meines Bedünkens durchaus nicht eine solche, welche vor andern vernachlässigt zu werden verdiente! Ich für meine Person habe mir immer eine Ehre daraus gemacht, für einen Feinschmecker zu gelten, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, um die

attische Küche auf einen höheren Grad der Vollkommenheit zu erheben. Ich sehe einige von euch ein wenig spöttisch lächeln, als ob sie sagen wollten, daß unser Athen dergleichen nicht nötig habe, und daß es zwar in den andern Künsten, nicht aber in dieser berufen sei, an der Spitze der Völker zu wandeln. Erlaubt mir, euch zu sagen, daß dies ein Irrtum ist. Denn wenn wir euch auf unsern ausgezeichneten Marmor, unsere treffliche Tonerde und dergleichen beruft, so will ich euch leicht beweisen, daß ihr auch Salz und Öl und Essig und aromatische Kräuter, welche ja doch immer die wirksamsten Kräfte bleiben in den Händen der Kochkünstler, unter keinem Himmelsstriche besser findet als bei uns. Vom attischen Salze nicht zu reden, das in zwiefachem Sinne berühmt ist, weiß jeder, daß nichts zu vergleichen ist mit der Frucht des attischen Ölbaums, daß die Kräuter des Hymettos die würzigsten und eben darum auch der Honig desselben Hymettos der köstlichste ist, den es gibt.

Ich bedauere, daß ich, um einen wirklich ausgezeichneten Koch zu haben, mir einen solchen aus Sizilien habe verschreiben müssen.

Dieser aber, Anarcharsis geheißen, ist nun wirklich ein Meister seltener Art, und ich darf ihn wohl einen Pheidias oder Sophokles der Kochkunst nennen.

Keiner versteht wie er, die Vorkost zur Anregung der Eßlust zu würzen. Die Brühen, in welchen er uns da die Würstchen, die Gekröse, die Wildschweinslebern, die kleinen Vögel und ähnliches vorgesetzt hat, werden den Kenner befriedigen. Von seiner Geschicklichkeit, die Thunfische, Aale, Muränen auszuweiden, sowie auch die Ferkel, und sie aufs feinsinnigste zur Ergötzung des Gaumens wieder zu füllen mit Krammetsvögeln, Eiern und Austern, seid ihr ebenfalls hier euch ein Urteil zu bilden imstande. Seine Hasen und Rehe, seine Rebhühner, Schnepfen und Fasane werdet ihr ebenso trefflich finden, als seine Kuchen, mit Milch und Honig zubereitet und mit Früchten verschiedener Art gefüllt.

Ihr hättet soeben, ich wiederhole es, Gelegenheit, die Leistungen dieses trefflichen Mannes zu würdigen; aber ihr alle — und ich möchte sagen die Athener überhaupt — ihr seid in eurem Gemüte beständig zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um mit wahrem Feingefühl solches zu prüfen und den Wert dieser Kunst neidlos anzuerkennen. Im Grunde sind nur die Parasiten von Fach wirkliche, ausgebildete Feinschmecker und dankbare Tischgenossen. Zum Glücke wächst die Zahl dieser Fachmänner der Kunst, auf fremde Kosten gut zu essen, in Athen von Tag zu Tag. Ich habe, wie gesagt, ein Dutzend solcher Kenner täglich an meinem Tische, und ich kann sie nicht entbehren; denn es ist langweilig, das Beste ganz allein zu genießen. Ihr solltet sehen, mit welchem Ernste diese Leute ihrem Berufe obliegen, wie sie schnalzen mit der Zunge, wie sie die Augenbrauen in die Höhe ziehen, wenn mein Koch sie mit einer neuen Erfindung oder mit einer feinen, nur dem Kenner merklichen neuen Schattierung des Bekannten überrascht. Von dieser Art seid ihr nun freilich nicht, sondern, während ihr die besten Werke meines trefflichen Anacharsis über die Brücke eures Gaumens gleiten lasset, denkt ihr der eine an dies, der andere an jenes, Perikles an seine Staatsgeschäfte und an eine neue Kolonie, die er aussenden will, Sophokles an ein neues Trauerspiel, Pheidias an die Friese des Parthenon, Polygnotos erwägt, wie man die Wände des Speisegemachs noch besser hätte bemalen können, und Sokrates zergliedert im stillen einen Begriff, anstatt des Rebhuhns, das er auf dem Teller hat."

In solcher Weise machte Hipponikos seinen Empfindungen Luft, und die versammelten Gäste belächelten heiter des Feinschmeckers gutmütigen Vorwurf.

Nun aber erhob sich Hipponikos und brachte die übliche Spende, mit einer Würde, die er als Daduch zu Eleusis kaum feierlicher entfalten konnte. „Dem guten Geiste!" rief er, goß einige Tropfen des ungemischten Weines aus der Schale auf den Boden, trank dann selbst, ließ den Becher

neuerdings füllen und unter den Gästen rechtshin im Kreise herumgehen. Es herrschte während dieser Spende ein feierliches Schweigen, nur das Spiel zweier Flöten begleitete dieselbe mit ernsten, gedämpften Tönen.

Dann wurden die kleinen Tische hinweggehoben und der Fußboden gereinigt.

Als hierauf die Trinkbecher gebracht und der große Mischkrug aufgestellt, zugleich der Nachtisch aufgetragen war mit allerlei Naschwerk, bestimmt, die Lust des Trinkens anzuregen, auch Stirnbinden und duftige Kränze von Rosen, Veilchen, Myrten hereingetragen worden, mit welchen die Gäste ihre Häupter umwanden, wurde der Päan zu Ehren des Dionysos angestimmt, und auf dem blumenbekränzten Altare ward noch eine Spende gemischten Weines in die Flamme gegossen, zu Ehren den sämtlichen olympischen Göttern.

„Ihr wisset, werte Gäste und Freunde,“ hub Hipponikos wieder an, „was die alte schöne Sitte von uns erheischt. Ist es euch genehm, den Symposiarchen zu wählen, oder zieht ihr vor, ihn durchs Los zu bestimmen?“

Pheidias, Iktinos, Anaxagoras und einige andere sprachen sich sogleich dagegen aus, daß man das Los werfe, denn sie müßten sonst fürchten, sagten sie, von demselben getroffen zu werden, und sie fühlten geringen Beruf in sich für das Amt eines Trinkkönigs, eines Lenkers und Ordners geselliger Freuden.

„Wenn es nötig ist,“ sagte Protagoras, „den Symposiarchen zu wählen, so wüßte ich nicht, wem anders wir dieses Ehrenamt zuerst anbieten müßten, als dem ansehnlichsten unter so vielen ansehnlichen Männern, dem großen Perikles.“

Dieser lehnte lächelnd ab und sagte: „Wählt den Sokrates! Dieser versteht es, kluge Gespräche zu leiten, warum soll er nicht auch ein Symposion zu leiten verstehen?“

Sokrates aber erwiderte: „Ich weiß nicht, ob ich kluge Gespräche zu leiten verstehe oder nicht; dies aber weiß ich, daß, wenn es sich auch so verhielte, es doch eine unverzeihliche Überhebung von mir wäre, sei es bei einem Ge-

spräch oder bei einem Symposion, mir eine solche leitende Rolle anzumaßen in Gegenwart meiner Lehrerin und Meisterin Aspasia, deren siegreiche Weisheit allen Anwesenden hier sattsam bekannt ist. Ich gebe zu, daß die Sitte verlangt, einen Trinkkönig zu wählen, und daß Aspasia ein Weib ist; aber ich wüßte nicht, was das Geschlecht mit der Rolle eines Symposiarchen zu tun haben sollte. Hipponikos will, daß dies Symposion einzig in seiner Art sei: wohlan, unterstützen wir ihn in seiner Absicht und wählen wir statt des Symposiarchen eine Symposiarchin!“

Im ersten Augenblicke erschienen die Zechgenossen wie verblüfft, bald aber scholl von allen Seiten lebhafte Zustimmung dem Sokrates entgegen.

„Sonderbar, aber vielleicht weise ist es,“ sagte Aspasia, „zum Trinkkönig jemand zu wählen, welcher selbst zu trinken nicht versteht.“

„Welcher Wein ist es,“ fuhr sie fort, „mit welchem da vorläufig unsere Becher gefüllt worden sind?“

„Es ist Wein von Thasos,“ erwiderte Hipponikos, „thasischer Wein von der besten Sorte, wie sie gespendet wird im Prytaneion zu Thasos! Den köstlichen Duft hat der Wein von sich selber, die Süßigkeit aber von dem mit Honig angemachten Weizenmehl, das man nach kunstgerechten Brauch in die Fässer geworfen hat.“

„Honigsüßer, würzigduftiger Wein von Thasos!“ rief Aspasia, „du bist würdig, getrunken zu werden auf das Wohl der beiden Männer, deren Sieg mit diesem Mahle gefeiert wird! Zechgenossen! leert eure Becher auf das Wohl des sieggekrönten Choregen und des sieggekrönten Dichters der Antigone.“

Freudig taten alle im Kreise Bescheid und von neuem wurden die Becher gefüllt auf das Gebot der Trinkkönigin.

„Thrax!“ rief Hipponikos einem der aufwartenden Sklaven zu, „bringe das Verzeichnis der Weine herbei, welche bereitstehen für das heutige Symposion und über-

gib es der Trinkkönigin! — Verzeichnet findest du, Aspasia, auf derselben Tafel die Spiele und Ergötzungen, über welche wir heute in diesem Hause verfügen. Möge es der Symposiarchin gefallen, für unser Vergnügen immer das, was ihr eben das schönste und passendste dünkt, auszuwählen und es durch ein Wort oder einen Wink wie mit einem Zauberstabe herbeizubeschwören!"

„Willst du mir nicht eine Zither reichen lassen?" fragte Aspasia. „Ich möchte mir als Symposiarchin nichts weiter anmaßen, als den Grundton für die Stimmung und Harmonie dieses Symposions anzugeben."

Sogleich ließ Hipponikos durch einen Sklaven eine mit Edelsteinen und Elfenbein reichverzierte Zither herbeibringen. Die schöne Milesierin ergriff sie und hub an zu den Tönen derselben folgende Verse zu singen:

„Lächelnd, violenbekränzt, von syrischer Narde durchduftet,
Von dionysischem Tau golden und rosig besprengt,
Laß uns mit Saitengetön und klingenden Stimmen verkünden,
Daß sie das schönste der Welt, daß sie das höchste: die Lust!"

Darauf ließ sie die Laute dem Sokrates reichen.

Dieser aber sagte:

„Da zum Amte des Symposiarchen auch dies gehört, Rätsel zur Ergötzung der Leser aufzugeben, so habe ich gleich vorausgeahnt, Aspasia werde unsern Scharfsinn mit solchen Dingen auf die Probe stellen. Was sie da eben erst, um den Grundton für unser Symposion anzugeben, wie sie sagt, von der Lust des Lebens zu den Saiten dieser Zither scheinbar unverfänglich gesungen, was ist es, genau besehen, anders, als ein lockendes Rätsel, das sie uns hinwirft? Diese schöne Milesierin erscheint mir in der Tat wie eine Sphinx, einen Abgrund neben sich, in welchen sie uns alle stürzen wird, wenn wir ihre Rätsel nicht lösen. Wie beneide ich jetzt den trefflichen Hipponikos! Denn dieser erscheint doch wohl am meisten unter uns allen sich auf die Lust und den heiteren Genuß des Lebens zu verstehen und so vielleicht

einzig geeignet, das gesungene Rätsel der Aspasia im rechten Sinne zu deuten und zu lösen. Denn worin einer am geschicktesten ist in der Ausübung, darüber muß er wohl auch den besten Unterricht zu geben verstehen!"

Lebhaft und heiter zustimmend riefen alle:

„So ist's! Hipponikos ist der Mann, uns über den Genuß des Lebens und über die Lust zu belehren."

„Wenn schon die leidige Weltweisheit bei diesem Symposion nicht ganz vermieden werden kann und soll," begann Hipponikos mit schelmischem Lächeln, „so danke ich den Göttern, daß wenigstens nur auf diesen und keinen andern Gegenstand die Rede gekommen. Denn dieser ist in der Tat, wie Aspasia sagte, derjenige, bei welchem ich mir anmaßen darf, ein Wörtchen mitzusprechen. Ihr erinnert euch wohl noch, wie ich zuvor mich bemüht habe, euch zu Gemüt zu führen, daß man schwerlich irgendwo in der Welt es in der Kunst gut zu essen und zu trinken weiter bringen kann, als hier zu Athen, wenn man nur will. Es läßt sich überhaupt der Satz aufstellen, daß auf diesem Boden, unter diesem hellenischen Himmel die Menschen geboren sind, glücklich zu sein. Ich will euch aber auch beweisen, daß es bei uns in Griechenland leicht ist, das angenehmste Leben mit der Weisheit, der Tugend, oder Frömmigkeit, oder Götterverehrung, oder wie ihr es sonst nennen wollt, zu verbinden. Denn die Hellenengötter verlangen alles mögliche, nur nicht Entsagung oder Verzicht auf die Freuden des Lebens. Nicht einmal von mir verlangen sie das, obgleich ich von priesterlichem Geschlechte bin und jährlich einmal bei der Feier der Mysterien zu Eleusis das Amt des Daduchen zu verwalten habe. Den übrigen Teil des Jahres lebe ich zu Athen dem Vaterlande und meinem Vergnügen, ohne daß es den Göttern oder sonst irgendwem in der Welt einfiele, mir daraus einen Vorwurf zu machen. Wenn der arme Schlucker Diopeithes droben auf der Burg mir feind ist und Böses von mir sagt, so geschieht es nicht, weil ich eine gute Tafel und schöne Frauen liebe, und mir's wohl

sein lasse, was er herzlich gern auch täte, wenn ihm nicht die Mittel dazu fehlten; sondern nur, weil das eleusinische Priestergeschlecht dem seinigen, die Eumolpiden den Eteobutaden, was Glanz und Ansehen betrifft, den Rang abgelaufen haben. Wenn Diopeithes als Duckmäuser lebt, so tut er es auf eigene Faust; die Hellenengötter kümmern sich nicht darum, und obgleich ich bessere Tafel halte als er, so rühme ich mich doch, ein so frommer und den Göttern wohlgefälliger Mann zu sein als er. Ist irgendeiner, der behauptet, daß ich nicht fromm bin und die Götter ehre wie irgendeiner in Athen? Zeus Herkeios hat seinen Altar an meinem häuslichen Herde; in der Nische hinter der Tür steht Hermes Strophaios, der göttliche Hüter der Türangel; vor der Tür steht das übliche Hekate-Häuschen und die kegelförmige Säule des Apollon Agyieus, des straßenbehütenden Gottes, und der dem Gotte heilige Lorbeerbaum daneben zum Schutze gegen Zauberei und gegen die Fallsucht; an der Tür selbst bleibt von einem Pyanepsienfeste zum andern der Segensölzweig hängen, den man, mit weißer Wolle umwunden, im Apollotempel bei jenem Feste weihen läßt; es fehlt auch nicht die Inschrift an der Tür, welche das Haus unter den Schutz der Götter stellt, nebst dem gebräuchlichen Medusenkopfe darüber, welcher allem Bösen den Eingang wehrt. Ich versäume weder die geziemenden Götterspenden, noch die Reinigungen und Sühnungen, noch die Gebete, noch die Opfer, noch die reichlichen Beiträge, um den Glanz der Götterfeste zu erhöhen, und ich habe mir's eben wieder 5000 Drachmen kosten lassen, um den Chor, dessen unser Sophokles zu seiner ‚Antigone‘ bedurfte, so prächtig als möglich auszustatten. Wer also kann auftreten und sagen, daß ich kein frommer Mann bin und die Götter nicht nach Urvätergebrauch ehre? Wir Griechen sind ein frommes Volk, und ich bin ein Grieche. Darum scheue ich die Götter, wie es recht ist, aber ich fürchte sie nicht, und wenn ich mir's noch so wohl sein lasse. Denn im Tartaros gibt es viele, welche unterschiedlicher Vergehungen

wegen die ärgsten Strafen leiden, aber ich erinnere mich nicht, daß einer darunter wäre, der dort leidet, weil er ein Feinschmecker und ein Lebemann gewesen. Ist einer darunter? Nein! Nicht ein einziger! Also noch einmal: Ich bin ein frommer Mann und brauche die Götter nicht zu fürchten. Ich fürchte nichts in der Welt, ausgenommen die Diebe und Einbrecher, welche mir meine Schätze, meine Perlen und Edelsteine, meine persischen Gold-Dareiken entführen könnten!"

Alle Tischgenossen begannen heiter zu lachen bei diesen letzten Worten des Hipponikos und klatschten Beifall; er aber fuhr fort:

„Da bauen sie wohlweislich ein Schatzhaus für die Staatsgelder droben auf der Burg unter dem Schirme der Stadtgöttin. Wie soll aber ein patriotischer Mann, wie unsereiner, sein Wohlerworbenes in Sicherheit bringen? Ich leugne nicht, daß, seit ich sechstausend Sklaven in meinen Silberminen beschäftige und meine Habe sich täglich mehrt, ich einigermaßen ängstlich bin —"

„Sei getrost, Hipponikos," rief Perikles, „ich werde mich beim Volke verwenden, daß dir gestattet wird, ein Schatzhaus für deine Person auf der Akropolis zu bauen. Du hast solches, wenn nicht durch anderes, schon durch die treffliche Rede verdient, die du soeben gehalten."

Wieder klatschten alle Tischgenossen beifällig und lobten den Hipponikos und seine Rede.

Nur der spöttische Witzbold und unermüdliche Zecher Kratinos fragte den Feinschmecker: „Wenn du, edler Hipponikos, wirklich die Götter nicht fürchtest, sondern bloß die Diebe und sonst gar nichts in der Welt als die Diebe, was hältst du von der Wassersucht und von andern Folgen eines frommen und zugleich angenehmen Lebens? Und vom Zipperlein, welches, wie ich leider von mir selber weiß, an eine allzu reichliche Besprengung mit dionysischem Taue sich zu knüpfen pflegt? Hast du auch vor diesen keine Furcht? Oder vertraust du in diesem Punkte ganz auf deinen Freund

Hippokrates, den trefflichen Arzt, den du weislich an deinen Tisch zu laden pflegst?“

„Du hast es erraten,“ versetzte Hipponikos, „in diesen Dingen verlasse ich mich auf Hippokrates, mit welchem ich, wie mit den Göttern, auf gutem Fuß zu stehen liebe. Ihm überlasse ich es auch, zu entscheiden, ob Zipperlein und Wassersuchten und Schwindsuchten und ähnliche Dinge wirklich von dem herrühren, was man die Lust des Lebens nennt.“

„Nichts so eigentlich“, sagte Hippokrates lächelnd. „Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Anfüllungen und Erschöpfungen, welche mit der Lust des Lebens verbunden sind, Wassersuchten und Schwindsuchten und ähnliches veranlassen können. Was aber die Lust an und für sich betrifft — und um diese allein, in ihrem Begriff an sich, handelt es sich doch wohl in gegenwärtiger Unterredung — so ist diese als ein der Gesundheit überaus Zuträgliches zu betrachten. Die Lust ist nämlich eine Körper- und Seelenstimmung von eigentümlicher Art, welche die Wangen rötet, die Augen erhellt, den Odem beflügelt, das Blut leicht durch die Adern treibt, das Stockende löst, das Zerfließende bindet, alle Lebensgeister weckt, alle Kräfte steigert und des Menschen ganzes Wesen in einen Zustand schöner, wirkungsvoller Harmonie versetzt. Sogar dem Kranken ist die Lust eine so heilsame Arznei, daß ich nicht weiß, ob unter allen Kräutlein, Pflastern und Tränken, welche wir Heilkundigen bei dem Kranken anwenden, ein zauberkräftigeres Mittel zu finden ist als dieses.“

Lachend und Beifall klatschend, gelobten alle Zechgenossen, niemals einem andern Arzte sich anzuvertrauen, als dem Hippokrates.

„Weiser Heilkünstler,“ rief der weinselige Kratinos, „du hast mich völlig beruhigt! Nun ist mir's klar: wie hätte ich, den sie den Freund der Flasche nennen, besonders seit ich eine Komödie geschrieben, in welcher gefüllte Flaschen, meine Freundinnen, den Chor bilden, wie hätte ich, sag' ich,

den mit der Lust des Trinkens verbundenen Anfüllungen doch bis auf diesen Tag so leidlich getrotzt, wenn nicht die heilkräftige Lust des Trinkens an sich selbst mich aufrecht erhalten hätte? — Wäre ich Symposiarch statt jener schönen Fremden, welche sich vermutlich besser versteht auf die Werke der goldenen Aphrodite, als auf die des Bacchos, so würde ich augenblicklich einen Doppelumtrunk anordnen zu Ehren des weisesten aller Ärzte, des Hippokrates!"

„Thrax!" rief Aspasia dem neben ihr stehenden Sklaven zu, „reiche dem Kratinos einen Becher von der doppelten Größe der unsrigen! — Und nun lasset uns den Umtrunk halten zu Ehren des Hippokrates!"

Als nun alle zu Ehren des Hippokrates getrunken und auch Kratinos seinen doppelt so großen Becher schmunzelnd geleert hatte, ergriff Polos das Wort:

„Ich weiß nicht, wie unter uns heute von der Lust gesprochen werden könnte, ohne daß man vor allem der Worte gedächte, welche ihr in der Tragödie, deren Sieg wir feiern, aus dem Munde des Boten vernommen:

„Sobald der Lust entsagt
Der Mensch, acht' ich sein Leben für kein Leben mehr:
Lebendig tot erscheint ein solcher meinem Aug'!
Sei mächtig, reich im Hause, leb' als König selbst:
Das alles ist doch Schatten bloß und eitel Dunst,
Gebricht dir eins in deinem Sein: die holde Lust!"

„Ich preise die Lust", sagte hierauf Sophokles, „nicht bloß, weil sie das Leben angenehm, sondern weil sie es schön macht. In der Tiefe des Lebens hausen viele Schrecken, und es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht besser sei, nicht zu leben, als zu leben. Da wir aber nun einmal leben, so müssen wir den Abgrund des Lebens und seine Schrecken, so gut wir können, zu überdecken suchen mit Blumen der Schönheit und ihrer Zwillingsschwester, der Freude. Eng ist die Schranke um des Menschen Sein gezogen: aber innerhalb dieser Schranke Mensch zu sein, ist

gestattet, und das reine Menschentum schön und edel im kleinen Kreise zu entfalten. Mensch sein aber heißt edel sein und mild, und dem Edlen, Heiter-Milden wird die Schranke holdes Maß, innerhalb dessen er sein Dasein göttlich empfindet. Wie schön und heiter, so auch edel und mild genannt zu werden, sei des Hellenen Stolz!"

„Ich danke dir für diesen Ausspruch!" sagte Perikles. „Man hat mich im Kriege zuweilen allzu mild und nachsichtig gescholten, aber ich glaubte eben als Hellene zu handeln. Wenn es wieder Kämpfe gibt, ob zur See oder zu Lande, so werde ich mir vom Volke der Athener den Dichter der ‚Antigone' zum Mitstrategen erbitten."

„Den Sophokles als Strategen?" riefen einige im Kreise.

„Warum nicht?" rief Sophokles lächelnd; „ist mein Erzeuger doch ein Waffenschmied gewesen. Dies deutet darauf hin, daß ich zum Strategen geboren sei."

„Zu gutem Glück!" rief Hipponikos; „aber meinst du, Perikles, daß es nächstens wieder einmal Kriegsvolk einzuschiffen und in See zu stechen gilt?"

„Es ist wohl möglich!" erwiderte Perikles. „Ich bin zufrieden," rief Hipponikos, „aber ich hoffe, Perikles, daß du dir die neuen Lorbeeren auf keinem andern Admiralschiff holst, als auf dem, welches ich als Trirach ausrüsten werde!"

„Das will ich!" sagte Perikles. „Aber lassen wir nicht die kriegerische Begeisterung überhandnehmen bei einem so friedlichen Gelage. Unart wär' es, wenn wir nicht, bevor wir zu andern Dingen übergehen, den weisen Anaxagoras fragten, ob er das, was hier von der Lust gesagt worden ist, verwirft oder billigt."

„Wenn ihr meine Meinung zu hören wünscht," sagte Anaxagoras, „so will ich sie euch nicht vorenthalten. Was ihr da vorgebracht, beweist, daß euer Verlangen danach geht, von außen her so viel Schönes und Gutes und Angenehmes an euch zu bringen, als eben möglich. Aber ich

behaupte, die wahre, die rechte Lust ist diejenige, welche nicht von außen kommt, sondern welche man als innerstes wesenhaftes Leben in seiner erkennenden Natur hat. Nicht eins mit dem Genusse ist die Lust, und so wenig besteht das Glück in den Dingen außer uns, daß es vielmehr am besten ohne sie besteht! Freiwillig sich der allgemeinen Weltvernunft unterwerfend, den Eigenwillen ertöten, ist Weisheit und Tugend und aller rechten Freude Hort zugleich, die feste Burg der Apathie, in welcher wunschlos thronend der Leidenschaftslose, Selbstgenügsame sogar den Schicksalsmächten gegenüber unüberwindlich sich erweist!"

Die Worte des Anaxagoras machten einen eigentümlichen Eindruck. Perikles hörte sie mit jener nachdenklichen Aufmerksamkeit an, deren er immer die Herzensergießungen seines alten Freundes würdigte. Über die Stirn Aspasias aber flog ein leichtes Wölkchen. Ihr Auge begegnete dem des Protagoras. Wie in geheimem Einverständnis trafen sich die Augen des schönen Weibes und des Sophisten. Und als nun der glänzende Redekünstler im schweigenden Kreise umhersah, bereit, dem Philosophen zu antworten, da schienen die Strahlen aus Aspasias Augen seine Gedanken befeuern, seine Worte beflügeln zu wollen.

„Streng und herbe", begann er, „klingen die Worte des Weisen von Klazomenä an dieser Stätte, wo eben noch unter dem Klange heiliger Skolien des Festmahls Lust den blumenbekränzten Altar des Dionysos umbrandete! Aber auch er — das merket wohl! — auch er, der strenge, herbe Weise, hat von der Lust als von des Menschen höchstem Ziele gesprochen. Nur über die Wege, welche zu ihr führen, denkt er verschieden. Und in der Tat, vielnamig ist die Lust und vielgestaltig, und vielerlei sind die Pfade, welche emporführen zu ihrer sonnigen Höhe. So manche finden ihr Genügen im Rausche der Sinne, andere, durch einen höheren Adel der Seele zum Schönen getrieben, erheben sich zu reineren Sphären der Lust, und ein drittes Geschlecht ist das der göttergleichen Menschen, welche über Wolken und Winden

in ewiger Heitre wunschlos wohnen. Wißt ihr, welcher von diesen dreien Arten, der Lust nachzugehen, ich den Vorzug gebe? Keiner, sondern derjenigen, welche es versteht, nach Zeit und Ort einen jeden dieser verschiedenen Wege zu wandeln! Wenn Becher winken und schöne Augen blitzen, dann lasset uns der fröhlichen Weisheit des Hipponikos folgen; wenn vor unsern Augen die Wunder des Schönen leuchten und das Menschliche seine edelste Blüte entfaltet, dann teilen wir die geistverklärte Freude des Sophokles; wenn der Himmel sich verdüstert, wenn unabweisbar Schmerz und Mißgeschick auf uns eindringen, dann ist es Zeit, zur schönbekränzten Freude gelassen zu sagen: Fahre wohl! und sich zu umgürten mit dem göttlichen Gleichmut und der schönen Ruhe des weisen Anaxagoras! Entbehren können ist rühmlich — aber wir wollen diese Kunst nur dort üben, wo wir ihrer bedürfen. Wenn es Zeit ist, sich zu freuen, wollen wir uns freuen, wenn es Zeit ist, zu entbehren, wollen wir entbehren. Wer weise zu genießen versteht, dem wird auch die Weisheit der Entsagung nicht fehlen. Er wird die Freude zu seiner Sklavin machen, nicht sich selbst zum Sklaven der Freude. Er wird die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterwerfen. Und wenn das, was unserer Lust von der Weisheit als Schranke gesetzt wird, nichts ist als das naturgemäße rechte Maß der Lust, und die Lust, in ihrem Übermaß erstickend, nicht mehr sie selbst ist, sondern ihr Gegenteil, so daß sie ihre Schranke und ihr Maß nicht außer oder neben sich, sondern in sich hat, wozu dann noch von Tugend reden und Enthaltsamkeit, als von etwas, das der Lust als eine fremde, gleichberechtigte, ja feindliche Sache gegenübersteht? Entbehrung, Entsagung, Tugend ohne Lust kann dem Gedanken des Hellenen, niemals seinem Gemüte vertraut werden. Selbst gemeines Schweißbemühen, handwerksmäßiges Treiben und Hasten in des gemeinen Bedarfes Dienst, erachtet er als seiner unwürdig. Darum arbeitet der Sklave, arbeitet der Barbar für den Hellenen. Der Menschheit unedlerer Teil muß sich für den edleren

opfern, damit das Ideal wahrhaft menschenwürdigen Daseins verwirklicht werde. Wäre ich ein Gesetzgeber, ein neuer Lykurgos und Solon, und würden des Gesetzes Tafeln unbeschrieben in meine Hand gelegt, ich würde sie fassen und mit goldenem Griffel an ihre Spitze die Worte setzen: Ihr Sterblichen, seid schön — seid frei — seid glücklich!"

So sprach Protagoras, dabei unverwandt auf Aspasia blickend und froh der zustimmenden Ermunterung, welche ihm unverkennbar aus ihren Mienen entgegenleuchtete. Diese Zustimmung ward eine fast allgemeine im Kreise und Perikles sagte, er wolle dem Protagoras die nächste Kolonie zu führen geben, die von Athen ausgehen werde, denn er scheine geeignet, ein Gemeinwesen in hellenischem Geiste zu ordnen.

„Glücklicher Protagoras," begann jetzt Sokrates, „glücklicher Protagoras, dem es vergönnt, das Gold des Schweigens der Aspasia in die klingende Münze bestechender Reden umzusetzen! Wenn ich die Worte deines Mundes so gut verstanden habe, wie du die Sprache der Augen Aspasias, so scheinst du mir die Weisheit insofern als eines der Mittel zur Beförderung der Lust zu betrachten, als man sie, sozusagen, bereithalten und aus der Tasche hervorziehen kann, wenn eben nichts Besseres zur Hand ist . . ."

„Was ist Weisheit?" rief Protagoras. „Frage tausend Menschen, und was der eine Weisheit nennt, wird der andere Torheit nennen. Frage sie aber, was Lust und was Unlust ist, so werden alle derselben Meinung sein!"

„Meinst du dies wirklich?" versetzte Sokrates. „Es käme doch auf die Probe an . . ."

„Erlaube, Protagoras," fiel hier Aspasia ein, „daß ich es auf mich nehme, dem Sokrates zu antworten: nicht mit Worten, denn wie könnte ich mich vermessen, solange es sich um Worte der Weisheit handelt, an des Protagoras Stelle treten zu wollen? Ich will dem ewigen Zweifler und Frager mit jenen Mitteln begegnen, welche mir als

Symposiarchin zur Prüfung des von ihm zuletzt vorgebrachten Einwurfes zur Hand sind!"

„Fürs erste", fuhr Aspasia fort, „lasset die Lippen, die vielleicht des Gespräches Hitze getrocknet, mit frischem Taue befeuchten!"

Auf ihr Gebot wurde neuer Wein im Krater gemischt und den Gästen kredenzt in neuen größeren Bechern.

„Das ist Wein von Lesbos!" sagte Hipponikos, „die Blume der Rebe! Er ist weniger wohlriechend als der thasische, aber sein Wohlgeschmack ist noch größer."

„Er ist mild und feurig zugleich, wie die Seele seiner Landsmännin Sappho!" rief Protagoras, vorerst mit der Spitze der Lippen das Naß in seinem Becher vorkostend.

Die Becher wurden geleert auf Aspasias Geheiß zu Ehren der mildfeurigen Sängerin von Lesbos und wieder gefüllt, während die Augen der Zechgenossen in hellerem Feuer zu leuchten begannen.

„Nun erlaubet denjenigen einzutreten," begann Aspasia wieder, „welche bereitstehen, um uns etwas von dem zu bereiten, worüber die Menschen nach des Protagoras Behauptung alle einig sind, nach des Sokrates Meinung aber nicht."

Flötenbläserinnen, Tänzerinnen und Gauklerinnen betraten den Saal, alle jugendlich und reizend, alle bekränzt und duftig gesalbt und geschmückt und in verführerischer Gewandung.

Das Flötenspiel begann in weichen, süßen Tönen und dazu wurden zuerst von den Tänzerinnen mimische Tänze ausgeführt. Was Sokrates bei Theodota bewundert, das hatte er nun vervielfacht, in einer Gruppe blühender Gestalten vor Augen. Nachdem diese Tänzerinnen durch ihre Kunst aller Augen entzückt hatten, übte das, was nach ihnen die Gauklerinnen vollführten, eine sinnverwirrende, bestrickende Wirkung. Wenn diese bei Flötenschall nach dem Takte der Musik eine Anzahl Reife oder Bälle zugleich während des Tanzes geschickt in die Höhe warfen und wieder

auffingen oder den sogenannten Kugellauf auf einer Töpferscheibe ausführten, lag in den windschnellen Bewegungen der jugendlich schlanken, geschmeidigen Mädchengestalten eine bezaubernde, ja berauschende Anmut. Wenn sie aber den erstaunlichen Schwertertanz anhuben, wenn sie zwischen den Klingen, die mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt waren, tanzend dahingaukelten, und über den blinkenden Stahlspitzen nach vorwärts und rückwärts sich überschlugen, da fühlten die aufgeregten Zuschauer von einer mit Grausen gemischten Lust sich durchzittert. Wenn eines dieser schlanken, reizvollen Mädchen in leichtester, knapp anliegender Gewandung, die den vollen und reinen Umriß des Leibes hervortreten ließ, nach vorn mit den Händen auf den Boden sich stützend, von rückwärts in anmutigster Beugung des Leibes die Füße über Rücken und Haupt herüberstreckte, um damit aus dem vor ihr stehenden Mischkrug einen Becher zu füllen, während sie mit den Zehen des andern die Handhabe des Schöpfgefäßes hielt, oder in derselben Lage einen Pfeil vom Bogen schnellte — da war es nicht bloß das Erstaunliche der bewiesenen Fertigkeit, sondern zugleich das zu höchster Freiheit und fast übermenschlicher Leichtigkeit entwickelte Formenspiel der blühenden Glieder, was die Sinne der Gäste des Hipponikos in eine Art von Taumel versetzte.

Als diese Tänze und Spiele beendet waren und die Tänzerinnen, die Gauklerinnen und Flötenbläserinnen unter dem lebhaftesten Beifall der Tischgenossen sich wieder entfernt hatten, sagte Aspasia:

„Es scheint, daß uns allen das, was wir gesehen, Vergnügen bereitet hat, und daß wir einig sind in dieser Lustempfindung, während wir doch früher, wo es sich um Lehren der W e i s h e i t handelte, nicht einig werden konnten. Die Probe, auf welche es ankam, wie du sagtest, o Sokrates, ist also gemacht . . .“

„Du weißt sehr wohl, Aspasia,“ entgegnete Sokrates, „daß niemand in der Welt sich lieber belehren läßt, als

eben ich. Erlaube mir nur noch eines von Protagoras zu erfragen. Wenn es, wie er uns lehrte, verschiedene Arten der Lust gibt, und wir das, was Lust gewährt, ein Gut nennen, so gibt es wohl auch verschiedene Güter und unter diesen ein höchstes. Um aber dieses höchste Gut aus andern Gütern herauszufinden und somit auch die höchste Lust aus andern Lüsten — denn die Lust ist ja, wie wir gesagt, nicht selbst das Gut, sondern wird erst durch den Besitz des Gutes hervorgebracht — bedarf es da nicht doch wohl ein wenig der Einsicht, oder der Erkenntnis, oder der Weisheit, oder wie man es sonst nennen will?"

Lächelnd sagte Aspasia: „Du siehst, Protagoras, daß dieser Mann dich in die Enge treibt; aber es ist meine Pflicht, zu sorgen, daß der Streit nicht allzu heftig entbrenne. Schon seit einer halben Stunde habe ich einen kleinen Anschlag gegen diesen kampflustigen Sokrates im Sinne. Es dünkt mich nicht gut, daß Sokrates denselben Lagerpfühl hier teilt mit Anaxagoras und so aus dem Anhauche seines Meisters beständig neue Kraft und Streitlust schöpft. Es scheint mir überhaupt, daß des Hipponikos Gäste sich hier zum Teil in einer Weise gesellt haben, welche gefährlich für das allgemeine, und geheimen Verschwörungen günstig ist. Ich merkte früher wiederholt, daß Pheidias und Iktinos leise zusammen flüsterten. Auch den Kratinos sehe ich öfter, als es nötig scheint, sich mit gespitzten Lippen zum Ohre seines Nachbars, des Polygnotos, neigen. Kraft meiner Vollmacht als Symposiarchin werde ich einen allgemeinen Wechsel der Plätze und der Genossenschaft anordnen."

„Immerhin!" riefen die heiter gelaunten Tischgenossen; „wir wollen dir gerne gehorchen. Laß hören, wie denkst du uns neu zu gesellen?"

„Wohlan!" sagte Aspasia; „der Feinschmecker Hipponikos heiße den Sokrates aufstehen und lagere sich neben den weisen Anaxagoras; der beredte Polos nehme Platz neben dem schweigsamen Iktinos; der übermütige Kratinos

erhalte zum Nachbar den milden, frommen Sophokles. Pheidias finde sich endlich einmal mit Polygnotos zusammen. Wie aber geselle ich den Sokrates? Unmöglich kann ich ihn dem Protagoras zur Seite ruhen lassen, im Gegenteil, ich muß diese beiden Gegner soweit als möglich voneinander entfernen. Was bleibt also übrig, als daß ich dich, Protagoras, bitte, meinen Platz hier einzunehmen, während ich selbst bis zur Beendigung des Streites mich zu Sokrates setze?"

Damit stand Aspasia auf und setzte sich an den unteren Rand des Lagerpfühles, auf welchem Sokrates seinen Platz hatte.

Willig hatten inzwischen die Tischgenossen die Weisung der Symposiarchin vollzogen; nur beneideten sie jetzt geheim und laut den Sokrates um seine Genossenschaft.

Auf diesen selbst übte die unmittelbare Nähe der Schönen eine eigentümliche Wirkung. Hatte früher der Anhauch des Anaxagoras, wie Aspasia sich ausdrückte, ihn zur Streitlust befeuert, so mochte jetzt der Anhauch des reizvollen Weibes ihn friedlich und versöhnlich stimmen . . ."

„Was ist das?" rief Aspasia, sich zu Sokrates neigend und seinen Kranz betrachtend, „dem Kranze auf deinem Haupte sind schon viele Blätter entfallen. Das gilt als ein Wahrzeichen geheimer Herzensqualen des Trägers! Ist es etwa dein jüngster Freund, der mutwillige Knabe Alkibiades, der dir Verdruß bereitet? Doch, ich bin ja gekommen, um dir Rede zu stehen. Welche Bedenken waren es, o Sokrates, die du noch gelöst haben wolltest?"

Sokrates, bestrahlt von den Augen Aspasias, umweht vom Hauche ihres Mundes, umrauscht vom Geknister ihres Gewandes bei jeder ihrer Bewegungen, erwiderte:

„Aspasia! Ich h a t t e Bedenken — und sie waren in meinem Haupte hintereinander schön gereiht wie in Schlachtordnung. Aber man hat mir, als ich sie eben in bester Ordnung ansprengen lassen wollte, eine schönbekränzte Barriere vorgeschoben, so daß es scheint, als müßten sie, darüber-

setzend, die Beine brechen. Was ich bedenklich finde, soll ich äußern, o Aspasia? Ich finde in diesem Augenblicke nur dies eine bedenklich, daß du neben mir sitzest."

Ein wenig spöttisch lächelnd blickte der alte Anaxagoras, der inzwischen schweigend dem Becher zugesprochen hatte, auf seinen so schmählich die Waffen streckenden Freund herüber.

„Du siehst, Anaxagoras," sagte Sokrates, „ich bin im Kampfe für eine gute Sache gefallen, und du, der Greis, für den ich eigentlich das Schwert gezogen, mußt jetzt mich, den jüngeren Mann, aus dem Kampfe tragen. Räche mich, wenn du es vermagst, o Anaxagoras!"

„Warum nicht?" versetzte Anaxagoras, nachdem er einen Trunk aus seinem Becher getan hatte; „ich fühle mich durchaus nicht so sehr als altersschwacher Priamos, um vor der jungen Weisheit dieses Achilleus zitternd zu verstummen. Ich will noch ein Wörtchen mit dir reden, Protagoras . . ."

„Halt!" rief Aspasia; „wenn gewichtige Worte zu sprechen deine Absicht ist, so erlaube mir zuvor, daß ich meiner Symposiarchenpflicht nachkomme und mit einem Trunke des feurigsten und köstlichsten aller Weine, welcher aufgehoben worden bis zuletzt, mit den Wonnefluten der Traube von Chios, deine Zunge noch besser beflügle!"

Damit ließ Aspasia den gefeiertsten aller Griechenweine kredenzen.

Die Becher wurden geleert, und von diesem Augenblicke an gab es keinen mehr im Kreise, der nicht, weit hinausgehoben über die Sphäre des nüchternen Verstandes, verfallen gewesen wäre den begeisternden Gewalten des Dionysos . . .

Anaxagoras leerte seinen Becher und begann etwas verwirrt durcheinander zu sprechen von Lust und Tugend und Erkenntnis und allgemeiner Weltvernunft . . .

Wie um ihn anzuregen zu größerer Sammlung des Geistes, bot ihm Aspasia selbst noch einen Becher des allbezwingenden Chiers dar.

Er trank und die Rede des Weisen wurde noch verwirrter; er begann zu stammeln und mit dem Haupte bedenklich zu nicken. Zuletzt sank das Haupt ihm völlig auf die Brust herab. Wenige Augenblicke noch, und der Greis war ruhig entschlummert.

Ein heiteres Lachen ging durch die Reihen der Zechgenossen.

„Was hast du getan, Aspasia?“ riefen sie, „die letzten Vorkämpfer der strengen Weisheit hast du entwaffnet und in Schlummer gewiegt!“

„Bei fröhlichem Gelage“, erwiderte Aspasia, „geziemt es der strengen Weisheit, einzunicken. Aber nicht ohne die Charitinnen ist dieser Edle entschlummert. Da seht! Wie schön ist der Anblick des in ruhigem Schlummer atmenden Greises! Ich stelle den Antrag, daß wir alle die Kränze von unsern Häuptern nehmen, um sie auf das Haupt und die Schultern des Schlafenden niederzulegen und in solcher Art zu bestatten die so schön und friedlich entschlummerte Weisheit!“

Die Tischgenossen taten wie Aspasia geboten, und in wenigen Augenblicken war das Haupt des Weisen unter Blumen begraben.

Sokrates fuhr fort zu trinken, ohne trunken zu werden, aber er stellte sich trunken, um ungestraft die wunderlichsten Dinge ins Ohr der neben ihm sitzenden Aspasia flüstern zu dürfen.

Der ernste Pheidias sagte dem Knaben, welcher ihm den Becher füllte, daß er ihn als Modell für eine seiner Ephebengestalten im inneren Friese des Parthenon verwenden wolle. Kratinos stieß heimliche Verwünschungen aus und sagte zu seinem Nachbar Sophokles: „Dies Zauberweib, diese Kirke, diese Omphale soll meiner gedenken! Sie läßt mich sogar den Chier aus dem großen Becher trinken! Solange ich nüchtern war, merkte ich nichts; jetzt aber ist mir klar, worauf sie es abgesehen hat!“ — Polygnotos versicherte seinen Nachbar, daß er mit Ausnahme der jugend-

lichen Elpinike ein so wohlgestaltetes Weib wie Aspasia nicht gesehen habe. — „Perikles," sagte der weinrote Hipponikos gerührt, „Perikles, du weißt, daß ich dich immer geehrt habe, dir auch großen Dank schulde, insofern du nämlich vor Jahren mich von der damals noch schönen aber zänkischen Telesippe befreit hast. Tue mir nur den Gefallen von wegen des Schatzhauses auf der Burg — denn ich beschäftige sechstausend Sklaven in den Silberbergwerken und meine Habe mehrt sich täglich, und man ist vor Dieben nicht sicher. Und wenn dein Mündel Alkibiades heranwächst — mein Töchterlein Hipparete — die schönste aller Jungfrauen..."

„Laß es nur gut sein!" sagte Perikles gutmütig lächelnd. Er war der einzige von der Gewalt des Bacchos völlig Unberührte im ganzen Kreise; nicht weil er weniger getrunken, sondern weil seine Natur ebenso stark war, als seine Seele mild. Er unterhielt sich mit Protagoras über politische Dinge, über die Wandlungen der Volksherrschaft zu Athen, über die auszusendende Kolonie, über die Möglichkeit eines baldigen Feldzuges. Protagoras aber blickte viel nach der schönen Milesierin hinüber. Zuletzt überraschte der schweigsame Iktinos, vom Chier begeistert, die Zechgenossen, indem er einen Päan auf den Dionysos anstimmte, welcher dann im Chore von allen gesungen wurde.

So bewegte sich bei dem Symposion im Hause des Hipponikos die Woge der geselligen, von des Bacchos Gaben, vom lieblichen Reiz der Sinne, vom Zauber der Milesierin beflügelten Festlust, gewürzt mit der Blume hellenischen Geistes, bis zum grauenden Morgen.

Dann erhob sich der glänzende Protagoras und sagte: „Die Symposiarchin Aspasia hat, wie ihr wißt, ihren Platz mir abgetreten. Ich benütze dies, um einen Augenblick auch ihre Symposiarchenwürde mir anzumaßen und euch aufzufordern, diese letzten Becher zur Ehre Aspasias selbst zu leeren! Hoch hat sie als Trinkkönigin das Panier der schönen Freude gehalten, hat mit spielender Hand siegreich das Reich der holden Lust verteidigt gegen des Ernstes Androhen und

gegen die Strenge der Weisheit — hat immer in wohlberechnetem Augenblicke, jetzt mit des Bechers Gaben, jetzt mit lieblichem Reiz der Sinne, jetzt mit des Eros und der Charitinnen Beistande angekämpft gegen das Feindliche, hat mit sanfter Narkose die Fragen des Wahrheitsuchers eingelullt und das vom Jugendfeuer verlassene greise Haupt des Weisen unter Blumen begraben — hat uns alle gemach auf die hohe See der dionysischen Freudenwelle hinausgesteuert! Aber gefahrlos ist die holde Trunkenheit für edle Hellenenstirnen, und nicht verderblich in die Tiefe des Hauptes dringt sie ein, sondern aufgefangen schlägt ihr Silbernebel als Tau sich nieder auf die Blätter der Kränze, mit welchen wir kühlend unsere Stirne beschatten! — Und so leert denn die letzten Becher zu Ehren der schönen und weisen Symposiarchin Aspasia!"

So sprach Protagoras und Bescheid taten ihm die erlesenen Männer, welche beim Mahle des Hipponikos vereinigt waren als bekränzte Zecher, auf dem Felde des Ruhmes aber um Perikles und Aspasia sich reihen als die leuchtenden Sterne Alt-Hellas!

Und als die letzten Becher geleert waren, gingen die Männer mit Händedrücken hinweg aus dem Hause des Hipponikos im Morgengrauen.

„Bist auch du zufrieden mit der von Protagoras gepriesenen Symposiarchin?" — So fragte Aspasia den Perikles, als sie mit ihm sich allein fand.

„Ich bewundere dich noch mehr von heute an," sagte Perikles, „aber fürchtest du nicht, daß ich dich etwas weniger liebe?"

„Warum das?" fragte Aspasia.

„Du hast immer etwas für jeden," erwiderte jener, „was hast du übrig für Perikles?"

„Mich selbst!" erwiderte Aspasia.

Er küßte sie auf die Stirn und sie umschloß ihn mit beglückenden Armen.

„Ich weiß nicht," sagte Perikles, als er von ihr schied,

„ich möchte mich entweder ins Feld der Taten stürzen, getrennt von dir, oder ungestörter als jetzt einen Honigmond der Liebe mit dir in idyllischer Ruhe durchleben!“

„Vielleicht gewähren dieses oder jenes oder beides zugleich zur rechten Zeit die Himmlischen!“ versetzte Aspasia.

Die Milesierin schloß an jenem Morgen die müden schönen Augen mit dem Bewußtsein, daß sie wieder näher gekommen dem Ziele. Sie gedachte der Stunde, wo sie gedemütigt entweichen mußte aus dem Hause des Perikles; sie gedachte der stolzen Telesippe, die sich so unangreifbar wähnte, so unerschütterlich in ihrem Herrschertum am Herde des Hauses — sie sagte sich, daß ihre verschwiegenen und offenen Pläne der Erfüllung entgegenreiften, und daß sie triumphieren werde in ihrer Sendung, auf den Trümmern des Herkommens und des Vorurteils das Banner der Freiheit, der Schönheit und der Freude für immer aufzupflanzen.

---

11. Samos.

„Hätt' es nicht gedacht,“ rief der alte Kallippides in einer der zahlreichen Gruppen des Athenervolkes, welche, auf dem großen Markte des Piräus zusammenstehend, sich mit Eifer besprachen — „hätt' es nicht gedacht, als ich neulich an der Vorkämpferin Athene auf der Burg vorüberging. Ich sah den Speer der Göttin voll Baumgrillen, welche daraufsaßen und zirpten. Das bedeutet Friede, sagte ich zu mir selbst. Aber freilich, den nächsten Tag ist kurz vor der Volksversammlung ein Wiesel über die Pnyx gelaufen . . .“

„Du willst doch nicht Unheil krächzen, alte Dohle?“ riefen die andern.

„Samos kann andere Bundesgenossen zum Abfall verleiten,“ entgegnete der Alte, „es kann eine Empörung gegen uns erregen, Sparta kann sich einmischen, ein allgemeiner

Hellenenkrieg kann entbrennen. Es liegt, wie man zu sagen pflegt, viel Zunder aufgehäuft. Was kümmert es uns so eigentlich, ob die Samier oder die Milesier Priene besitzen?"

„Das Ansehen Athens muß aufrecht erhalten werden!" fiel ein Jüngerer heftig ein, indem er die Hand ausstreckte und den Kopf über den stramm gehaltenen Nacken emporwarf. „Samos und Milet haben als Angehörige des Bundes ihre Streitsachen der Entscheidung Athens, als des Hauptes der Bundesgenossenschaft, anheimzustellen. Samos verweigert dies. Und darum ist Perikles in Wut entbrannt gegen die Samier . . ."

„Und in seiner Wut hat er den sanften Sophokles von der Volksversammlung zum Mitfeldherrn sich ausgebeten!" sagte lächelnd einer von den Männern.

„Der Antigone wegen!" riefen andere. „Er hat recht getan. Es lebe Sophokles!"

„Ihr wißt alle nichts!" sagte hinzutretend der Bartscherer Sporgilos, den die Neugier und die Aufregung des Zeitlaufs in den Hafen getrieben. „Ihr wißt alle nichts in dieser ganzen Angelegenheit: ihr wißt nicht, wie dieser ganze samische Handel entstanden, und wer ihn eigentlich angezettelt!"

„Es lebe Sporgilos!" riefen einige. „Hört den Sporgilos! Der ist einer von denjenigen, welche immer des Morgens genau wissen, was Zeus mit der Hera in der Nacht geplaudert hat!"

„Gleich soll eine Lügenblase faustgroß auf der Nase mir auffahren," rief Sporgilos, „wenn das, was ich euch jetzt erzählen werde, nicht die volle Wahrheit ist! Aspasia, die Milesierin, hat den Perikles beschwatzt. Ich weiß es ganz genau — hört mich nur an! Am Tage, nachdem die milesische Gesandtschaft hier eingetroffen war, stand ich eben auf dem Markte, als die Gesandten vorbeikamen und dabei um sich sahen, wie Leute, die nach etwas fragen wollen. In der Tat kam einer von ihnen auf mich zu und sagte: „Heda, athenischer Freund, kannst du uns nicht die Behausung

der jungen Milesierin Aspasia weisen?“ Die Männer glaubten gewiß, ich kenne sie nicht: ich kannte sie aber — schon an ihren geschmeidigen Manieren und kostbaren Gewändern würde ich sie erkannt haben, wenn ich sie nicht sonst schon gesehen hätte. Ich erwies mich ihnen so höflich als ich konnte, und beschrieb ihnen aufs genaueste das Haus der Milesierin und den Weg dahin, worauf sie sich schönstens und bestens bedankten und schnurstracks den Weg einschlugen, den ich ihnen gewiesen. Es war schon dämmernder Abend. Sie schlichen in die Behausung der Milesierin. Merkt ihr's nun? Die Gesandten, sag' ich euch, haben mit der Milesierin heimlich verhandelt; sie hat hernach dem Perikles das Kinn gestreichelt und ihm den großen Zorn eingeflößt gegen die Samier . . .“

„Da habt ihr's!“ rief einer von den Zuhörern. „Sporgilos weiß also in der Tat, was die Hera mit dem Zeus geplaudert hat. Doch — da seht den Perikles mit seinem Gefährten Sophokles — er drillt ihn ohne Zweifel soeben für sein neues Amt!“

In der Tat sah man die beiden Männer abseits an ziemlich menschenleerer Stelle zwischen den Säulen wandeln. Sie hatten sich in ein vertrauliches Gespräch vertieft.

„Wahrhaftig!“ sagte Sophokles, „du überraschest die Athener; man hätte den Perikles in diesem Augenblicke zu allem eher geneigt geglaubt, als dazu. Denn völlig aufgegangen schien er jetzt in den Werken des Friedens, in der Förderung des inneren Gedeihens und — in der Liebe zur schönen Aspasia . . .“

„Freund!“ sagte Perikles lächelnd, „ist es denn zu verwundern, wenn den Strategen die Lorbeeren seiner mit Kelle, Meißel und Griffel arbeitenden Freunde nicht ruhen lassen? Schon lange, ich gestehe es dir, fühle ich in meinem Innern mich befangen und unruhig. Ich dünkte mich müßig unter all diesen rastlosen Tätigen, und fast beschämend erschienen mir bisweilen die weichlichen Rosenbande, die mich fesselten.“

„Wie?“ entgegnete Sophokles, „daß du in Wirklichkeit doch der Rastloseste bist unter den Rastlosen, daß alles, was getan und geschaffen wird, nur durch dich möglich gemacht, gefördert und zu gutem Ende hinausgeführt wird, das rechnest du für nichts?“

„Es genügt nicht den Forderungen, die einer von uns, wie wir da sind, an sich selber stellen mag!“ erwiderte Perikles. „Ich will nicht bloß Helfer sein, ich will etwas Eigenstes vollbringen, und da kann ich als Stratege eben nur wieder zum Schwerte greifen. Warum sollte ich allein vom schönen Feuer der Ehrbegier, das rings um mich entbrannt ist, unberührt bleiben?“

„Und du willst diesmal durchaus deinen Kriegsruhm mit mir teilen?“ fragte nach einer kleinen Pause der Dichter.

„Lieber, als — die Gunst eines reizenden Weibes!“ entgegnete Perikles und faßte dabei den Freund scharf ins Auge.

Dieser stutzte. „In meinem Haupte“, sagte er dann, „beginnt es plötzlich zu tagen und ein wunderbares Licht verbreitet sich über die wahre Ursache meiner Wahl zum Strategen . . .“

„Alles, was in der Welt geschieht, liebster Freund,“ versetzte Perikles lächelnd, „hat nicht eine, sondern hundert Ursachen. Wer mag immer sagen, welche die nächste?“

„Willst du nicht lieber mich zurücklassen und die Schöne mit dir nach Samos nehmen?“ fragte der Dichter.

Perikles lächelte nur wieder. „Sei getrost,“ sagte er dann, „es ist nur eine kleine Fahrt zu unserm Vergnügen, die wir unternehmen, ein Seezug von wenigen Wochen; denn an einen ernsten Widerstand der Samier gegen das mächtige Athen ist nicht zu denken. Samos ist eine prächtige Stadt, die dir gefallen wird; Melissos, der Befehlshaber des samischen Geschwaders, das wir uns gegenüber haben werden, ist, wie du weißt, ein namhafter Philosoph aus der eleatischen Schule, dessen Bekanntschaft du vielleicht mit

Vergnügen machen wirst; und wenn wir an Chios vorübersegeln, so wollen wir deinen Dichtergenossen Jon, den Tragiker, besuchen, der dort hauset in schöner, behaglicher Muße."

„Du willst Jon besuchen?" rief Sophokles; „erinnere dich, daß er nichts Gutes von dir hält, seit du sein Nebenbuhler bei der schönen Chrysilla gewesen."

„Mein Verhalten gegen einen Menschen", erwiderte Perikles, „wird niemals dadurch bestimmt, was er von mir hält, sondern dadurch, was ich von ihm halte. Jon ist ein wackerer Mann. Er wird uns mit der besten Sorte seines einheimischen Chiers bewirten, obgleich du sein Nebenbuhler in der Tragödie gewesen."

„Und du, ich wiederhole es," fiel Sophokles ein, „sein Nebenbuhler bei der schönen Chrysilla, die jetzt, soviel ich weiß, auf Chios in seiner Gesellschaft lebt . . ."

„Laß die Chrysilla!" sagte Perikles.

Der Dichter ergab sich heiter in sein Schicksal. Perikles begann ihn über das, was sein neuer Beruf mit sich brachte, zu unterrichten.

Wenn man in jenen Tagen ein beschriebenes Blatt in den Händen des Sophokles sah, so war es kein tragischer Entwurf, kein Chorgesang, kein Hymnus auf den Eros oder Dionysos, sondern die Liste der seepflichtigen Mannschaft, die er einberufen, der reichen Bürger, welche er auffordern mußte, als Trierarchen die einzelnen Schiffe zu führen und zum Teil auch auszurüsten. Aus der lieblichen Einsamkeit seines grünen Kephissostales sah er sich jetzt von Perikles mit hinausgeschleppt in die Zeughäuser und Kriegshäfen von Zea und Munychia, in den Lärm des Piräus, wo die gefürchteten Meeresdrachen der Athenerflotte aus ihren Behältern wieder in die Flut gezogen wurden, ins Getümmel der Arsenale, wo es ein Scharren gab und ein Hobeln, Hämmern, Nageln, Kreischen ohne Rast. Schier unheimlich wurde es im Beginne dem schönheitseligen Dichter dort beim Geschrei der Ruderknechte und Matrosen, den zurzeit noch

müßigen, unter welchen es Streit gab um Flötenmädchen und zuweilen auch Löcher in den Köpfen. Das Ohr gellte ihm von den schrillen Bootsmannspfiffen, Rudertaktrufen, Fanfaren: denn mit denjenigen Trieren, deren Ausrüstung bereits vollendet war, stellten ihre Trierarchen täglich kleine Wettfahrten im Golfe an, um zu erproben, welches von den Schiffen am besten und am raschesten segle.

Als nun aber der Tag zu der Abfahrt herangekommen war und man die hochgeborderten Schiffe mit ihren drei übereinander sich erhebenden, umlaufenden Ruderreihen, mit den ragenden, schwanenhalsartig emporgetürmten Vorder- und Hinterteilen, dem Schmuck ihrer Bemalung, den goldglänzenden Pallasbildern und andern Emblemen, den drohend zugespitzten Balken des Schiffskiels frei und kühn in wohlgeordneten Reihen auf der blauen Welle schweben sah und auf das Zeichen einer Trompete eine feierliche Stille eintrat, während welcher der Herold mit lauter Stimme vom Bord des Admiralschiffes ein Gebet sprach, welches alle von den einzelnen Schiffen aus nachsprachen, und in welches selbst das Volk vom Ufer aus mit einstimmte, und Opferrauch emporstieg vom Verdeck der Schiffe in die blaue Morgenluft, das gesamte Heer aus goldenen und silbernen Bechern Trankopfer ausgoß und einen Päan zu singen begann, zuletzt aber die Flotte sich in Bewegung setzte, die Segel sich im Winde entfalteten, das Meer unter dem Schlage unzähliger Ruder erbrauste, und, begleitet von Segenswünschen der Nachblickenden, die lange Reihe der Fahrzeuge aus dem Hafen auf die offene See hinauszog — da war der Dichter Sophokles zum Strategen geworden mit ganzer Seele, und nicht hochgemuteter kann sein Held Ajas aus Salamis gen Troja gezogen sein, als jetzt er selber aus dem Gau von Kolonos gen Samos zog.

Nach Verlauf einiger Wochen lief ein Schnellsegler mit Berichten des Perikles für den Rat und die Volksversammlung in den Piräus ein. Der Befehlshaber desselben Schiffes, das diese Nachrichten überbrachte, bestellte insgeheim, nicht

als Trierarch, sondern als persönlicher Freund des Strategen Perikles, ein Schriftstück, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Es war ein Schreiben des Perikles an seine Freundin Aspasia.

Das Schreiben lautete:

„Ich weiß nicht, wie es zuging, daß meine Brust kaum jemals höher schlug, als in dem Augenblicke, da ich mit der Flotte den Hafen von Athen verließ und wieder die hohe See unter mir fühlte. Als ich auf dem Verdeck des Schiffes stand und die Winde des Ägäermeeres meine Stirne bestrichen, da war es, als ob mit ihnen ein Hauch der Freiheit mich umwehte, und als ob ich mich selbst wiedergewonnen hätte. Wiedergewonnen? Ein törichtes Wort! Hatte ich mich denn verloren? Ich wüßte nicht — wenn nicht etwa an Dich, Aspasia! Einen Augenblick schien es mir damals in der Tat, als hätte ich in dieser letzten Zeit ein wenig zu weichlich und zu willenlos auf das Rosenlager der Liebe mich hingestreckt. Ich zürnte Dir beinahe. Aber als ich mich besser besann, da mußte ich mir sagen, daß ich Dir das größte Unrecht tat, und daß ganz im Gegenteil gerade das, was von Deinem Wesen ausgeht und was niemals ein Erschlaffendes, sondern immer ein bewußt oder unbewußt Spornendes, Treibendes ist, mich beherrschte und aus dem stillgewordenen Athen mich auf das Feld der Taten hinauszog.

So brauche ich mich denn nicht mehr meiner Liebe zu Dir, noch des Verlangens, das ich schon jetzt wieder nach Dir empfinde, zu schämen.

Schlechtgerüstet fand ich die Samier und in halber Vorbereitung überrascht. Ich schämte mich fast des leichten Sieges. Zu tun schien bald nichts mehr übrig, ich schickte mich also an, nach Athen zurückzukehren, in der Hoffnung, es würde mir bei der Einfachheit der zum Erfolge aufgewendeten Mittel wenigstens die Raschheit des Erfolges zum Ruhme gereichen. Ob an dieser beschleunigten Heimkehr nicht auch das Verlangen, das, was ich in Athen zurück-

gelassen, sobald als möglich wiederzufinden, einigen Anteil hatte? Ich bin mir dieser unmännlichen Regung nicht geradezu bewußt, aber ich wage es nicht, die Möglichkeit davon zu leugnen. Jedenfalls aber erwies sich die Eile, mit welcher ich zurückkehren wollte, nicht als so vorteilhaft, wie die, mit welcher ich ausgezogen war. Ich lernte, daß man im Kriege mit Eile ins Feld rücken, aber bedachtsam heimkehren müsse.

Doch wozu soll ich Dir von Dingen berichten, welche nun wohl zu Athen in aller Munde sind? Unsere Flotte brennt vor Eifer, den früher versäumten Seekampf nachzuholen; selbst der sanfte Sophokles glüht in diesem Augenblicke vom Feuer des Ares. Ich habe ihn nach Chios und Lesbos gesendet, um die Schiffe der Verbündeten von dort herbeizuholen; andere Verstärkungen sind unterwegs.

Sende mir Nachrichten von Dir und den Freunden zu Athen durch denselben mir befreundeten Trierarchen, der Dir dies Schreiben übermittelt hat, und wisse, daß ich auf Deine Nachrichten nicht weniger gespannt bin, als Du auf die meinigen. Sage dem Pheidias, daß er sich nicht stören lasse durch den Lärm des Krieges in seiner ruhigen Friedensschöpfung. Des Heimkehrenden schönste Freude wird es sein, wenn ihm die hohen Tempelsäulen des Burgberges der Vollendung nahegerückt entgegenleuchten."

Dies also war der Inhalt des Schreibens, welches Perikles an Aspasia sandte. Die Milesierin erwiderte dasselbe wie folgt:

„Es freut mich, daß Du so rasch von dem Gedanken zurückgekommen bist, das Wesen des kühnen Perikles sei in letzter Zeit durch Aspasia verweichlicht worden. Muß ich nicht im Gegenteile mir den Vorwurf machen, daß ich durch die Fürsprache, die ich für meine Landsleute bei Dir einlegte, Dich hinaustreiben half auf das Feld der Taten, wie Du es nennst?

Nicht unvorteilhaft dünkt mich eine solche kurzwährende Trennung; denn ein wenig überdrüssig scheinst Du bereits

des Friedens geworden, und des Genusses, und der Liebe zu Aspasia. Aber das frühe Verlangen, mich und die Freunde wiederzusehen, hast Du Dir schon deshalb nicht zum Vorwurfe zu machen, weil die Sehnsucht, Liebgewordenes wiederzusehen, ja immer am stärksten ist, unmittelbar nachdem man es verlassen oder verloren hat. Ich fürchte, Du wirst die Entfernung immer leichter ertragen, je länger sie dauert, und am Ende, wie Agamemnon vor Troja, zehn Jahre lang, wenn es sein muß, in zunehmender Gemütsruhe vor Samos liegen.

Mein Verlangen nach Dir dagegen kann nicht schwächer werden durch die Zeit, denn es wird genährt durch Tatlosigkeit und Einsamkeit. Du hast mich hier beinahe so vereinsamt zurückgelassen, als ob ich Deine Gemahlin wäre; Du hast den mildheitern Sophokles mit Dir fortgenommen und den glänzenden Protagoras mit einer Kolonie ins ferne Ausland gesendet. Nur Sokrates ist da, und dieser sucht zuweilen meine Gesellschaft. Aber sei es nun aus Mißtrauen gegen mich, oder gegen sich selbst, oder gegen Dich — er wagt sich nicht ohne fremdes Geleit in meine Nähe und erscheint an meiner Schwelle immer in Gesellschaft eines Kauzes, der beinahe so wunderlich ist, als er selbst. Es ist der Tragödiendichter Euripides, unseres Sophokles jüngerer Nebenbuhler. Er und Sokrates sind unzertrennliche Freunde, und man sagt sogar, dieser helfe ihm bei Abfassung seiner Tragödien, weil dieselben so reich sind an sinnigen Sprüchen. Aber das ist töricht. Die beiden sind einander so ähnlich von Natur, daß ich nicht weiß, was einer von dem andern zu entnehmen brauchte. Sie triefen alle beide von Weisheit. Was Sokrates unter den Denkern, das ist Euripides unter den Dichtern: ein Grübler und ein Sonderling. Auch ein Bücherwurm: er hat sich eine große Büchersammlung angeschafft und lebt da ganz den Musen. Im übrigen sieht er aus wie alle Poeten: ein von Anbeginn altes Gesicht auf einem ewig jugendlich beweglichen Leibe. Er ist zurückgezogen, mürrisch und schroff in seinem Wesen, und geht nur

mit Sokrates und den Sophisten um. Indessen vermochte Sokrates doch soviel über ihn, daß er begierig wurde, mich zu sehen.

‚Dieser Mann hier', sagte Sokrates, als er ihn mir vor Augen brachte, ‚ist der vortreffliche Tragödiendichter Euripides, den du, wie ich hoffe, doppelt bewundern wirst, wenn du hörst, daß sein Vater Mnesarchos ein Schenkwirt und seine Mutter Kleito eine Gemüsehändlerin gewesen. Auch mußt du wissen, daß er gerade am Tage der großen Perserschlacht von Salamis auf dieser Insel selbst geboren wurde.'

‚Eine große Vorbedeutung!' sagte ich.

‚Das ist möglich,' nahm Euripides selbst das Wort, ‚aber was die Götter ursprünglich mit mir wollten, ist noch nicht völlig klar.'

Dann erzählte er mir ausführlich — denn nachdem er einmal zu reden angefangen, wurde er wider Erwarten ziemlich gesprächig — wie seinem Vater durch ein Traumgesicht die Verheißung zuteil geworden, daß sein eben geborenes Söhnlein dereinst als Sieger aus rühmlichen Wettkämpfen hervorgehen werde. Sein Vater habe dies als ein echter Hellene auf Siege zu Olympia oder Nemea gedeutet und habe ihn mit Sorgfalt in den gymnastischen Künsten unterrichten lassen; auch habe er dann wirklich schon als Knabe einen schönen Sieg bei den Panathenäen davongetragen, aber er habe allmählich mehr Geschmack an Bücherrollen als an Faustriemen und an Wurfscheiben gefunden und sei zuletzt, statt eines preisgekrönten olympischen Athleten, ein Bewerber um tragische Siegespreise geworden.

‚Wie kommt es,' fragte ich ihn, ‚daß du in jeder deiner Tragödien Aussprüche gegen die Frauen einflichtst, und daß man dich allgemein als einen Weiberfeind bezeichnet?"

‚Ich bin verheiratet!' erwiderte er.

‚Ist dies ein Grund,' sagte ich, ‚alle Frauen zu hassen, auch diejenigen, mit welchen du nicht durch Bande dieser Art verbunden bist?'

‚Sokrates hat mich zu dir geführt,' versetzte er, ‚um

mich von meinem Weiberhasse zu heilen. Vorläufig schätze ich nur ein einzig Weib, das Weib, das mich gebar: die vormalige Gemüsehändlerin Kleito — ich sage vormalige, denn gegenwärtig habe ich sie veranlaßt, den Gemüsehandel aufzugeben und ein kleines Landgütchen zu verwalten, das ich besitze.‘

Ich zeigte Verlangen, diese Frau kennen zu lernen.

‚Wenn es dich nicht langweilt,‘ gab er zur Antwort, ‚die Geschichte, wie ich auf Salamis während der großen Schlacht in einer Ufergrotte von ihr geboren worden bin, erzählen zu hören — denn mit dieser Erzählung verschont sie keinen Sterblichen, der sich ihr nähert — so ist es ein leichtes, dein Verlangen zu befriedigen.‘

Ein paar Tage später suchte ich, begleitet von einer Sklavin, das abgelegene, bescheidene Landhaus auf, in welchem Mutter Kleito waltet, und dessen Stille nur manches Mal durch die erdröhnenden Trimeter ihres dichtenden Sohnes unterbrochen wird, wenn er, um ganz ungestört zu sein, in die ländliche Einsamkeit sich zurückzieht. Ich fand die gute Frau unter ihren Hühnern, Enten und Ferkelchen und sagte ihr, daß ich die Geschichte, wie ihr berühmter Sohn auf Salamis während der großen Seeschlacht von ihr geboren wurde, zu hören wünschte.

Herzlich erfreut und mit sittlichem Stolze sagte das Mütterchen:

‚Das ist eine Geschichte, Frau, welche sich sogar der große Themistokles von mir hat erzählen lassen!‘

Dann lud sie mich ein, auf einem Rasensitze mitten im Garten Platz zu nehmen, nachdem sie zuvor die Hühner und Tauben, welche auf demselben saßen, hinweggescheucht hatte.

‚O Kind,‘ sagte sie dann, ‚das war ein Tag des Grausens, als die Perserscharen hereinbrachen in unser heiliges Athen und alles niederbrannten und die Menschen an den Altären erwürgten und pechgetränkte Feuerpfeile vom Areshügel aus gegen die Akropolis warfen, bis alle Tempel droben in Flammen standen und ein ungeheurer

Rauch in schwarzen Wolken über das Meer flog. Aber während die Stadt verbrannte und alle Männer schwuren, sie wollten mit der Waffe in der Hand sterben unter den rauchenden Trümmern, und die Weiber dazwischen heulten und ein unermeßliches Wehklagen erscholl, weil Athen, das heilige Athen verbrannt, vertilgt sei von der Erde, da kam Themistokles daher, Themistokles, der Seeheld, und streckte die Hand aus gegen das Meer und gegen die Flotte und rief: Dort ist Athen! und trieb alles, was männlich war, auf die Schiffe. Und neben ihm stand der langbärtige Priester aus dem Erechtheustempel auf der Burg und verkündete, ein hochbedeutsames Wunder sei geschehen: die heilige Burgschlange sei von selbst aus dem brennenden Tempel verschwunden, zum Zeichen, daß die Stadtschirmerin Pallas Athene selber und alle Götter von hinnen gewichen, und daß des Atheners Vaterland in diesem Augenblicke nirgends sei, als auf der See, auf den Schiffen der Flotte des Themistokles.

Während nun die Männer alle auf die Schiffe gingen, war es ein Jammer zu sehen, wie sich die Weiber, die Kinder und die Greise durcheinander gewirrt in die Boote warfen, die da bereitstanden an der Küste und auch drunten an der Furt von Salamis, und von welchen viele umschlugen, weil sie die Menge der Flüchtenden nicht zu fassen vermochten.

Nicht einmal die Hunde wollten zurückbleiben in der verlassenen Stadt: sie stürzten sich ins Meer und schwammen neben den Schiffen ihrer Herren einher, solange sie konnten. Du mußt aber wissen, Kind, daß ich damals hochschwangeren Leibes war, und in diesem Zustande erreichte ich mit einem ganzen Schwarme glücklich das Gestade von Salamis, und dort schlugen in einer Felsgrotte am Ufer einige Frauen und Kinder, darunter ich, ihre Nachtherberge auf. Die Nacht war aber über die Maßen unruhig, denn es sammelten sich nächtlicherweile um Salamis alle Griechensegel, und es schollen die Zurufe unablässig von Schiff zu Schiff die ganze

Nacht hindurch, so daß es auch den Sorglosen unmöglich gewesen wäre, ein Auge zu schließen. Es war aber zufällig eben auch die Zeit des Jacchosfestes, an welchem das Bild des Gottes bei einbrechender Nacht von Ägina herüber nach Eleusis gebracht wird übers Meer, bei Fackelgeleucht, in großem Feierzuge, und Themistokles hatte nicht gewollt, daß man diese Feier des Schreckens halber unterlasse, und eben als die Griechen ihre Schiffe ordneten, kam das festlich geschmückte Fahrzeug mit den heiligen Bildern der Äakiden von Ägina herüber, und vom Fackelschein erglänzte die ganze Bucht, so daß alle Griechen auf den Schiffen noch mehr befeuert wurden, weil sie sahen, daß die Heimatgötter noch lebendig walteten. Und als nun der helle Morgen angebrochen war, und ich mich mit den andern Frauen ans Ufer hinausschleppte, da sah man schon die vereinten Schiffe der Hellenen kampfgerüstet dastehen im Morgenglanz, und der ganze Euripus wimmelte, und die große Perserflotte segelte langsam, unabsehbar von Phaleron herüber.

Mir aber vergingen die Sinne, ich mußte in die Grotte zurückkehren. Des Mutterleibes Not und Drangsal überwältigte mich. Und nun lag ich da, verlassen auf dem Lager von Seegras, denn die Frauen, welche die Nachtherberge mit mir geteilt hatten, liefen alle hinweg, und was da war von Weibern und Kindern auf Salamis, das wußten die Gatten und die Väter auf den Schiffen, und da standen sie denn alle dichtgedrängt auf dem hohen Ufer draußen und blickten nach den Fahrzeugen hinüber und rangen die Hände und flehten zu den Göttern. Jetzt hörte ich ein gellendes Trompetengeschmetter und einen Päan hört' ich singen von vielen tausend Stimmen — fernher klang es gedämpft bis an mein Schmerzenslager. Da war es, wie wenn ein fürchterlicher Orkan in einen dichten Ölbaumwald sich stürzt, und als ob tausend brechende Wipfel krachten — es war aber das Gekrach der Schiffe, die aneinander prallten und dazwischen scholl immer dumpf aus der Ferne das Kampfgeschrei der Unsrigen und der Barbaren. Wie lange

dies so gewährt — ich weiß es nicht, und die Schlacht kann ich dir nicht erzählen, Tochter, denn ich sah sie nicht, ich wand mich hilflos den langen Tag auf meinem Lager und lechzte nach Labung und sank verschmachtend zuletzt in einen Schlaf, der wohl mein letzter gewesen wäre. Da hört' ich plötzlich durch meinen todmatten Halbschlummer hindurch ein helles Jubelgeschrei der Weiber, und ich gewann mein Bewußtsein wieder und besann mich, daß ich auf Salamis liege. Aber es mischte sich mancher plötzlicher Jammerruf in das Jubelgeschrei, denn nicht bloß unzählige Schiffstrümmer wurden herangewälzt an das salaminische Gestad', sondern auch Leichen, unter welchen manche von den Frauen ihren Sohn oder Gatten erkannte. Aber auch viele von den im Kampfe Verwundeten und viele von der Mannschaft jener Schiffe, welche zertrümmert worden waren und welche dem Strande von Salamis näher waren als dem jenseitigen athenischen Ufer, retteten sich auf die Insel und brachten die Botschaft: der Perser ist geschlagen und flüchtet tödlich getroffen übers Meer und entweicht aus den rauchenden Trümmern Athens, und noch heute dürfen wir zurückkehren in die befreite Vaterstadt. — Nun denke dir aber, Kind, wie mir erst zumute ward, da unverhofft, als ob ihn die Götter selber hergeführt hätten, mein Gatte Mnesarchos, der unter jenen Gelandeten war, in die Grotte hineinstürzte mit dem Ausrufe: ‚Athen ist wieder frei, Athen ist wieder unser!' — Und so wollte er fortfahren mit freudigem Geschrei, aber nun stelle dir das Schauspiel vor, wie er mich plötzlich erblickte und neben mir das nackte, neugeborene, wimmernde Knäblein. Da konnte er gar nicht mehr sprechen, er faßte nur das Knäblein heftig und hob es auf seinen Arm und tanzte damit umher in seiner Sieges- und Vaterfreude, lief dann mit dem Kinde hinaus ans Meer und wusch es ab, und dann rannte er fort und brachte mir Wasser und anderes Labsal, so daß ich mich endlich, wiewohl langsam, erholte von der tödlichen Ermattung, in welche ich versunken war.

Den nächsten Tag wurde ein großes Siegesfest auf der Insel gefeiert. Bekränzte Jünglinge tanzten um die Trophäen, während der Perser abzog und heimflüchtete mit dem Reste seiner Scharen nach dem fernen Morgenlande. Da ging Mnesarchos mit dem neugeborenen Knäblein auf den Armen im festlichen Gedränge umher und zeigte es allen Griechen und erzählte, wie es zur Welt kam in der Stunde des Kampfes. Und als Themistokles selber hinzutrat und die Sache, wie sie war, vernahm, sagte er: ‚Gepriesen seien die athenischen Mütter, welche uns neue Bürger gebären noch während des Kampfes, zum Ersatz für jene, welche gefallen sind fürs Vaterland!‘ So sprach er und befahl, dem Mnesarchos hundert Drachmen auszuzahlen. Da ging es fröhlich her, und Mnesarchos nannte den Knaben Euripides, zum Gedächtnis dessen, daß er geboren ward am Siegestage im Euripus, in der Meeresfurt von Salamis!‘

So erzählte mir das ehrliche Mütterlein Kleito, genau so, wie ich es für Dich niedergeschrieben.“

Wenige Tage, nachdem das Schreiben Aspasias an Perikles abgesendet war, kamen Siegesnachrichten aus Samos und mit ihnen neue schriftliche Botschaft an Aspasia. Sie lautet:

„Du bist unvergleichlich, Aspasia, und immer ganz Du selbst. War es Zufall oder geheime Absicht, daß Du mir in Deinem Briefe von jenem Mütterchen und von Salamis erzähltest? Als mit der verlangten Verstärkung aus Athen Deine Zeilen an mich eintrafen, stand ich mit meiner Flotte der samischen bereits gegenüber. Ich las die Erzählung Deines Mütterchens, und, salaminischer Begeisterung voll, gab ich das Zeichen zum Angriff.

Wir siegten. Aber ich werde mich wohl hüten, Dir von der Schlacht eine Schilderung zu geben. Wie könnte es mir beifallen, jenem Bilde gegenüber, mit welchem Du mir so lebendig die Erinnerung an die Großtat von Salamis heraufbeschworen, mit meinem kleinen samischen Erfolge zu prahlen, durch welchen die Samierflotte unschädlich gemacht, der

Widerstand der Stadt selbst aber noch nicht gebrochen ist. Wir umlagern sie zu Wasser und zu Lande. Dieses Samos ist eine gewaltige Stadt und prächtig von Ansehen; aber ihr größter, altberühmter Tempel ist, wie Du weißt, der Ehegöttin Hera gewidmet, und in diesem Tempel werden ganze Herden jener Vögel gemästet, welche der Göttin heilig, uns beiden aber verhaßt geworden sind . . .

Auch Sophokles hat Dein Schreiben gelesen, mit großer Freude über die Erzählung des Mütterchens. Da er selbst unter den bekränzten Jünglingen und Knaben gewesen, welche beim Siegesfeste, von welchem das Mütterchen spricht, um die Trophäen tanzten, Äschylos aber unter den Kämpfern, so haben diese tragischen Poeten sämtlich ihren Teil an den Ehren von Salamis — den kleinsten freilich Dein Euripides, der sich eben nur geboren werden ließ.

Ich habe mich im übrigen auch nach dem Wesen des Euripides bei Sophokles erkundigt und ihn gefragt, was er von der Weiberfeindschaft desselben halte. Sophokles erwiderte mir, Euripides hasse die Weiber nur, weil er sie liebe. Denn wenn er sie nicht liebte und ihrer entraten könnte, so würde er sich nicht um sie kümmern, er würde von ihnen nicht reden, und es würde ihm gleichgültig sein, ob sie gut oder böse. Soweit Sophokles: ich denke also, der Ruhm, den Euripides von seinem Weiberhasse zu heilen, wird für Dich nur ein geringer sein."

Dies Schreiben des Perikles beantwortete Aspasia in folgender Weise:

„Du hast mit Deinem Siege vor Samos den Athenern Anlaß zu großem Jubel gegeben, in welchen ich im stillen von Herzen mit einstimmte; nur hast Du meinen Teil der Freude mir durch die Bescheidenheit verkümmert, mit welcher Du in Deinem Schreiben die Schilderung Deines Seegefechts mir vorenthältst. Ich bin im allgemeinen einverstanden, wenn Du Deine Blätter an mich nicht mit Staats- oder Kriegsangelegenheiten füllst und Dich auf das beschränkst, was Deine Person betrifft: aber man sagt, daß eben diese Schlacht

Dich in Deines Waltens und Wirkens Glanz gezeigt, daß Du persönlich das Schiff des feindlichen Feldherrn in den Grund gebohrt. Nicht um die Dinge ist es mir zu tun, sondern um Dich, um das helle Bild Deines Wesens, das mir daraus entgegentritt, so daß ich wie mit leiblichen Augen Dich schaue.

Der Bau des Parthenon nimmt seinen Fortgang mit einer fast unglaublichen Raschheit. Freilich, bei vollen Kassen ist gut bauen, wie Kallikrates zu sagen pflegt.

Vor einigen Tagen ereignete sich auf der Akropolis ein Unglücksfall, der Aufsehen erregte. Ein Arbeiter fiel vom Gerüst und wurde tödlich verletzt; und daß dies gerade an der Stelle geschah, welche Diopeithes als ‚unterweltliche' als eine Unglücksstelle in Verruf gebracht, hat die Gemüter und die Zungen der Abergläubischen zu Athen gewaltig erregt. Triumphierend weist der Erechtheuspriester auf seine erfüllte Prophezeiung hin und stellt weiteres Unheil in Aussicht, welches die Götter verhüten mögen.

Er blickt von der Schwelle seines alten Tempels noch immer finster und grollend auf den munteren Kallikrates herüber und wünscht ihm den Sonnenstich aufs Haupt. Aber die heißesten Pfeile Apollons prallen ab an der Stirn des Unermüdlichen. Pallas Athene hält ihren Schild über ihn. Er neckt den Gegner, wo er es vermag, und wenn die mißgünstigen Blicke desselben ihm allzu unbequem werden, so weiß er es so einzurichten, daß seine Leute eine Staubwolke in der Nähe des Erechtheions aufwirbeln, welche den Priester zwingt, sich augenreibend in das Innere des Heiligtums zurückzuziehen.

Jetzt ist sogar auch ein Maulesel in den Hader dieser beiden verflochten worden. Unter den Maultieren nämlich, welche nun schon einige Jahre lang beschäftigt sind, Tag für Tag den Abhang der Akropolis auf und nieder zu trotten, Gestein und andere Lasten auf die Höhe derselben zu schleppen, befand sich auch eines, das teils durch sein Alter, teils durch eine Verletzung, die es in seiner Berufs-

tätigkeit sich zuzog, untüchtig zur Arbeit wurde. Sein Treiber wollte es schonen und es im Stalle zurücklassen. Damit aber war das wackere Tier nicht zufrieden, und ließ sich selbst durch Schläge nicht abhalten, zu tun, was es gewohnt war seit so langer Zeit, und mit seinen Gefährten, wenn auch unbelastet, zur Akropolis hinauf und wieder hinab zu trotten. Und dies tut es nun getreulich Tag für Tag, und alle Welt kennt den ‚Maulesel des Kallikrates', wie man ihn nennt, da Kallikrates das unbrauchbar gewordene, aber noch immer dienstwillige Tier unter seinen besonderen Schutz nimmt. Da aber dieser Maulesel auf der Akropolis müßig geht und umherschlendernd zuweilen dem Tempelbezirke des Erechtheion zu nahe kommt, auch schon ein paarmal Miene gemacht hat, heilige Kräuter, welche dort gepflanzt werden, mit unheiliger Schnauze zu beschnuppern, so haßt Diopeithes diesen Getreuesten aller Arbeiter des Parthenon beinahe noch mehr als den Kallikrates selbst, und es ist nicht abzusehen, welche Verwicklungen aus dieser Sache noch hervorgehen werden.

Lebe wohl, mein Held, und denke nicht immer bloß an die Erzählung des Mütterchens, an Salamis und Themistokles, sondern auch an Deine Aspasia. Nicht Hera und nicht alle Pfaue von Samos sollten mich abhalten, zu eilen, wenn Du es wolltest."

Nicht lange nachher empfing Aspasia von Perikles folgende Zeilen:

„Du zürnst mir, daß ich Dir die Beschreibung meines Seegefechtes vorenthalte? Du willst nicht völlig drauf verzichten, mich vor Samos waltend und wirkend und handelnd zu schauen? An und für sich ist eine Seeschlacht vielleicht das sehenswerteste von allen Schauspielen, und ich gestehe, daß ich, so oft ich veranlaßt war, mich als Stratege auf der See mit einem Feinde zu messen, wie sehr auch mein Feldherrnamt mich in Anspruch nehmen mußte, doch immer einen Blick der Bewunderung übrig hatte für das Schöne und Gewaltige des Anblicks, den ein Anblick segelbeschwingter

Kolosse auf offener See gewährt. Dir hat das Mütterchen Kleito zum Glück nur die Nebenumstände der Schlacht von Salamis, nicht die Schlacht selber schildern können, und so will ich es nun doch wagen, Dir die Geschichte des Kampfes der Schiffe vor Samos kurz zu berichten: mit dem Bedeuten aber, daß diese Erzählung von kriegerischen Dingen die einzige sein soll, die Du während des Feldzuges mir entlockst.

Bei der Insel Tragia war ich der von Milet herkommenden Samierflotte begegnet. Meines Angriffs gewärtig, nahm sie sofort eine feste Kreisstellung ein, um mich zu hindern, das zu tun, worauf ich im Seekriege stets mein Hauptaugenmerk zu richten pflege: die feindlichen Schiffe in rascher unvermuteter Wendung von der Seite anzugreifen. Ich sandte einige kühne Segler aus, um diese Kreisstellung der Feinde umschwärmend zu verwirren, durch Scheinangriffe und verstellte Flucht hier und dort ein feindliches Fahrzeug aus seiner Reihe herauszulocken. Auch erhob sich ein ziemlich heftiger Wind, was ebenfalls dazu beitrug, bei wogender See den geschlossenen Kreis der Samierflotte zu lockern.

Unsere Flotte stand von Anfang an mit vorgestreckten, gegen die feindlichen Flanken zu gekrümmten Flügeln, bereit, jedes aus der feindlichen Linie sich vorwagende Schiff von der Seite zu fassen.

Indessen gelang es dem Samierfeldherrn, während sein Vordertreffen bereits in einen ziemlich heftigen Kampf sich verwickelte, aus dem rückwärts stehenden Teile des erschütterten und halb aufgelösten Kreises ein gerades Treffen zu bilden, mit welchem er plötzlich, während die Schiffe des Vordertreffens auf seinen Befehl sich zurückzogen, in geschlossener Ordnung hervorbrach.

Für einen Augenblick setzte der Anprall dieser geschlossenen Phalanx unsere vorderen Reihen in Verwirrung. Die bauchigen Fahrzeuge der Samier mit ihren rüsselförmig gestalteten Vorderteilen und den unzähligen, flink bewegten Rudern waren wie Ungetüme anzusehen, welche mit tausend

Füßen gegen uns herangekrochen kamen. Nur war dies Kriechen ein flügelschnelles, windbeschwingtes. Aber nach wenigen Augenblicken, während welcher auch ich die zerstreuten Segel in Eile ordnend zurückzog, stand unsere Phalanx der samischen ebenso geschlossen und ebenso ehern gegenüber.

Jetzt entbrannte der eigentliche Kampf in wilder Erbitterung. Mit hellem Geschrei aufeinander losgehend, bohrten sich gleichsam die Vorderreihen der Unsern und der Samier ungestüm ineinander, so daß jedes attische Fahrzeug nach zwei Seiten hin angriff, jedes feindliche nach zwei Seiten hin sich verteidigte. Glichen die Samierschiffe drohend vorgestreckten Schweinerüsseln, so waren die unsern Seeschlangen vergleichbar, welche zwischen jenen Rüsseln behend und mit tödlichen Bissen von links nach rechts und sich hindurchzuwinden verstanden. In der gedrängteren Ordnung aber begannen von Schiff zu Schiff die gewaltigen Kriegswerkzeuge zu spielen, die geschoßschleudernden Katapulte und Skorpione und die furchtbaren Delphine, lange Balken mit Erzblöcken an der Spitze, welche, emporgehoben über dem feindlichen Fahrzeug, in wohlberechnetem Niedersturz den Mast zertrümmerten oder das Verdeck durchschlugen und das wie mit ehernen Klammern festgehaltene Schiff zur Beute der Angreifer machten. Und während die Aufmerksamkeit eines feindlichen Fahrzeugs durch einen Hagel von Pfeilen, mit welchen sein Verdeck überschüttet wurde, in Anspruch genommen war, umschwärmten es verwegene leichte Boote in der Tiefe, deren Bemannung mit Beilen sein Ruderwerk zertrümmerte.

Und wie zuletzt Kiel an Kiel immer näher gedrängt stand und die hochragenden Borde der Unsern und der Feinde sich berührten, da bildeten die vereinigten Flächen der Verdecke bald ein Schlachtgefild, auf welchem die Schwerbewaffneten mit Lanze und Schwert, Mann gegen Mann, einander gegenüberstanden. Die Kühnsten ließen sich nicht abhalten, über den Bord in die Fahrzeuge ihrer nächsten Gegner zu

dringen. Einigen der Unsern gelang es hier und dort, die feindliche Bemannung niederzuhauen, den Trierarchen gefangenzunehmen, sich des Steuers zu bemächtigen und die wehrlosen Ruderknechte zu zwingen, das erbeutete Fahrzeug aus der samischen Linie heraus in die athenische hinüberzurudern.

Wie rühmlich auch in solchen Wagnissen heldenhafter Sinn sich bewährte, ich mißbilligte des persönlichen Mutes allzu eifriges Vordrängen, immer bedacht, im Seekampfe das Blut der Streiter soviel als möglich zu schonen und mehr die Schiffe als die Menschen gegeneinander kämpfen zu lassen. Warum sollen diese sich würgen, wo jene mit kühnen, raschen, gewandten Bewegungen die Entscheidung herbeizuführen imstande sind? Ich fuhr zwischen den Schiffen der Flotte hin und rief den Trierarchen zu, sie sollten mehr mit Schiffsschnäbeln und ehernen Balkenspitzen, als mit Schwert und Lanzen kämpfen und ihr Schiff nicht als Burg, sondern als Waffe betrachten. Sie verstanden mich, und da die Samier zahlreiche untüchtig gemachte Schiffe aus dem Treffen zogen, mit dem Reste aber näher zusammenrückten, so wurde es uns um so leichter, mit den Schiffen der vorgestreckten Flügel enternd gegen ihre Flanken anzurennen.

Jetzt war alles Augenmerk nur darauf gerichtet, die feindlichen Schiffe in den Grund zu bohren. Es war in der Tat ein Kampf der Schiffe selbst geworden. Neben der Wucht anrennender Schiffsschnäbel, neben der Kraft eherner Balkenspitzen am Schiffskiel bewährte sich in jenem Kampf auch die von mir selbst ersonnene Vorrichtung der „eisernen Hände“, die manches Samierfahrzeug faßten und festhielten in unlösbarer Umklammerung. Ins dumpfe Gedröhn aneinander prallender Schiffsbalken mischte sich das helle Geknatter zerbrechender Ruder, wenn in rascher, wohlberechneter Streiffahrt ein Fahrzeug, hart neben dem feindlichen hinsegelnd, das vorgestreckte Ruderwerk desselben zerbrach wie dürres Baumgeäst.

Die Samier schwankten, sie gerieten in Unordnung, aber

sie wichen nicht. Erzürnt über diesen Trotz, überdrüssig des langen Kampfes, wollte ich soeben den Befehl geben, einige Transportschiffe, mit Werg und Reisig beladen, anzuzünden und in die feindlichen Reihen zu senden, um den Rest der widerspenstigen Samierflotte zu verbrennen, als plötzlich eine gewaltige Steinlast gegen den Mast meines eigenen Schiffes flog. Der Mast wurde nicht getroffen, wohl aber der Steuermann, der sogleich mit zerschmettertem Haupte von seinem Sitz am Steuer herabsank. Im Niederrollen hatte der Steinblock auch noch das Steuer selbst mit allem, was in der Nähe lag, zermalmt. Der Stein war aus dem Feldherrnschiff der Samier geschleudert worden, woraus ich ersah, daß der Samierfeldherr sich gleichsam mir selbst persönlich zum Kampfe stellen wolle. Aber mit dem steuerlosen Schiff war Widerstand unmöglich. Rasch, und ohne daß der Feind es merken konnte, stieg ich vom Hinterteil des Schiffes auf einer Leiter in ein Boot hinab und warf mich von diesem aus mit beflügelter Hast in ein anderes Fahrzeug, die ‚Parthenos‘, und während das samische Feldherrnschiff über jene steuerlose Beute sich hermachte, um sie mit mir selbst, wie die Samier meinten, als Gefangenem an Bord hinter sich her fortzuziehen, fuhr ich pfeilschnell mit der ‚Parthenos‘ gegen die Seitenwand des Samiers heran, so daß er durchlöchert augenblicklich Wasser fing, und, seitwärts geneigt, unter den Wasserspiegel hinabsank. Der Samierfeldherr selbst war einer der wenigen, welche unter dem Pfeilregen der Unsern, die zugleich ein helles Siegesgeschrei erhoben, mit genauer Not sich schwimmend retteten. Jetzt erst wichen die Samier und der Sieg war unser.

Noch am Abend desselben Tages kam der samische Feldherr, Melissos, unter sicherem Geleite zu mir auf mein Schiff, um sich mit mir in Friedensverhandlungen einzulassen, stellte aber solche Bedingungen, daß man mich für besiegt hätte halten müssen, wenn ich sie angenommen hätte. Er erklärte, die Flotte der Samier sei zwar unterlegen, die Stadt aber bereit, eine lange Belagerung auszuhalten. Überdies sei

phönizische Hilfe im Anzug und Geldunterstützung sei angeboten worden von dem persischen Satrapen in Sardes. Melissos entwickelt bei der ganzen Unterredung eine Zähigkeit und einen Eigensinn, wie ihn nur ein Philosoph zu entwickeln imstande ist. Er ist von hoher Gestalt, schon ziemlich vorgerückten Alters, und seiner Stirn ist der Stempel des tiefsinnigen Denkers so sehr aufgeprägt, daß es mir fast unglaublich schien, in ihm den Mann vor mir zu sehen, der noch eben eine Flotte gegen mich befehligt, und den ich mit der Behendigkeit eines Jünglings die trümmervolle Flut hatte durchschwimmen sehen. Bald erblickte ich in ihm nur den in ganz Hellas mit Ruhm genannten Weisen aus der Schule des Parmenides. Ich weiß es selbst nicht mehr zu sagen, wie es kam, daß unser Gespräch sich allmählich und unmerklich in ein philosophisches verwandelte. Tatsache ist, daß er mir zuletzt mit großer Lebhaftigkeit auseinandersetzte, wenn etwas sei, so sei es ewig, das Ewige aber sei auch räumlich unbegrenzt, und das wahrhaft Seiende sei eins und unendlich und fasse alles in sich, denn wenn es zwei oder mehrere Unendlichkeiten gäbe, so müßten sie einander begrenzen, wären also nicht mehr unendlich und das All müsse ein in sich Gleichartiges sein, denn gäbe es wahrhaft Ungleichartiges, so bestünde nicht mehr eins, sondern vieles, vieles aber könne nicht bestehen, denn daß es bestehe, sei nur Schein, gelte nur für die sinnliche Wahrnehmung, nicht für die denkende Betrachtung des Geistes . . .

Als zufällig einige andere Strategen und Trierarchen herzutraten, welche mit großer Neugier dem Ergebnis unserer Friedensberatungen entgegensahen, jetzt aber hörten, daß der Samierfeldherr und ich über die Unbegrenztheit des All und über die Unendlichkeit des ungewordenen Seins sprachen, so blieben sie ganz verblüfft und fast mit offenem Munde stehen und wir selbst mußten lächeln, merkend, daß wir, die wir kurz vorher mit Schiffsschnäbeln und Todesgeschossen gegeneinander gewütet, jetzt in einen Wortwechsel solcher Art verwickelt waren. Denn da ich dergleichen Sätze, wie sie

Melissos vorbrachte, zu Athen aus dem Munde des Zenon oft gehört und diese eleatischen Streitfragen mich immer lebhaft für sich eingenommen hatten, so war ich dem Melissos die Antwort nicht schuldig geblieben, und unser Gespräch hatte in der Tat beinahe die Gestalt eines philosophischen Streites angenommen.

‚Wieviel besser wär' es,' sagte ich zu Melissos, als wir Abschied nahmen, indem ich ihm die Hand schüttelte, ‚wenn wir Hellenen alle, soweit unsere Sprache reicht auf Küsten und Inseln, da wir doch durch ein geistiges Streben verbunden sind, auch durch ein politisches Gemeinwesen im Laufe der Zeiten vereinigt würden!'

Ein Blitz schoß bei diesen meinen Worten aus den grauen Augen des finster blickenden Samiers.

‚Ohne Zweifel', sagte er mit bitter spöttischem Lächeln, ‚hoffst du, daß es **Athen** sein wird, das alle Hellenen in sein Gehege lockt und, wollend oder nicht, zu einem Gemeinwesen vereinigt?'

Ich verstand die Gefühle des für die Unabhängigkeit seiner Insel kämpfenden Mannes und ehrte sie.

Es ist nun einmal das Los aller wohlgemeinten Absichten und Gedanken, daß sie scheitern am Widerstreit kleinlicher Vorteile, welche doch eigentlich bestimmt sind, in den größeren aufzugehen. Es lohnt sich schlecht, den Gedanken eines großen Ganzen ins Herz zu fassen und dafür wirken zu wollen. Mahne ich die Hellenen zur Einigkeit, so wittern sie darin nur athenische Eroberungslust oder gar Absichten persönlichen Ehrgeizes. So fühlt man mit seinem besten Wollen und Wirken auf einen herkömmlichen, engsten Bereich sich zurückgetrieben und eingeschränkt. Hierdurch wird mir auf Augenblicke zuweilen alles äußere Tun und Streben nichtig, und ich flüchte mich dann in die reine Sphäre des Gedankens, wo der Geist sich tummeln mag in schrankenlosem Fluge. Wenn ich in stiller Nacht hinaustrete auf das Verdeck des regungslosen Fahrzeugs, über mir den sternbesäten Himmel — die Masten unbewegt aufragend und

über ihnen die ganze Unendlichkeit des Äthers ergossen — nichts vernehmlich als das träumerisch leise Plätschern der Meerflut am Kiel im Hauche des Nachtwinds — dann erinnere ich mich des Melissos und denke nicht mehr bloß, sondern empfinde seine unendliche Ureinheit alles Daseins . . .

Öfter, als Du es glauben magst, gedenke ich Deiner, der Freunde zu Athen und dessen, was unter ihren Händen dort der Vollendung entgegenreift. Jetzt, wo hier, wie es scheint, das Schwerste getan ist und eine vielleicht lange, unerquickliche Belagerung mich zu einem Stillstande verurteilt, welcher beinahe der Untätigkeit gleichkommt, darf ich meine Sehnsucht nach Athen vielleicht gestehen, ohne mich derselben zu schämen.

Das Mißgeschick, welches den Arbeiter bei dem Baue des Parthenons getroffen und welches Diopeithes in so boshafter Weise ausbeutet, ist mir sehr zu Herzen gegangen. Ich habe den Hippokrates ersuchen lassen, sich des Verunglückten, wenn er noch am Leben, anzunehmen, und wenn es uns glückt, ihn zu retten und den Diopeithes zu beschämen, so gelobe ich, der Pallas Hygieia zum Dank einen Altar auf der Akropolis errichten zu lassen.

Was aber das wackere Maultier des Kallikrates betrifft, so bin ich der Meinung, daß dasselbe als ein Geschöpf zu betrachten sei, welches durch seine Unverdrossenheit sich verdient gemacht um das Gemeinwesen der Athener, und um zu verhüten, daß die Mißgunst des Diopeithes ihm gefährlich werde, habe ich ihm die Vergünstigung erwirkt, zu naschen und zu grasen, wo es ihm beliebt, und alles, was es etwa von fremdem Eigentum sich aneignet oder schädigt, wird den Eigentümern ersetzt werden von Staats wegen."

Noch bevor Aspasia Gelegenheit gefunden hatte, dies Schreiben des Perikles zu erwidern, empfing sie neuerdings einige Zeilen von ihm, die Bestätigung des Unglücks enthaltend, welche das athenische Lager vor Samos betroffen, während Perikles der phönizischen Hilfsflotte entgegengezogen.

Nur mit wenigen Worten gedachte dieser Dinge Perikles in seinem Schreiben an Aspasia. Dann aber fuhr er fort: „Wirst Du es für möglich halten, daß unter Hellenen noch immer sich ereignen kann, was mir begegnete, als ich mich zu den Landsoldaten begab, welche die Belagerung der Stadt von der Landseite betreiben und welche unter dem Ausfalle der Samier ebenfalls nicht wenig gelitten hatten? Laute Wehklage scholl mir entgegen, als ich das Lager betrat. Den Priester des Heeres fand ich eben beschäftigt, dem rettenden Zeus ein Opfer zu bringen. In dem Kreise, welcher sich um den Altar und den Priester gebildet hatte, sah ich fünfzig gefangene Samier mit gebundenen Händen stehen. Ich fragte, was es mit diesen Leuten, die nicht anders als wie gebundene Opfertiere um den Altar standen, für eine Bewandtnis habe. Da erfuhr ich, der Seher, welcher von Staats wegen dem Heere beigegeben war, habe verkündet, es sei der Wille des rettenden Zeus, daß ihm die fünfzig samischen Gefangenen feierlich als Opfer geschlachtet würden. Und eben war man daran, den Ausspruch des Sehers zu vollziehen. Ich trat dem Priester und dem Seher entgegen, erklärte es vor dem gesamten Heere für eine Lüge, daß die Hellenengötter ein Menschenopfer wollen, und begnügte mich damit, die Stirnen der fünfzig Samier mit dem Mal eines Schweinerüssels in der Art samischer Schiffsvorderteile zu zeichnen, zur Wiedervergeltung für den Schimpf, welchen sie unsern Gefangenen kurz zuvor durch die eingebrannte Eule angetan.

Nun belagern wir aufs neue die Stadt, bestürmen sie von der Landseite mit Mauerbrechern und Wurfmaschinen.

Die Briefe, welche ich von Telesippe erhalte, sind voll von Klagen über den jungen Alkibiades."

Aspasia erwiderte die Nachrichten des Perikles wie folgt:

„Vieles und Gewichtiges, o teurer Perikles, haben Deine beiden letzten Briefe mir gebracht: Manches, wobei ich aufjubeln konnte vor Freude, und anderes wieder, das ein, wenn auch nur vorübergehendes Bangen um Dich über

meine Seele verbreiten mußte. Aber warum soll ich den Wechsel der äußeren Begebenheiten und Zufälle allzusehr beklagen, wenn in eben diesem Wechsel die Unveränderlichkeit Deines eigenen trauten Bildes mir nur um so schöner entgegentritt? Du hast mir, wie ich es gewünscht, unabsichtlich Dich selbst geschildert. Wie arm sind Worte, und wieviel feuriger würde ein Kuß, auf Deine Stirn gedrückt, Dir sagen, was ich empfinde! Mir schwindet der Tag, indem ich an Dich denke und die Lieder der Sappho zum Klange der Saiten meiner Laute singe.

Pheidias und die Seinigen sind unermüdlich. Versenkt in ihre Aufgabe und wie von einer dämonischen Macht ergriffen, hören sie nur mit halbem Ohr auf das, was außer ihrem Tun noch sonst in der Welt sich ereignet. Vergib ihnen, denn sie arbeiten ja doch auch für Dich und Deines Namens Ruhm in aller Folgezeit!

Von dem Knaben Alkibiades vernehme auch ich so manches; denn er fängt an, die Aufmerksamkeit der Athener auf sich zu ziehen. Es gibt viele, die sich in der Ringbahn, oder wo er sonst zu sehen ist, an ihn drängen. Aber er hält sich nur an den Sokrates, vielleicht weil dieser ihm nicht schmeichelt. Als er kürzlich in Begleitung des Pädagogen über die Straße ging und eine Wachtel, sein Lieblingstier, im Busen versteckt mit sich trug, drängte wieder sich viel Volks an ihn. Während er nun auf diese Leute zu achten gezwungen war, entfloh ihm die Wachtel aus dem Busen, und da der Knabe darüber in heftige Aufregung geriet, so machte das halbe Athen sich auf die Beine, um die Wachtel des Alkibiades wieder einzufangen. So sind die Athener! Indessen wenn sie den Knaben Alkibiades verhätscheln, so geschieht es zum Teil auch darum, weil er der Mündel des Perikles, des großen Perikles, der nach dem Siege bei Tagria wieder mehr als je der Held des Tages ist.

Nur Diopeithes feindet insgeheim Dich an, und die Schwester des Kimon, und Dein Weib Telesippe. Auf ihrer Seite stehen die altväterischen Gesellen mit den wollebefransten

Röcken, dem überm Scheitel zusammengebundenen Haarschopf, die eitlen, alten Marathonsschläger und eichenklötzigen Griesgrame, und die Spartergecken, welche langes Haar tragen, turnen, hungern, sich niemals waschen, mit dem Knotenstock auf den Steinen der Straße rasseln, auch manche von den weisheitgespreizten Grüblern und Silbenstechern, welche barfuß und in durchlöchertem Mantel laufen, aber die Brauen hinaufziehen, die Nase in den ungekämmten Hängebart versenken und das Kinn in der würdevoll darunter aufgebauschten Haut wie in einem Sacke tragen. Alle diese Leute denken in deiner Abwesenheit, wie man zu sagen pflegt, ‚unbewachten Wein zu lesen‘.

Theodota fährt, wie ich höre, fort, zu schwören, der Schwertfisch Perikles werde noch in ihrem Netze zappeln. Geheime Fäden scheinen noch immer zwischen diesem Weibe und unsern Feinden gesponnen. Elpinike läuft sich die Zehen wund, um ihre Freunde und Freundinnen gegen mich aufzuhetzen. Von ihr und Deinem Weibe werde ich offen verfolgt; sie sehen, daß ich wehrlos und schutzlos dastehe und halten mich für eine leichte, sichere Beute.

Euripides scheint das, was Dein Gefährte Sophokles von ihm sagte, Lügen strafen zu wollen. Ich sehe ihn immer nur ernst, finster, mürrisch. Doch machte er mich in Gegenwart des Sokrates zum Vertrauten seines Ehegeschicks. Er gab mir eine Schilderung des Wesens seiner Gattin, eine Schilderung, die ich Dir nicht zu wiederholen brauche, denn jene Angetraute des tragischen Poeten ist das getreue Spiegelbild von Frau Telesippe. Nun aber höre, welchen Entschluß der Poet kundgab, um sich von dieser unerträglichen Gesellschaft zu befreien. Er gedenkt das Weib fortzuschicken und einen besseren, dem Bedürfnisse seines Herzens entsprechenden Bund zu schließen. — Teurer Held Perikles, was sagst Du zu solch mannhaftem Entschlusse des Poeten?“

Nach einiger Zeit schrieb Perikles an Aspasia:

„Ich weiß nicht, ob ich das Lob des Edelmutes verdiene, das Du mir spendest. Ich bin des bitteren Unmuts

voll gegen diese starrköpfigen Samier und werde sie, wenn die Zeit dazu gekommen, ihren Trotz empfindlich büßen lassen.

In den Tagen des Stillstandes und der Ungeduld ist mir der edle, heitere Sophokles ein doppelt erwünschter Genosse, der auch sonst als Mitstratege sich trefflich bewährt. Immer ist er aufs beste zu verwenden, insonderheit zu friedlichen Sendungen. Als Vermittler und Unterhändler wirkt er allenthalben so, als ob ein Zauber ihm zu Gebot stünde, was mich nicht wundert, denn so ganz anmutig ist sein Wesen, daß er ohne Einschränkung von allen geliebt wird. Er steht mir getreulich zur Seite, um der Verwilderung der Gemüter entgegenzuarbeiten, welche bei längerer Dauer des Krieges so leicht im Kriegsvolke sich einschleicht. Da gilt es bald die Gesetze der Menschlichkeit aufrecht zu halten, bald ein ärgerliches Vorurteil zu zerstreuen. Du weißt, wieviel in diesem Sinne selbst bei unserm Athenervolke noch zu tun ist.

Wenn ein Gewitter losbricht und ein Blitz uns mitten ins Lager fällt oder der Steuermann meines Schiffes bei eintretender Sonnenfinsternis den Kopf verliert, so muß ich alles, was ich über natürliche Entstehung solcher Erscheinungen von Anaxagoras weiß, aus meinem Gedächtnisse hervorholen, um die Erschreckten zu beruhigen.

Doch ich erzähle Dir, wie ich beflissen bin, die Vorurteile anderer auszurotten, und vergesse, daß Du mir zuweilen schuld gibst, selbst noch solchen zu fröhnen. Du fragst den Gemahl Telesippens, was er sage zur mannhaften Entschließung des Euripides? — Ich werde Dir mündlich Rede stehen, wenn ich heimgekehrt bin nach Athen."

So schrieb Perikles.

Neun Monate lang widerstand die trotzige Inselstadt, und noch manches Blatt ging zwischen Samos und Athen, zwischen Perikles und Aspasia mit neuer Kunde hin und her.

Endlich meldete der Athener Feldherr seiner milesischen Freundin:

„Samos ist erstürmt, der Trotz des Melissos gebrochen, der Friede geschlossen. Die Samier liefern ihre Schiffe aus und schleifen ihre Mauern.

Dennoch ist es mir nicht möglich, sofort nach Athen zurückzukehren. Ich muß vorher nach dem nahen Milet unter Segel gehen, wo manches zu ordnen ist.

Nur kurz ist dieser Aufschub, und wir werden binnen wenigen Wochen uns wiederfinden.

Auf der Flotte herrscht Jubel, und die Trierarchen erfreuen sich des Sieges zum Teil in Gesellschaft ihrer Freundinnen, deren einige schon während der langwierigen Belagerung von Athen nach Samos herübergekommen. Diese Schönen haben gelobt, nach der Eroberung von Samos in der Stadt des berühmten Heratempels auf ihre Kosten nun auch der Liebesgöttin einen Tempel zu bauen. Sie scheinen entschlossen, dieses Gelöbnis wirklich auszuführen. Vor wenigen Tagen ist auch Theodota hier eingetroffen auf den Wunsch ihres Freundes Hipponikos, welcher ebensowohl Patriot als Lebemann ist und sich auf dem Schiffe, dessen Trierarchie ihm zufiel, nicht durch einen andern vertreten ließ, sondern den Seezug persönlich mitmachte.

Lebe wohl! Zu Milet, in Deiner Vaterstadt, werde ich unablässig Deiner gedenken!“

Als Aspasia das Schreiben des Perikles gelesen hatte, wurde sie nachdenklich.

Dann faßte sie einen raschen Entschluß.

Einen Tag später sah man sie reisefertig mit einer Dienerin sich in den Piräus begeben und ein Fahrzeug besteigen, welches im Begriff stand, aus dem Hafen Athens nach der ionischen Küste zu segeln.

---

12. Ionischer Honigmond.

Von Samos herüber hatte Perikles mit zweien seiner Trieren die kurze Fahrt nach Milet gemacht.

Der Trierarch des zweiten Schiffes war kein anderer als Hipponikos. Dieser hatte es sich von Perikles erbeten, ihn nach Milet begleiten zu dürfen. Im Geleite des Hipponikos aber war die schöne Theodota.

So rückte die reizende Tänzerin wieder bedrohlich in den Gesichtskreis des Perikles.

Die Milesier empfingen den athenischen Strategen mit Jubel. Mit rauschenden Festen feierten sie seine Ankunft, und mit einem goldenen Lorbeerkranze ehrten sie den Sieger von Samos.

Perikles fühlte wie von einem schwülen Hauche sich angeweht, seit er Kleinasiens Küste betreten. War es doch das Land der Dianenbilder mit den tausend Brüsten, was er betrat, mit den Riesentempeln, welche hellenische Formen mit der ins Kolossale, Ungeheuerliche sich verlierenden Weise des Morgenlandes vereinigten, das Land der Aphrodite-Priesterinnen, welche sich preisgaben, das Land der weichlichen, weibischen Tonweisen, das Land der Göttermutter, deren Festreigen auf dem Tmolos orgiastischen Taumel bis zur mystischen Raserei des Orients beflügelte, das Land auch ihres Pflegesohnes, des Freudengottes Dionysos, der schon durch sein Wesen und äußeres Ansehen, zart und weichlich von Gestalt, und doch von Mut und Feuer, weichgelockt, und des Haares üppigen Reichtum gekrönt durch eine lydische Mitra, in buntfarbigen weiten Gewändern, als Kleinasiens echten Sohn sich erwies.

Und wenn irgendwo an den ionischen Küsten Asias, so wehte dieser schwüle Hauch, den der Athener Perikles empfand, in den Straßen des reichen, prächtigen, rosenberühmten Milet. Hier hörte man von den Persern und von den Satrapen zu Sardes reden wie zu Athen etwa von

den Megarern oder Korinthern. Man sah Perser und andere Morgenländer auch wandeln in den Straßen. Reich und bunt wie das Gefieder morgenländischer Vögel und doch geschmackvoll erschien die Kleidung der Männer von Milet und ihrer reizvoll üppigen Frauen. Gewandungen erblickte hier der Athener, welche den Persern, andere, welche den Ägyptern entlehnt waren; er sah sie von allen Farben: purpurn, krokosgelb, meerblau, er sah sie von der Farbe der Veilchen und der Hyazinthen, er sah sie sogar in grellen Feuerfarben. Er sah die Milesier umhüllt mit den Geweben Persiens, behängt mit den Edelsteinen Indiens, von den Salben Syriens triefend.

Perikles und Hipponikos genossen während ihres Aufenthalts zu Milet die Gastfreundschaft des reichsten und angesehensten Bürgers, des Artemidoros. Dieser führte sie auf sein prächtiges Landgut in der Nähe der Stadt. Unfern diesem ländlichen Sitze stand ein Myrtenhain, von welchem die Sage ging, daß in seinem von süßen Vogelstimmen durchtönten Dämmerschatten zuweilen die Göttin Aphrodite in leibhafter Gestalt sich zeige.

In den Gemächern des Artemidoros herrschte die Pracht des Morgenlandes. Mit bunten, persischen Geweben prunkten die Wände und das Gerät wie die Leiber. Es flimmerte von Gold, es blinkte von Elfenbein, es duftete von Sandelholz. Eine Schar von schönen Sklavinnen schwärmte im Hause umher. Es gab auch welche unter ihnen, von den Gestaden des Kaspischen Meeres stammend, blendend weiß im Gesicht wie die Marmorbilder, andere braun wie die Erzfiguren im Hause des Artemidoros, und noch andere glänzend schwarz, wie die mit Gold eingelegten Ebenholztische in seinen Gemächern. Mit Bildwerken und Gemälden war das Haus des Artemidoros reich geschmückt. Es fehlte nichts, was das Gemüt eines asiatischen Griechen in der Vaterstadt Aspasias befriedigen konnte.

„Ihr andern Griechen nennt unser Jonien eine Brutstätte der Üppigkeit,“ sagte Artemidoros zu seinen Gästen,

als er sie an köstlicher Tafel bewirtete, „und wie ich vernehme, sollen in der Tat unsere schönen Milesierinnen der Tugend athenischer Männer noch gefährlicher sein, als die galanten Milesier den athenischen Frauen . . .“

Perikles lächelte.

„Vergeßt nicht,“ fuhr Artemidoros fort, „daß unser Jonien nicht bloß die Bruttstätte der Üppigkeit, sondern auch der Poesie, ja sogar der Weisheit ist, da wir euch andern Hellenen neben schönen Frauen auch den Thales, den Herodotos, und, wenn wir uns nicht zuviel anmaßen, auch den Homeros gegeben.“

„Wer zweifelt daran,“ erwiderte Perikles, „daß des Hellenengeistes kräftige Blüte nie und nirgend erschlafft, selbst nicht in der Schwüle des Rosenlagers der Freude?“

„Sage, daß sie nirgends glänzender sich entfaltet als eben da!“ rief Artemidoros. „Es gibt keinen Fortschritt der Menschen und Völker ohne das, was die Zeloten Üppigkeit nennen.“

Am Abende des zweiten Tages führte Artemidoros seine Gäste in jenen Myrtenhain, welcher an sein prunkendes Landhaus grenzte und welchen er selbst in der Art eines Lustgartens mannigfach hatte ausschmücken lassen. Die schöne Theodota war als Freundin und Begleiterin des Hipponikos von dem geschmeidigen Artemidoros mit eingeladen worden. Sie erschöpfte die Macht ihrer dunklen Augen, um den Freund Aspasias zu entflammen.

Im Geleite ihres Wirtes durchwandelten Perikles, Hipponikos und Theodota die reizende Wildnis blühender Myrten. Da der weitgedehnte Hain sich über eine sanfte Anhöhe hin erstreckte, so hatte man an manchen Stellen, wo der Grund von Bäumen entblößt war, einen herrlichen Ausblick auf die Stadt, auf das blaue Meer und die Inseln, die wie zum Schutze vor den vier Häfen von Milet lagen. An solchen Stellen ließ der reiche Artemidoros durch die Sklaven, die seinen Schritten folgten, morgenländische Teppiche ausbreiten oder ein Purpurzelt aufschlagen, um da zu

rasten, Erfrischungen zu nehmen oder dem weichen Klange lydischer Flöten zu lauschen, welche auf des Artemidoros Geheiß mit den Nachtigallen im Haine wetteiferten, das Ohr zu ergötzen.

Die Sklaven und Sklavinnen des Artemidoros bevölkerten den Wald als Silene, die hier und dort den Lustwandelnden aus Weinschläuchen volle Becher kredenzten, und als Heben, die ein Gleiches taten, wie auch als Nymphen, die aus Füllhörnern Blumen und würzige Früchte darboten. Drei der schönsten unter den letzteren schlangen auf einem freien Rasenplatze einen reizvollen Reigen, wozu die asiatische, bei den Kybelefesten gebräuchliche Handpauke in lärmender Weise geschlagen wurde, so daß der Sinne sich eine Art von Verwirrung und Trunkenheit bemächtigte.

Ein kleiner See in der Mitte des Haines war bevölkert mit allen Gestalten der hellenischen Meeresfabel. Fischgeschwänzte Meerweiber erblickte man, die sich mit Schilf bekränzten, und Sirenen, auf Felsen gelagert, und diese sangen im Wettkampfe mit Tritonen, welche auf Muscheln bliesen, leise, verlockende Lieder. Auch der prophetische, gestaltenwechselnde Meergreis Proteus fehlte nicht, welcher allen weissagte, die es verlangten. Auch Perikles trat zu ihm und wünschte einen Schicksalsspruch von ihm zu vernehmen.

„Ich will, wenn es nötig ist, nicht versäumen, dich festzuhalten,“ sagte er scherzend, „wie es Brauch ist bei denjenigen, welche dich fragen, damit du nicht in immer neuen Verwandlungen dem Frager entschlüpfest.“

Willig stand der Meergreis dem Perikles Rede und erteilte ihm folgenden Orakelspruch:

„Dort, wo die Nachtigall nistet, am üppigsten duftet die Rose,
Schlagen in Bande für dich günstige Götter das Glück!
Halt' es fest nur, o Held, mit der tapferen Faust, wie du mich hältst!
So nur gehalten entschlüpft nimmer das Flüchtige dir.“

Perikles verstand nicht, was der Meergreis sagen wollte. Als er nach der Unterredung mit ihm nach seinen Gefährten sich umsah, waren dieselben verschwunden. Er ging also allein eine Strecke weiter fort. Die Vögel, welche von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum hüpften und dabei ihre schmelzendsten Lieder anstimmten, lockten ihn immer tiefer in den Wald hinein. Aber auch Elstern, Stare, Papageien saßen hier und da in den Zweigen, welche den Perikles mit „Sei gegrüßt!“ und „Freue dich!“ und „Komm nur, komm!“ und andern verwunderlichen Reden ansprachen und neckten. Schwatzend hüpften sie so immerfort neben dem Lustwandelnden einher. Bald aber glaubte Perikles statt der einzelnen Vögel einen ganzen Chor von Nachtigallen in einiger Entfernung zu vernehmen. Zugleich drang ein starker Rosenduft, wie von den Lüften aus der Ferne hergetragen, zu ihm: er mußte von einem großen blühenden Rosengehege kommen. Und seltsamerweise schien in dies Rosengedüft sich das Arom indischer Salben zu mischen. Halb unwillkürlich setzte Perikles seinen Weg in der Richtung fort, von welcher der Rosenduft und der schmetternde Gesang der Nachtigallen kam. Er tat es absichtslos und an die Weissagung des Meergreises dachte er nicht mehr. Hier und da sah er in der Dämmerung des Haines aus der Ferne etwas Hellfarbiges durch die Zweige schimmern. Die Vögel, welche dem Lustwandelnden, von Zweig zu Zweig hüpfend, singend, gleichsam das Geleite gaben, verstummten jetzt und schienen mit schalkhaften Augen auf ihn herabzublicken. Und statt ihres Gesanges erklang hier und da in den Wipfeln der Bäume ein stärkeres Flügelrauschen, und Laute, die einem leisen Kichern ähnlich waren, wie von flatternden und den Wanderer neckenden Liebesgöttern . . .

Nun erblickte Perikles das üppige Rosengehege selbst, dessen Düfte zuvor schon aus der Ferne ihm berauschend zugeströmt waren. Zwischen den Zweigen des Geheges aber sah er nun deutlicher jenes Geheimnisvolle schimmern, wie von Purpur und Gold und blendend weißer Gewandung.

Er näherte sich, und es war ihm möglich, eben von der Seite, von welcher er kam, den Blick tiefer in die Laube dringen zu lassen. Inmitten dieser üppigen Rosenpracht nun sah er die reizendste Szene vor seinen Augen verwirklicht.

Umgeben von einer Schar holder Knaben, welche purpurn gekleidet und mit goldenen Flügeln an den Schultern ausgestattet waren, auch goldene Pfeile in silbernen Köchern an der Seite trugen, stand eine Frauengestalt in weiß schimmerndem Gewande, mit goldenem Gürtel um die Mitte des Leibes und von Rosenkränzen umschlungen. Das Antlitz der Schönen war Perikles nicht imstande, deutlich zu erblicken, denn eben, während er sich näherte, waren die kleinen Liebesgötter mit dem übermütigsten Eifer beschäftigt, das Haupt, die Brust und den ganzen Leib des Weibes immer dichter mit Rosenketten zu umflechten, so daß es darunter fast verschwand. Perikles dachte an die Sage, die sein milesischer Gastfreund ihm mitgeteilt hatte, daß in diesem Haine die Göttin Aphrodite zuweilen leibhaft erscheine, und er war nicht abgeneigt, jene unter Rosen fast begrabene Schöne für eine Göttin zu nehmen.

Nachdem die goldgeflügelten Knaben die schlanke Frauengestalt ganz mit den Rosenketten umwunden hatten, zogen sie dieselbe an eben diesen Ketten nieder auf ein Blumenlager, banden scherzend die Enden der Kränze an Stämmen und Gezweig der Sträucher fest und überstreuten dann die Gefesselte, in fröhlichen Sprüngen um sie tanzend, noch immer mit Rosen, die sie von den schwer belastet niederhängenden Zweigen des dichten Geheges brachen.

Beim Anblick des Fremden sprangen die kleinen Eroten insgesamt lächelnd davon und ließen die Gefesselte allein. Perikles trat in die Laube. Jetzt erklang aus dem Blumengrabe hervor die Bitte der Gefangenen an den fremden Ankömmling, sie zu befreien.

Perikles zerriß eine der Rosenketten, schob die Rosen beiseite, welche Haupt und Angesicht des Weibes verdeckten, und seinem Blicke begegneten die strahlenden Augen A s p a s i a s ...

Das Gefühl des ersten Moments bei diesem Anblick war im Herzen des Perikles das der schrankenlosen Freude. Im nächsten Augenblicke aber machte das Erstaunen sich geltend, das eine Überraschung dieser Art in ihm hervorrufen mußte. Und schon schwebte eine bedenkliche Frage nach den Umständen, durch welche ein so unerwartetes Wiedersehen möglich geworden, auf seinen Lippen.

Aber nun erhob sich Aspasia, die Rosenfesseln um sich her abschüttelnd, und sagte mit dem süß betörenden Klange ihrer Silberstimme:

„Wisse, teurer Perikles, daß auch ich, wie Sokrates, meinen Dämon habe, der in entscheidenden Augenblicken mir zuflüstert, nicht bloß, was ich lassen, sondern auch, was ich tun soll. Dieser Dämon nun hat, als dein letztes Schreiben aus Samos an mich gelangt war, jenes Schreiben mit der Kunde des geschlossenen Friedens, der Ankunft Theodotas in Samos und deiner bevorstehenden Reise nach Milet sich augenblicklich in mir vernehmen lassen und mir geboten, unverweilt ein Schiff zu besteigen, um in Samos oder, wenn du dort nicht mehr zu finden wärest, in Milet dich aufzusuchen. Vielleicht wollte der Dämon mir das schönste Doppelglück bescheren, Milet nicht ohne dich, und dich nur in Milet wiederzusehen. Ich kam nach Milet, ich wendete mich an deinen Gastfreund Artemidoros, ich hörte von Überraschungen, welche dir die schöne Theodota auf eigenen wie fremden Antrieb in diesem aphrodisischen Haine bereiten wollte. Ich hörte von den Vorbereitungen, welche unter dem Beistande des großmütigen Artemidoros bereits gemacht waren, aber ich fand für gut, im geheimen Einverständnisse mit eben demselben Artemidoros, die Rolle der Überraschenden, welche Theodota spielen wollte, auf dieser Bühne selbst zu übernehmen. Dem Artemidoros also hast du es zuzuschreiben, wenn nicht Theodota, sondern mich die Liebesgötter an dieser Stätte dir gebunden überlieferten.“

„Für mich“, erwiderte Perikles, „hast du die Sage vom

Erscheinen der Liebesgöttin in diesem Haine wahr gemacht; für mich bist du die Göttin der Liebe, die Göttin des Glücks, und vor allem, erlaube mir dies hinzuzufügen, die Göttin der Überraschungen . . ."

„Gibt es ein Glück ohne Überraschungen?" rief Aspasia.

Ein trauliches Gespräch vereinte die beiden noch eine geraume Zeit an jener lieblichen Stelle. Sie hatten, wie alle Liebenden, nach langer Trennung in vielfach abschweifender Rede sich tausend Dinge zu sagen.

Als aber Küsse die Worte zu verdrängen drohten und die Dämmerung einbrach, da sprangen plötzlich wieder jene Liebesgötter aus den Büschen hervor und machten Miene, mit den neuen Kränzen, welche sie inzwischen geflochten hatten, nun auch den Perikles umschlingend zu fesseln.

„Hüte dich vor diesen Kleinen!" sagte Aspasia. „Es ist Zeit, aufzubrechen und für heute Abschied zu nehmen. Dein Weg ist weit, kürzer der meine; denn zur Wohnung ist von Artemidoros mir jenes kleine reizende Gartenhaus eingeräumt, das wenige Schritte von hier entfernt und nur durch das dichte Myrtengebüsch von hieraus vor unsern Blicken zur Hälfte versteckt ist. Dahin will ich mich begeben. Du aber, mein teurer Perikles, kehre zurück zu Artemidoros, zu deinem Freunde Hipponikos und zur schönen Theodota, der feueräugigen Korintherin!"

Bei diesen Worten Aspasias brachen die Liebesgötter in ein helles, fröhliches Gelächter aus, ihre Ketten um den Perikles noch dichter schlingend, und dieser stimmte ein in ihr Gelächter und zuletzt Aspasia selbst; die Liebesgötter aber verflochten sich und Perikles und Aspasia zu einer lachenden Gruppe, die sich, rosengefesselt und von den kleinen Genien fortgezogen, verlor zwischen den Myrten- und Rosengebüschen, während es nächtlich still geworden war im verödeten Haine und nur noch die Nachtigallen sangen und die Rosen dufteten.

Und Perikles fand ein süßeres Glück bei Aspasia, als er es gefunden hätte bei der feueräugigen Korintherin.

Denn nicht der Moment, in welchem ein feurig liebend Paar zum erstenmal sich in schrankenloser Wonne begegnet, ist der süßeste des Liebelebens; derjenige ist es, in welchem es nach langer Trennung, nach langer Entbehrung sich wiederfindet. Der Flamme des grünen Holzes gleicht die Lust der allerersten Umarmung, nicht ohne trübenden Rauch und ohne heftiges Knistern; den sich Wiederfindenden aber lodert die Freudenlohe hoch und hell und ungetrübt empor.

Als am Morgen nach jener Nacht Perikles und Aspasia aus dem Gartenhause des Artemidoros Hand in Hand heraustraten in den taufunkelnden Gartenhain, da glichen sie selbst zwei herrlichen Menschenblüten, vom funkelnden Taue morgenfrisch benetzt. Und so wenig die süße Tonkunst in den Kehlen der Vögel oder die verschwenderisch ausströmende Würze des Duftes in den schwellenden Rosenkelchen sich erschöpft hatte, so wenig hatte die Liebe sich erschöpft in den Herzen dieser beiden.

Sie bestiegen eine der kleinen Anhöhen, von welchen man einen freien Ausblick hatte auf Stadt und See und Strand, auf das Gefild des Mäander mit Palmen, Rosenlorbeer und Keuschlamm an seinen gewundenen Ufern und den blauen Latmos in der Ferne und den See Biblis, aus dessen Schilfe buntbefiederte Wasservögel aufflatterten. Perikles aber ließ seine Blicke über die Zinnen der Stadt hinschweifen, ließ sie einen Augenblick ruhen auf den stolzen athenischen Trieren, die im Hafen lagen, und dann weiter dringen in die Meeresferne hinaus, wo Samos lag, in Nebelduft gehüllt, die Stätte, an welcher er ein Jahr seines Lebens in männlichem Bemühen dem Vaterlande geopfert. Dann wieder zurückkehrend mit den Blicken zur schön gebauten Stadt, rühmte er die heitere stattliche Pracht ihres Ansehens, den aufgeweckten, lebensfreudigen Geist ihrer Bewohner.

„Noch ist Milet stattlich und ihre Bewohner lebensfroh," erwiderte Aspasia. „Aber die Patrioten gedenken der Zeit, wo Milet die Beherrscherin dieser Meere, wo es nicht bloß reich und üppig, sondern auch mächtig und unabhängig

war, wo es seine Kolonien aussandte bis an die fernen Küsten des Pontos. Diese Zeit ist dahin: Milet ist nicht mehr unabhängig und muß sich beugen vor dem mächtig aufgeblühten Athen."

„Du sprichst diese Worte fast mit Bitterkeit," erwiderte Perikles lächelnd, „aber bedenke, daß, wenn Milet nicht athenisch wäre, es persisch wäre. Nicht der stammverwandte Hellene hat eure Macht gebrochen, sondern der Perser, als er diese Küsten verheerend überschwemmte. Und hätten nicht die Athener drüben bei Salamis und Marathon gekämpft, ein persischer Satrap herrschte jetzt zu Milet so gut wie in Sardes. Zürne nicht der Athener Flotte, welche schirmend ihren Arm über diese Gestade hält!"

„So muß ich also," sagte Aspasia, „statt dem Athener zu grollen, dankend seine Stirne küssen?"

Damit drückte sie einen Kuß auf die Stirn des Perikles, und dieser versetzte: „Deine goldbeflügelten Liebesgötter haben gestern dies Milet gerächt an dem Führer der mächtigen Athener Flotte."

„Laß dich's nicht gereuen," sagte Aspasia, „diesem milesischen Strande eine Woche deines tatenreichen Lebens zu weihen. Ehre die Stätte, welche nicht bloß als die Heimat der üppigsten Rosen und der zartesten Wolle der Welt, sondern auch als die der schönsten Märchen berühmt ist. Oder wäre zärtlichen Herzen etwas Teureres ersonnen worden, als unsere milesische Liebesfabel von Eros und Psyche?"

„Du hast recht," erwiderte Perikles; „aber", fuhr er schalkhaft lächelnd fort, „soviel ich weiß, ist unter diesem Himmelsstrich auch die Fabel der ‚Witwe von Ephesos', wenn es eine Fabel ist, ersonnen worden . . ."

„Deren Sinn," fiel ihm Aspasia ins Wort, „dem gewöhnlichen Verständnis zufolge darin liegt, daß die Frauen wortbrüchig, wankelmütig, treulos sind? Aber eine schlechte Fabel ist die, welche nicht mehr als einen Sinn zuläßt, nicht mehr als eine Wahrheit in sich schließt. Erlaube

mir, daß ich die ephesische Witwe in Schutz nehme. Sie wurde nur dem toten Gatten ungetreu. Die Liebe hängt so sehr mit dem Leben zusammen, daß eine Liebe und eine Treue über das Grab hinaus, ein Leben, das sich mit einem Leichnam zusammenkoppeln läßt, ein Unding ist. Die blutlosen Schatten des Hades dürfen sich nicht vom Blute der Lebendigen nähren."

So unterhielten sich in heiterem Gespräche die beiden. Dann kam Artemidoros und machte Aspasia scherzhafte Vorwürfe, daß sie ihm den Gast entwendet, und nachdem er beide auf einen Imbiß zu sich geladen, führte er sie auf zierlichem, mit weißen Rossen bespanntem Wagen zum weitberühmten Tempel des Apollon, welcher in einiger Entfernung von der Stadt gelegen war, und zum Tempelgehege der Kypria an des Seeufers flachem Gelände, von zartsprossendem Rohr umgrünt und von gelben Halkyonen umflattert. Die schöne Meeresküste fuhren sie entlang, und auf dem Rückwege bestiegen sie eine Barke, um über die samtweiche, tiefblaue Welle sich hinüberrudern zu lassen nach einer reichbebüschten Insel, welche die begleitenden Sklaven des Artemidoros sogleich wieder zu einem kleinen Paradiese umgestalteten, bunte, weiche Teppiche ausbreitend, und jede Art von köstlicher Labe bietend. In solcher Art verging der Tag so rasch, als die Nacht vergangen war, und wieder gehörten die beiden sich selbst an in der von Nachtigallen umtönten Einsamkeit ihres Gartenhaines.

Artemidoros hatte Aspasia seinen Gast nun völlig abgetreten und seiner Verehrung des Perikles nicht bloß, sondern auch der verschwenderischen Großmut, welche ihm eigen war, gereichte es zur Genugtuung, die schöne Landsmännin mit all den äußeren Behelfen auszustatten, deren sie bedürfen konnte, um ihrem Freunde die idyllische Einsamkeit des Myrtenhains mit dem wechselnden Zauber einer unerschöpflich erfindsamen Liebe zu würzen.

Und Aspasia machte nicht weniger Gebrauch von diesen Behelfen, als von denjenigen, welche die Natur selbst, noch

verschwenderischer als der reiche Artemidoros, in ihr reizvolles, jedes schönen Zaubers kundiges Wesen gelegt hatte.

Das gesteigertste, veredeltste Genußleben des Geistes und der Sinne feierte in diesen beiden göttergeliebten Seelen ihr seltenes Wonnefest. Vieles und Großes hatte Perikles geschaffen und vollbracht, vieles Schöne und Unvergängliche Aspasia wirksam angeregt, indem sie die zündenden Funken ihres Geistes und ihrer Schönheit nach allen Seiten sprühend warf. Aber das Schönste und Höchste vollzogen sie beide, indem sie sich liebten und glücklich waren: so glücklich, wie es nicht die stumpfsinnigen, sondern nur die götterähnlichen Menschen zu werden vermögen. Dessen, was sie anregten, schufen, wirkten, mochten sich die Sterblichen erfreuen; auf ihr Liebesleben aber schauten die seligen Olympier selbst mit Befriedigung herab. Das Ideal des menschlichen Glückes in schöner Lebens- und Liebesfreude zu verwirklichen, erschien in jenen halkyonischen Tagen von Milet den beiden selbst als der beste Teil ihrer Bestimmung . . .

In der Tat genossen Perikles und Aspasia zum ersten Male ganz das Glück ihrer Liebe in dieser Verborgenheit. Aber das schönste Asyl der ungestörten Einsamkeit, ein schöneres und ungestörteres, als der Hain und das Gartenhaus gewähren konnte, hatte die Zauberhand Aspasias geschaffen. Das offene, flache Dach des Hauses, umsäuselt von den Wipfeln hoher Pinien und Zypressen, war von ihr in einen kleinen Lustgarten umgewandelt worden. Den Blicken der Außenwelt war dieses Asyl durch blühendes Strauchwerk und auf hohen Stengeln sich schaukelnde Blumen, welche den Rand nach allen Seiten umsäumten, und durch Purpurlinnen entzogen, mit welchen man zeltartig die ganze Terrasse bedecken konnte. In diesem von der Welt abgeschlossenen, nur den beiden Liebenden allein zugänglichen Blumenasyle brachten sie wonnevolle Stunden hin. Hier genossen sie die sichere Einsamkeit eines verschlossenen Gemachs, ohne die dumpfe Schwüle eines solchen; sie hatten

den freien Äther über sich und fühlten sich angeweht von den süßen, duftgewürzten und erfrischenden Lüften des Haines. Die Einsamkeit der Myrten, die Einsamkeit des Hauses genügte ihnen nicht; zärtlichen Tauben ähnlich, entflatterten sie zum Dache, zur wonnigen, in den blauen Äther hinauf entrückten Stätte, und nur was schwingenbegabt war, vermochte ihnen dahin zu folgen: die Tauben, die Pfaue, die zwitschernden Singvögel. Hier ruhten sie zwischen den Blüten, hier gab Aspasia dem Freunde die Gesänge der Poeten zu hören, die in ihrem Munde einen wunderbaren Reiz gewannen, hier umstrickte sie ihn, zum Schall der Saiten singend, mit dem Silbernetz ihrer Töne, mit der Magie ihrer tief einschmeichelnden, das Gemüt des Hörers wonnevoll aufregenden Stimme, hier erzählte sie ihm reizende milesische Märchen, hier plauderten sie bald töricht wie Kinder, bald weise wie graubärtige Grübler. Hier konnten sie die Purpurtücher um sich und über sich zusammenziehen und wie Götter, in ein olympisches Rosenlicht getaucht, mit verklärten Leibern in purpurner Dämmerung atmen. Oder sie konnten dem hellen Glanze des Tagesgestirns von oben hereinzuströmen vergönnen, und der Liebende konnte Antlitz und Glieder der Geliebten, von blendend weißem Glanze übergossen, von den Reflexen der grünen Sträucher zauberisch umspielt, in erhöhtem Reiz wie ein ätherisches Gebilde bestaunen.

Aspasia kleidete sich nach milesischer Sitte jetzt purpurn, jetzt meerblau, jetzt feuerfarbig, jetzt krokosgelb. Sie liebte es, dem Freunde in wechselnder Gestalt zu erscheinen. Sie entlehnte Gewandung, Haltung, Ausdruck, Wesen jetzt von dieser, jetzt von jener Göttin oder Heroine, und auf den Wunsch des Perikles gab sie ihm mimische Tänze zu schauen, die diesen wechselnden Gestalten entsprachen und die an kunstvollem Reize alles übertrafen, was die schöne Theodota in dieser Art hatte bewundern lassen.

Bei diesen Verwandlungen seiner unvergleichlichen Freundin konnte Perikles nicht umhin, jener Verse des Meer-

greises Proteus zu gedenken, welche dieser ihm auf den Weg gegeben, als er, ohne es zu wissen, ausging, Aspasia zu finden. Jene Verse, die ihm das schönste Glück versprachen und ihn aufforderten:

„Halt' es fest nur, o Held, mit der tapferen Faust,
wie du mich hältst:
So nur gehalten, entschlüpft nimmer das Flüchtige dir!"

„Ich werde dich festhalten müssen, wie den weissagenden, gestalten=wechselnden Proteus, damit du nicht auch in einer deiner Verwandlungen mir entschlüpfest!" sagte Perikles scherzend zu Aspasia.

„Wie willst du es anfangen, mich festzuhalten?" fragte die Milesierin.

„Das hoffe ich von dir selbst zu hören!" versetzte Perikles.

„Etwa nach athenischem Brauche im streng vergitterten Käfig?" fragte Aspasia.

„Welchen Käfig meinst du?" sagte Perikles.

„Jenen Käfig," versetzte Aspasia, „den ihr Männer das Frauengemach in eurem Hause zu nennen pflegt."

„In diesen Käfigen", sagte Perikles nach einer kleinen Pause, „sind vielleicht nur Telesippen, nicht aber Aspasien festzuhalten."

Die Milesierin antwortete nur mit einem Lächeln.

Ihr genügte es, jenes Wort hingeworfen zu haben, um es in der Seele des Perikles nachwirken zu lassen.

Es begab sich eines Tages, daß Perikles mit Artemidoros in Abwesenheit Aspasias über diese selbst sich unterredete.

„Die Sagen und Geschichten aller Zeit", sagte Artemidoros, „berichten von Helden genug, welche auf längere oder kürzere Frist der Gewalt schöner Frauen anheimfielen. Den nach seiner Heimat schmachtenden Odysseus hielt die schöne Nymphe Kalypso in ihrer Grotte jahrelang zurück. Den frommen Äneas wußte die liebende Dido zu gewinnen, sogar den Stärksten der Starken bannte die tückische Omphale

eine Zeitlang an ihren Spinnrocken. Aber alle diese Weiber verstanden es nicht, den Gewonnenen für immer zu fesseln: ihr Zauber erlosch, die Fesseln sprangen, der überdrüssige Held holte das rostige Schwert oder die vergessene Keule wieder aus dem Winkel hervor, besserte eines Morgens sein halbmorsches Fahrzeug wieder aus und ging mit flüchtigem Abschiedsgruße von der Schönen fort auf neue Abenteuer. So würde wohl auch Aspasias Reiz erlöschen, wenn du in diesem freudenreichen Asyl beständig mit ihr verweilen müßtest!"

„Gewiß," sagte Perikles, „wenn Aspasia Theodota wäre, wenn sie nichts besäße, als den wonnigen Reiz ihrer Glieder. Aber es gibt etwas, das einen Liebenden wohl auch für immer zu fesseln vermöchte. Ich spreche nicht von den Mitteln gemeiner Weiber, welche durch verstellte Sprödigkeit oder durch Unruhe und Qualen und Schwierigkeiten des Besitzes, die sie dem Liebenden bereiten, dieses zu erreichen glauben. Es gibt bevorzugte weibliche Naturen, welchen es vergönnt ist, den Liebenden trotz schrankenloser Hingebung, durch welche das Glück gewöhnlicher Weiber scheitert und eben durch diese, mit immer festeren Banden zu umstricken. Sollte ich jenes Unsagbare nennen, wodurch ihnen solches gelingt, so könnte ich es nur die Charis nennen: jene wundersame Mischung von Reiz und Huld, einschmeichelnd ohne Aufdringlichkeit, das Gemüt durchsonnend, wie ein olympisches Götterlächeln. Diese Charis, glaube ich, ist der Zauber, welchen Aphrodite verwahrt in ihrem goldenen Gürtel. Tausend trübende Wölkchen steigen auf am Himmel der Liebenden; nur die Charis weiß sie zu bannen: nur im Strahl der leuchtenden, lächelnden Seelenanmut verschwindet alles Trübe. Nur durch ihren Anhauch mildert sich alles Schroffe und Harte. Ihr wird alles erlaubt und alles verziehen, weil sie keine Wunde schlägt, ohne sie augenblicklich zu heilen. Aspasia besitzt diese Seelenanmut, diese Charis, diesen Gürtel der Aphrodite, und mit diesem allein vereitelt sie spielend alle Bemühungen Theodotas! Denn ich kenne

die Weiber und weiß, wie selten, wie einzig in der Welt das ist, was Aspasia besitzt."

„Ich verstehe dich ganz," sagte Artemidoros; „was du sagst, habe ich oft empfunden. Der Prüfstein des Weibes und seiner Zaubermacht ist nicht der Genuß, den es bereitet, sondern die Art, wie es die Pausen zwischen den Genußmomenten eines Honigmondes auszufüllen weiß!"

„Aspasia versteht es," erwiderte Perikles, „in jedem Augenblick einen glänzenden Funken ihres Geistes aufsprühen zu lassen, etwas wie eine Rakete oder auch nur wie eine schillernde Seifenblase, etwas, wonach man haschen muß, und was die schleichende Stunde beflügelt. Und dies alles tut Aspasia ohne Anstrengung, ohne Zwang und Künstelei; sie tut es, weil es ihr natürlich ist. Und eben nur weil es ihr natürlich ist, wirkt es unwiderstehlich. Der Honigmond der Geistesarmen ist eine Sinnenhetze, gemischt mit tödlicher Langeweile; nur aus der Seele quillt, was dem Süßesten Wert und Dauer gibt."

Der Tag, an welchem Perikles mit seinen beiden Schiffen wieder nach Samos zurückkehren sollte, um von dort aus noch einen kurzen Besuch auf Chios zu machen, kam heran. Das Entgegenkommen der Milesier hatte es dem Perikles leicht gemacht, die Absichten, die ihn nach Milet geführt, zu verwirklichen; und so war es ihm vergönnt gewesen, nur den geringsten Teil der Zeit seines milesischen Aufenthaltes politischen Unterhandlungen, den großen Rest aber seinem geheimen Glücke zu leben.

Der gastfreundliche Artemidoros gab dem scheidenden Athener Feldherrn ein Gastmahl, an welchem auch Aspasia teilnahm.

Bei diesem Festmahl sagte Perikles zu seinem Wirte Artemidoros:

„Kein Wunder, wenn der geheime Zauber dieses Himmelsstriches auch mich erfaßt hat und ich sieben Tage lang schier unbewußt einem glücklichen Müßiggange mich hingab. Man merkt es, daß ihr Griechen dieser Küste den

heißblütigen Phöniziern nahe wohnet, welche zuerst die Liebesgöttin verehrten, und jener kyprischen Insel, welche dieser üppigen Göttin auf ihrem Siegeszuge aus der sidonischen Bucht nach Hellas die Stätte der ersten Wegesrast geboten. Und wie von Süden her die Festbegeisterung der kyprischen Götter, so dringt von Norden, von den Höhen des Tmolos, der Festlärm des Dionysos und seiner göttlichen Amme Rhea zu euch. Und so seid ihr gleichsam umzingelt und umbrandet von den Wogen der Festlust jener Freudengötter. Wie aus übervollen Eutern die Milch, wird hier der Tau der Üppigkeit ausgeschüttet aus dem Füllhorn jener Götter und aus den tausend quellenden Brüsten der Artemis. Euch Milesiern mögen die grausig-schwärmerischen Orgien auf dem Tmolos wohl nicht bloß vom Hörensagen bekannt sein. Es sollte mich wundern, wenn nicht den einen oder den andern von euch die Neugier einmal getrieben hätte, zur Festzeit sich in die Nähe jener geheimnisvollen Stätte im nachbarlichen Lydien zu wagen und, wenn auch vielleicht nur aus scheuer Entfernung, die Raserei der Korybanten zu belauschen."

Bei diesen Worten des Perikles verdüsterten sich ein wenig die Züge des Artemidoros und ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust, so daß Perikles ihn verwundert und fast betroffen anblickte.

„Mich selbst", begann Artemidoros, „hat das Verhängnis einst dorthin geführt, und ich würde dir das, was ich erlauschte und erlebte, gern erzählen, wenn sich nicht soviel Düsteres mit diesen Erinnerungen für mich verknüpfte."

Diese Worte vermehrten die Spannung des Perikles, und als Artemidoros es merkte, fuhr er fort:

„Ich sehe es wohl, ich muß auch wider Willen sprechen und meine Befangenheit mit der Rechtfertigung bezahlen, die deine Mienen, o Perikles, von mir heischen.

So vernimm.

Wenige Jahre sind es her, daß ich noch den reizendsten Jüngling von Milet meinen Sohn nannte. Er war ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers,

aber auch mit einer beschwingten Phantasie, die keinen Zügel kannte, mit einem bis zur Schwärmerei entzündlichen Gemüte. Es hat nie an Jünglingen zu Milet gefehlt, welche durch die Erzählung von den rasenden Orgien auf dem Tmolos zu freventlicher Neugier aufgestachelt wurden, und mancher ist der Hut seiner sorgsamen Erzeuger entflohen, um jenem wilden Reigen sich anzuschließen; ja, Zeiten gab es, in welchen dieser Drang wie eine Art von Seuche um sich griff. Ich erwog, wie ich eine ähnliche Verirrung von meinem allzu empfänglichen Chrysanthes abzuwenden vermöchte. Wie ich befürchtet hatte, zeigte auch er sich bald von jener Krankheit mitergriffen. Die Zeit der lydischen Feste kam heran. Chrysanthes wurde auffallend schweigsam, nachdenklich, seine Wangen bleichten sich, und er sah aus, wie von einer geheimen, fieberhaften Ungeduld verzehrt. Schon war ich entschlossen, ihn als Gefangenen im Hause zu behandeln, ihm Wächter beizugeben, die jeden seiner Schritte im Auge behalten sollten. Dennoch ließ der Zustand, in welchem ich ihn sah, mich sein Entweichen befürchten, und bald kam mir das Bedenken, daß der Jüngling infolge des gänzlich ungestillten Verlangens in gefährlichen Trübsinn oder in eine tödliche Krankheit verfallen könne, und daß es heilsamer wäre, wenn ich dem Drange seiner, wie es schien, immer wachsenden Neugier zum Teil, aber in einer Weise Befriedigung verschaffte, welche ohne persönliche Gefahr für ihn wäre. Ich eröffnete ihm, daß ich selbst mich mit ihm auf den Tmolos begeben, die mystischen Gebräuche der Korybanten mit ihm belauschen werde. In meiner Gesellschaft, unter meiner unmittelbaren Obhut, mußte ja der Jüngling vor jeder Gefahr gesichert sein.

Eine Reise von mehreren Tagen brachte uns ans Ziel. Wir bestiegen im Geleite eines Sklaven, der Lebensmittel für einen Tag trug, den waldbewachsenen, noch verödeten Tmolos und erwarteten den Augenblick, wenn der wilde Schwarm der Korybanten von Sardes her den Bergeshang heraufkommen würde.

Begonnen hatte das orgiastische Frühlingsfest schon am vorigen Tage damit, daß man die größte Riesenfichte des Tmolos fällte, sie umwand mit Kränzen unzähliger Frühlingsveilchen, die in den Gründen des Tmolos sproßten, und die so bekränzte unter wildem Festjubel hinunterschleppte bis in den Tempel der Kybele, um sie der allgebärenden Göttermutter als Frühlingsopfer darzubringen.

Nun war des Festes größter und geräuschvollster Teil noch übrig. Ein dumpfes Getöse scholl an unser Ohr noch früher, als wir den in der Abenddämmerung heranziehenden Schwarm der Korybanten erblicken konnten. Wir verbargen uns bei ihrer Annäherung im dichten Gebüsch, um, selbst unbemerkt, von hier aus ihres Treibens Zeugen zu sein.

Der Schwarm kam näher, das Getöse wurde betäubend. Ein jeder dieser Korybanten, von welchem manche ganz nackt, andere nur mit dem zottigen Fell eines wilden Tieres um die Lenden bekleidet waren, trug eine Handpauke, die er mit aller Gewalt in dumpfen Tönen schlug, oder eine lärmende Zimbel, oder blies auf einem Horne, wieder andere hatten Schwerter und Schilde in den Händen, die sie dumpf zusammenschlugen. Aber all diesen Lärm des Erzes und der Tonwerkzeuge übertönte noch das Geschrei, das Gebrüll vielmehr, welches einen Jubelgesang zu Ehren des verlorenen und nun wiedergefundenen Jünglings Attis, des Lieblings und Boten der allzeugenden Mutter Rhea, nur in abgerissenen Lauten vernehmen ließ. Vom verlornen und wiedergefundenen Attis sangen sie, aber es war die aus ihrem Todesschlafe wiedererwachte, wildgärende Triebkraft der Natur, welche diese Menschen nicht bloß feierten, sondern in sich selbst aufschäumen ließen bis zu wahnsinnigem Taumel. Angeführt wurde der Schwärmerzug von Kybelepriestern, welche, hellflammende Kienfackeln in einer Hand, in der andern scharfgeschliffene krumme Messer trugen, die sie mit fanatischen Blicken schwangen. Ein großer Phallos wurde vorangetragen. Das Gehen dieser Menschen war nicht ein Schreiten zu nennen, sondern ein vom Getöse jener Lärm-

werkzeuge begleitetes, wüstes Springen und Tanzen mit wild verrenkten Gliedern. Die Gesichter aller waren hochgerötet, manche auch bis zu tiefem Dunkelblau unterlaufen, die Augen schienen aus ihren Höhlen zu quellen und nicht wenigen stand der Schaum vor dem Munde. Dabei schüttelten sie wild die langen Locken, die ihnen, meist aus fremden Haaren künstlich angefügt, um die Schläfe hingen, und die ihnen ein mannweibliches Ansehen gaben. Was auf dem Wege von wilden oder zahmen Tieren in ihre Hände gefallen war, schleppten sie mit sich. An der Spitze des Zuges wurde ein Panther geführt. Einige sahen wir mit Schlangen in den Händen, die sie aufgegriffen hatten, und mit welchen sie so unbefangen wie mit Kränzen oder Bändern spielten.

Während der tosende Zug an uns vorüberstürmte, sah ich den jungen Chrysanthes neben mir von einer immer wachsenden Aufregung ergriffen. Er schwieg, aber sein Angesicht erglühte, sein Auge blickte starr auf die rasende Festschar, und er begann einige von den Bewegungen, die er an jenen Tollen bemerkte, unbewußt zu wiederholen.

Unfern der Stelle, wo wir im Gebüsche versteckt waren, dehnte sich eine große, von ungeheuren Fichten umschlossene, kräuterbewachsene Fläche. Hier machte der Schwarm Halt, aber nicht um zu rasten, sondern um noch toller zu wüten. Der Phallos und die mitgeschleppten Tiere wurden in die Mitte gebracht, auch die Priester traten in die Mitte, und in der Runde umher scharten sich die Korybanten.

Einem ermunternden Worte der Priester folgend, stürzten sich diese auf den Panther und auf die übrigen Tiere, zerrissen dieselben erst mit den Händen, dann mit den Zähnen, schlürften ihr warmes Blut und steckten die Reste des blutenden Fleisches auf ihre Thyrsusstäbe wie auf Spieße. Dann begannen sie unter dem verstärkten Getöse der Pauken und Zimbeln und des geschlagenen Erzes den Phallos zu umtanzen, die große, allzeugende Göttermutter preisend und die all-lebendige Zeugungskraft, die unerschöpfliche Lust und

Liebeskraft, deren Bild unter ihnen vor aller Augen emporragte . . .

Die wilden Tiere flüchteten sich vor dem Lärm in die entferntesten Gründe: ein Löwe brach erschreckt in eiligem Laufe hart neben mir und Chrysanthes durch das Gebüsch. Und in der Tat, die fanatischen Ausrufe, das rauchende Opferblut, die lodernd geschwungenen Fackeln, vor allem das Getöse des Tympanons, mußten jedes Tier- und Menschengemüt in Angst oder in den wildesten Aufruhr bringen. Ich selbst verlor fast die Besinnung. Da machte plötzlich Chrysanthes neben mir den Versuch, von mir sich loszureißen. Entsetzt sah ich auf ihn und merkte, daß er in seinem ganzen Wesen schon jenen Rasenden ähnlich war. Ich hielt ihn fest, aber, Riesenkraft in den jugendlichen Gliedern entwickelnd, machte er sich frei, und fortstürmend sprang er hinab über eine Felswand, so hoch und schroff, daß nur durch ein Wunder seine Glieder unzerschmettert blieben — hinab, mitten unter jene Rasenden sprang er, und wie die schäumende Flut einen Tropfen, verschlang ihn der taumelnde Reigen.

Vor Schrecken starr, ratlos, fast besinnungslos stand ich da.

Der rasende Tanz ging weiter vor meinen schwindelnden Augen. Einige stürzten wie tot zusammen, erhoben sich wieder und begannen von neuem.

Wieder brachen Ausrufe der Entflammtesten, begleitet von winkenden Zeichen, wunderlich tollen Gebärden, durch den Lärm sich Bahn. Und als der Taumel aufs höchste gestiegen, traten einige hervor und verschafften sich Gehör mit Worten, von welchen an mein Ohr nur weniges vernehmlich drang. Sie wiesen nach dem Phallos hin, sie riefen mit aufgeregten Gebärden, das tote Scheinbild auf jener Stange müsse nach altheiligem Gebrauche ersetzt werden durch die Blutwärme der Wirklichkeit, und den Begeistertsten im Reigen gezieme zur Feier der all-lebendigen Kraft die persönliche darzubringen als freudiges Dankopfer der allzeugenden Göttin . . .

Unheimlich blinkte das scharfgeschliffene krumme Messer, die uralte asiatische Harpe, in den Händen der Kybelepriester — —

Mir schwanden die Sinne, ich sah nur mehr einen wüsten Knäuel sich durcheinander bewegen, in welchem die Rasendsten sich mit blitzender Klinge verwundeten, verstümmelten — ich gedachte meines Chrysanthes — es wurde Nacht vor meinen Augen, ich sank zu Boden.

Als ich die Besinnung wiedererlangte, war der Mond taghell aufgegangen, die Korybantenschar war weitergezogen, das Getöse des Tympanons scholl aus dem Innern des Waldgebirges wie ferne verrollender Donner.

Ich begab mich nach dem nahen Sardes, der Stätte des Priestertums der Kybele, weil ich dort am ersten hoffen konnte, vom Schicksal meines Chrysanthes etwas zu vernehmen, den geliebten Verlorenen wiederzuerhalten.

Und ich erhielt ihn wieder: er wurde mir zurückgebracht auf einer aus Fichtenzweigen des Tmolos geflochtenen Bahre, verwundet, verstümmelt, verblutet —

Der Jüngling voll blühender Kraft und Schöne lag vor meinen Augen da, jener veilchenbekränzten Fichte vergleichbar, gefällt auf dem Tmolos vom Messer der Korybanten als Dankopfer der „allzeugenden Göttin“ . . .

So lautete die Erzählung des Artemidoros.

Die Heiterkeit des Festmahls war getrübt.

Als es vorüber war und Perikles mit Aspasia sich allein befand, sagte er:

„Milet ist schön und die Erzählung des Artemidoros wird mir die Erinnerung der wonnigsten Tage nicht gänzlich trüben, welche die Götter mir hier zu durchleben vergönnten. Aber ich fühle, daß es Zeit ist, den Fuß von diesem heißen Strande hinweg wieder auf das schwebende Meerschiff zu setzen, und meine fast beklemmte Brust wird erst wieder völlig frei aufatmen in den heimischen, mildkräftigen, attischen Lüften!“

Anmerkungen.

Erstes Kapitel. Seite 24.

Man betone Iktínos, sowie auch Hipponikos, Kratinos, dagegen Prómachos, Pápyros, Pháleron, Agorákritos.

Fünftes Kapitel. Seite 137.

Der geneigte Leser verderbe nicht den Scherz, der in die mit Absicht gewählten, rauhklingenden Namen Pasikómpsos, Exekéstides, Astrámpsychos gelegt ist, durch jene gewisse, fremdländischen Namen gegenüber beliebte Zungenprüderie. Weder diese noch andere griechische Namen können demjenigen ernstliche Schwierigkeiten bereiten, der überhaupt lesen gelernt hat, und von dieser Fertigkeit ohne Ziererei Gebrauch machen will. Gewöhnt an wirklich häßliche Mißklänge, wie z. B. unser deutsches Wörtlein „nichts" einer ist, dürfen wir uns nicht anstellen, als ob wir etwa über die erste Silbe des Namens Mnesárchos mit unserer Zunge nicht hinwegzukommen vermöchten.

Elftes Kapitel. Seite 299 ff.

Die Einzelheiten dieser Schilderung der Seeschlacht von Tagria sind völlig erfunden, einzig dem Bedürfnisse des Romans gemäß, den Charakter des Perikles in äußerer Betätigung erscheinen zu lassen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke
in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

I. Hamerlings Leben und Schaffen.
II. Venus im Exil. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Germanenzug.
III. Ahasver in Rom.
IV. Sinnen und Minnen.
V. Der König von Sion.
VI. Danton und Robespierre.
VII. Teut. — Die sieben Todsünden. — Lord Luzifer.
VIII.—IX. Aspasia. Roman aus Alt-Hellas. 2 Bde.
X. Amor und Psyche.
XI. Blätter im Winde.
XII. Homunkulus.
XIII. Stationen meiner Lebenspilgerschaft.
XIV. Die Lehrjahre der Liebe.
XV. Letzte Grüße aus Stiftinghaus.
XVI. Prosa. — Vermischtes.